

## **MIMETION III**

Geschichte und Politik.....	2
Natur, Evolution, Wissenschaft.....	17
Theologie und Religion.....	44
Musik.....	74
Zeitgeist und modernes Leben.....	104
Philosophie.....	118
Ästhetik und Kunst.....	154
Astronomie, Kosmologie.....	181
Malerei.....	187

## **GESCHICHTE UND POLITIK**

### **(1) Europa im 21. Jahrhundert**

Kräfte von wahrhaft kontinental-tektonischen Ausmaßen drücken im 21. Jahrhundert auf alle Nationalstaaten und -gesellschaften Europas, ebenso auf dessen seit kaum sechzig Jahren entstehende Einheit (unter dem Siegel EU) als säkularer Weltmacht.

Zum ersten der Druck eines Weltmarktes, dessen Submärkte (Arbeitskräfte, Produktion, Konsumtion, Geld und Handel) global interagieren und konkurrenzieren. Europa sieht sich ohne Alternative gezwungen, im globalen Wettstreit der Kontinentalmärkte mitzuspielen. Schon dies bringt das bisher erfolgreiche Modell „europäischer Sozialstaat“ in Bedrängnis.

Zum zweiten der Druck eines demographischen Zusammenbruchs; die Europäer haben beschlossen, demnächst und für immer auszusterben. Doch wird für Nachschub, wenn auch fremden, gesorgt; die globale Immigration Europas ist einerseits eine stabilisierende Gegenbewegung: doch andererseits strapazieren und prüfen die ungeheuren Probleme der Integration oft vormoderner Populationen und Kulturen, vor allem der islamischen, die Identität und Bestandsfähigkeit der europäischen Gesellschaften und Staaten als Mitglieder eines freien und säkularen Europa.

Zum dritten der aktuelle weltpolitische Druck, der Europa nolens volens an die Seite der USA stellt, weil die Bedrohung des globalen Weltterrors islamistischer Provenienz nur an der Seite der USA zu bewältigen ist. Alle weltpolitischen Relationen Europas zu Rußland, zu China, zu Afrika, zu Indien und zu allen anderen Mächten einer angeblich schon „multipolar“ gewordenen Welt verbleiben dem globalen Kampf gegen den globalen islamischen Dschihad untergeordnet.

Weil jeder Kontinent und jede verbliebene nationale Großmacht (vor allem China, Indien, Rußland) in den jeweiligen („multipolaren“) Kontinenten eine je eigene Vorgeschichte hat, muß jener globale Druck auch jeweils

andere Wirkungen, andere Fehleinschätzungen, andere – oft abrupte – Kehrtwendungen und Orientierungen zeitigen.

Im Europa von heute beispielsweise existieren noch die Reste der alteuropäischen Linken und Rechten (deren Vorväter zwei Weltkriege verursachten und durchlitten), die der Fehleinschätzung und dem Vorurteil lustvoll huldigen, das „Imperium“ der USA sei der eigentliche Gegner, die Quelle allen Übels, die Ursache auch des islamischen Terrors.

Bezüglich des globalen ökonomischen Druckes wird im siegreichen Kapitalismus die Quelle alles Bösen gefunden. Eine (neomarxistische) Bewertung, die zu drei Alternativen führt, deren Illusionscharakter lediglich deren Verfechtern verborgen bleibt. Zum ersten könnte und sollte es eine Rückkehr zu einem entweder abermals rigiden oder moderaten oder „überhaupt anderen“ Kommunismus geben; zum zweiten könnte und sollte Europa zur vermeintlich „geborgenen“ Kleinstaaterei und deren Ökonomien von früher zurückkehren (zu jener vor 1914, vor 1933 oder vor wann?); und zum dritten könnte und sollte man die Globalisierung entweder überhaupt bekämpfen und verabschieden oder wenigstens so abmildern, wie die Plaudereliten von Attac und „Nobelpreisträgern“ einem illusionssüchtigen Publikum meist jugendlichen Alters vordenken.

Nicht verschwiegen sei, daß in Europa – vom islamischen Gürtel ganz zu schweigen – auch immer noch jene antisemitischen Weltverschwörungstheorien marginal (?) grassieren, die den (Geheim-)Wissenden von einst geheimnisvoll raunend über die ultimative Quelle alles Welt Übels zu erzählen wußten. Irgendwo an der Ost- oder Südküste der USA muß das Mekka aller Weltübel residieren: Kapitalismus und Weltjudentum, Liberalismus und Militarismus, religiöser Fundamentalismus und imperialer Hegemonialismus.

Daher finden wir noch heute unter europäischen Denkern erstens die abgeschmackte Lehre, nicht die („völkerrechtswidrige“) Militärmacht USA, sondern Europa habe die übrige Welt über eine erst noch durchzusetzende Aufklärung zu belehren und als pazifistische Friedensmacht an das Reich des Weltfriedens heranzuführen. Mit diesem Irrtum geht zweitens und zwanglos die Unterstellung einher, die UNO sei schon, was sie heute noch nicht ist und in ihrer jetzigen Gestalt auch nie werden kann: eine wirklich zentrale Regierungs-Macht, die wirkliches Welt-Recht sowohl setzen wie auch wirklich sichern könnte.

Wiederum mehr in die Kompetenz der Plaudereliten fallen die Vorschläge drei und vier: ein Minimalkonsens zwischen den Kulturen wäre möglich, - als Grundlage eines festzuschreibenden Weltethos, nach dessen Gesetzen

weltpolitisch zu verfahren wäre; ein Traum, der lediglich den Traum eines voraussetzungslos toleranten Dialoges der Kulturen zu Ende denkt, wonach ein globaler Multikulturalismus als Charta einer neuen UNO fungieren könnte und sollte.

(Dezember 2005)

## **(2) Das Denken in Perversionen**

Der Papst bezeichnet im August 2005 den islamistischen Terror als „Perversion“. Denkt der gläubige Katholik, das Wort seines Oberhirten lesend: jetzt hat er's ihnen aber gesagt, endlich einer, der die Wahrheit sagt. Und nebenbei denkt er: „Perversion“ ist es, nicht das „Böse“, das der (böse und dumme) „Bush“ im Munde führt.

Denkt bin Laden und seine Millionenanhängerschaft: „Perversion“ ist unser Heiliger Krieg? Woher nehmen diese perversen Ungläubigen und Juden die gottlose Unverschämtheit, uns als „Perverse“ zu bezeichnen? – Die gerechte Rache und Strafe Allahs komme über sie!

Denkt der alteuropäische Linke und Rechte und auch der demokratische „Intellektuelle“ und „Künstler“ in den USA: keine größere Perversion ist denkbar und wirklich als der Kapitalismus à la New York. Recht geschah und geschieht uns.

Denkt der Österreicher in seiner Freiluftstube: laßt uns daheim und neutral bleiben, fern von uns alle Perversionen der großen Welt, laßt uns genießen: unser schönes Land und seine weltbesten Schweinsbraten und Wiener Schnitzel.

Teletext im ORF: Der Papst rufe zur Versöhnung mit dem Islam auf; Teletext auf CNN: Der Papst rufe zum Kampf gegen den Terrorismus auf. Liest der geneigte Leser beide Berichte und stellt fest: beide verkünden doch denselben Inhalt. Denkt er dabei klug belehrt: Aha, die Schlagzeile macht den Tusch für die jeweilige Leserschaft. Der antiamerikanische Journalist ist das Übel, über das er vermeintlich nur berichtet...

(Dezember 2005)

## **(3) Das Zuspätkommen, das nicht zu spät kam**

In der unausweichlichen Kollision von islamischer und westlicher Welt - die weltgeschichtliche Aufgabe des 21. Jahrhunderts – durchleben beide eine

sowohl politische wie religiöse Katastrophe und Revolution. Die Trennung von Politik und Religion – Erb- und Prachtstück der Ersten Welt – wird durch die ultimative Kollision zu einer neuen Einheit beider Momente führen, die gleichwohl die geschichtlich errungene Trennung von endlichem und absolutem Geist nicht widerrufen müssen und können; und in der Zweiten Welt wird die endlich erreichte Trennung beider Lebenssphären gleichfalls zu einer neuen Einheit führen, die jene westliche Neu-Einheit integrieren können, weil sie unter Mitwirkung der islamischen Welt verwirklicht worden sein.

Weil beide Veränderungen zeitgleich geschehen, obwohl doch das Verändernde differenten Zeitstufen der Entwicklung von Religion, Politik und Menschheit angehört, ist sowohl das Verändern wie das Resultat der Veränderung durch eine asymmetrische Wechselwirkung der beiden Welten aufeinander wie auch eine revolutionäre Selbstbewirkung in ihnen selbst bestimmt. Gott schlägt die Erste Welt mit der Märtyrer-Keule der Zweiten Welt, um die dringend gesuchte Neuverknüpfung des Geistes herbeizuführen und zugleich in der entstehenden ganzen Welt jede Religion, die sich nochmals auf ein Recht des Tötens beruft – das Erbstück aller Erwählungs- und Verfluchungsreligionen – für immer aus dem Feld der Geschichte zu schlagen.

Der treibende Begriff dieser globalen Wechselwirkungen ist das Prinzip und die Realität von Freiheit und Gerechtigkeit, worüber eine zur Einheit zusammenwachsende Menschheit ein vollständiges theoretisches Bewußtsein wie auch eine entsprechende einheitliche Lebensrealität gewinnen muß. Ohne diese Einheit von absolutem Wissen und Tun ist eine technologisch gerüstete Menschheit nicht überlebensfähig. Und der (Nicht)Gebrauch der Atombombe ist der erste Probestein für das Gelingen von Katastrophe und Revolution, für den Triumph der siegreichen Neu-Einheit von Religion und Politik und ebenso der Erst-Einheit einer multipolar und zugleich zentral vereinigten Menschheit.

Nochmals und genauer: die weltgeschichtlichen Veränderungen des 21. Jahrhunderts bedeuten für die islamische Welt eine scheinbar nur religiöse Katastrophe und Revolution, für die westliche Welt eine scheinbar nur politische Katastrophe und Revolution. Dieser doppelte Schein ist durchschaubar: weder ist die moderne Trennung von absolutem und endlichem Geist, noch ist die vormoderne Einheit beider Momente – das fixierte Testimonium des Islams für die ganze Menschheit – eine ewige.

Der erste Schein scheint unbedingt: das Verhältnis von Religion zu Politik muß in der ganzen Welt nach den Maßstäben der aktuell existierenden westlichen Welt aus- und zugerichtet werden. Aber in diesem Schein

leuchtet schon der zweite: die neuen Maßstäbe haben ihrerseits ein neues Verhältnis von Religion und Politik zur Voraussetzung und Begründung.

Irritieren mag die Wendung einer „religiösen“ Katastrophe: Liegen die Jahre des Investiturestreites, des Dreißigjährigen Krieges, der Kreuzzüge und anderer, für uns beinahe nur mehr kuriosen Ereignisse der europäischen Geschichte nicht schon unüberschaubare Menschenleben zurück? Allerdings; und niemand kann und soll – in keiner der vielen Konfessionen der christlichen Religion von heute – auch nur einen Gedanken daran verschwenden, die alten Tage und Geister, die alten Mächte und Kämpfe könnten oder sollten, wenn auch in veränderter Gestalt, wiederkehren, um der Kirche oder den Kirchen – sei es nationalstaatlich oder überstaatlich – zu einer Macht zu verhelfen, die ihnen einst zum Verhängnis wurde.

Dennoch wird die islamische Katastrophe in ihrer Wirkung auf die westliche Welt deren künftigen Religions-Abgrund erschließen: das Zuspätkommen der dritten monotheistischen Weltreligion wird doch nicht zu spät gekommen sein, – es war und ist vorgesehen. Und erst eine säkular gewordene Erste Welt konnte berufen werden, eine List des Weltgeistes im Dienste des absoluten auszuführen: erstmals die ganze Welt im Licht universaler Prinzipien umzuformen.

Die vormoderne christliche Kultur Europas, wäre sie beim Untergang des Osmanischen Reiches am Beginn des 20. Jahrhundert fähig und „gelaunt“ gewesen, die reale Globalisierung unserer Tage voranzutreiben, wäre zum Scheitern verurteilt gewesen. Denn eine noch hegemonial denkende Religion und Kultur wäre auf einen „Orient“ gestoßen, der in diesem Unterfangen keine vergemeinsambare Universalität hätte erkennen können. (Und zurückgebliebene Mentalitäten können es heute noch nicht.)

Zwar ist offenbar, dass auch die anstehende Real-Globalisierung nicht gänzlich ohne Krieg und Leiden wird möglich sein, nicht ohne große Verwerfungen und Katastrophen, doch ist das universale Ziel in eine Nähe gerückt, die vor hundert Jahren in noch unerreichbarer Ferne lag. Gleichfalls werden in der islamischen Welt die Welterklärungen des 20. Jahrhunderts erst nach und nach verschwinden, – eine Hypothek der Vergangenheit, welche die Gegenwart und Zukunft beider Welten abzarbeiten haben.

Denn selbstverständlich ist nur ein radikal gewandelter Islam befähigt und befugt, eine eigene Säkularisierung und Moderne, die mit der unausweichlichen Universalität harmonisierbar ist, durchzuführen. Die

„Eigenheiten“ der entstehenden multipolaren Kontinentalwelten dürfen der Uneigenheit ihrer universalen Zentralität nicht mehr widersprechen.

Die Rechtsstaatlichkeit der Ersten Welt kann und muß sich zwar überall in den vormodernen Kulturwelten individualisieren, sogar unter Anschluß an stammesgeschichtliche Traditionen und Religionen, - nicht mehr aber als Widerspruch zur universalen Globalität, die der Zweck des ganzen Prozesses ist. Die heute noch vielen Welten sollen eine werden, weil jede Alternative das Ende von Menschheit wäre.

Daß schlussendlich die USA berufen sind, den Job dieser Aus- und Angleichung hauptverantwortlich voranzutreiben, liegt in der Natur der multinationalen Sache sowohl von Welt wie von USA; dies hören viele Europäer nicht gern, weil sie sich immer noch mit dem Nabel der Welt von gestern verwechseln. Die USA sind das „Modell“, nicht Europa, das seinerseits nach dem Modell gebaut wird.

(Mai 2006)

#### **(4) „Israel wird verschwinden“**

Wenn der iranische Präsident die Europäer davor warnt, Israel weiterhin zu unterstützen, weil das „zionistische Regime“ schon bald „endgültig verschwinden werde“, dann ist dies eine Drohung, die in Europa nicht ernst genommen zu werden pflegt. Warum nicht?

Weil man sich an das Träumen von einer friedlichen Lösung zwischen Israel und den Palästinensern, zwischen Israel und seinen Feinden gewöhnt hat? Obwohl die Vernichtung Israels sogar in der Verfassung des Irans festgeschrieben steht? Und träumt man diesen Traum so fest und so entschlossen, weil man insgeheim weiß, daß Träumen nicht helfen wird, weil eine Überredung der arabisch-schiitischen Welt, von ihrem Vernichtungskrieg abzulassen, ein Ding der Unmöglichkeit sein wird? Was aber, wenn das europäische Befriedungsprogramm wirklich ein Ding der Unmöglichkeit wäre?

Angenommen, die hohe Wahrscheinlichkeit wäre unumstößlich: keine Diplomatie, keine große oder kleine Politik, weder die USA noch die UNO, noch gar die Europäer könnten jemals imstande sein, diese Überredung zu leisten; und auch nicht die Gründung eines palästinensischen Staates, so sie denn in absehbarer Zeit möglich sein sollte, könnte das erträumte Wunder bewirken; - ist es diese halb unbewusst erkannte Einsicht, welche

die Europäer davon abhält, die Kriegs-Drohungen des Irans und seiner Gespielen ernst und wörtlich zu nehmen?

Hat man sich mit der künftigen Katastrophe insgeheim schon abgefunden und spielt deshalb den stur auf „Frieden“ setzenden Diplomaten, der nicht merken möchte, was sich zusammenbraut? Als wäre Europa in der Rolle des Kaninchens vor der Schlange, bei der nicht fraglich ist, ob, sondern nur wann sie zustoßen und zu vernichten versuchen wird. Doch legt die europäische Absurdität, in diesem Konflikt nicht Partei ergreifen zu wollen, eine perfide Alternative nahe: nur Israel sei das Kaninchen, Europa jedoch weit vom Schuß und Schauplatz und außerhalb der Gefahrenzone.

Ähnlich wie die Besucher eines Zoos aus sicherer Entfernung und abgeriegelt durch Gitter und Glaswände menschenunfreundliche Raubkatzen und Bären betrachten und genießen können, vermöchten auch die Europäer dem nächsten Krieg im Nahen Osten wie Logenbesitzer in der ersten Reihe des Welttheaters beiwohnen? Keine Frage, auch diese geographische Ferne vom Schauplatz spielt eine vernebelnde Rolle. Europa hofft, abseits des entscheidenden Kriegs zu verbleiben, der sehr wahrscheinlicherweise einzig und allein jene „Überredung“ leisten können, die keine politische zu leisten vermochte.

Oder besteht doch noch eine geringe Chance, weil sich die moderaten Mächte und Kräfte in der arabisch-schiitischen Welt rechtzeitig durchsetzen werden, um den nächsten Holocaust zu verhindern? Setzt das träumende Europa auch auf diese Karte? Und setzt es auf diese Karte gegen ein Amerika, das längst weiß, daß diese Karte allein nicht gespielt werden kann? Die stehende Formel der friedensverträumten Europäer: die USA „müßten mehr tun“ im Nahen Osten, ist ebenso unverbindlich wie hinterhältig; sie schiebt die Nichtfriedens-Karte wie einen Schwarzen Peter dem großen Bruder zu, aber nicht offen und ehrlich, sondern versteckt und heimtückisch.

Der Iran leugnet den ersten Holocaust und droht einen zweiten an; Israel sei lediglich geschaffen und in den Nahen Osten plaziert worden in der Absicht, die gesamte Region unter die Herrschaft des Westens zu bringen. (Was durch die „Besetzung“ des Iraks aufs neue bewiesen wurde.) Jede Regierung, die Israel unterstütze, werde den „Zorn der Völker“ erleben, und „wenn der Hurrikan losbricht“, werde dieser „nicht an den geographischen Grenzen Halt machen.“ Dies sind deutliche Worte; oder doch nur „orientalisch“ übertreibende? Und nährt auch diese „orientalische“ Hoffnung den Traum der Europäer?



Und wenn der Kreuzzug eines atomar bestückten Iran wirklich losbräche, wenn die „Befreiung QI-Quds“ (Jerusalems), die jedes Jahr am letzten Tag des Ramadan mit Massenkundgebungen vorgefeiert wird, wenn dieser schrecklichste aller (verdrängten) Träume wirklich würde: was dann? - In diesem Fall wird der antiamerikanische Europäer seinen amerikanischen Traum zu träumen beginnen: Was zweimal glückte, warum nicht zum dritten Mal? Unser großer Bruder wird uns auch diesmal von einer Geißel der Menschheit befreien.

Was auch immer geschieht, der Iran hat ganz recht: was er befürchtet, wird eintreten: die „gesamte Region“ wird endgültig unter „fremde Herrschaft“ geraten; aber dies aus anderem als dem vermeinten Grund: weil die jetzt herrschenden antiisraelischen Mächte der Region nicht wert und würdig sind, den nächsten Krieg zu überleben. Sie sind es, die „endgültig verschwinden werden“, um einer völlig neuen - modernen - arabisch-schiitischen Welt Platz zu machen.

(November 2006)

## **(5) Felspantheon**

Das dargestellte Sein der Pharaonen in ewigem Stein und lebensgleichem Bild erschien dem Ägypter als ein Beweis ihrer Unsterblichkeit. Die in Fels gehauenen Köpfe der amerikanischen Präsidenten hingegen sind lediglich ein Beweis, daß sich die Geschichte einer Nation in deren Erinnerung durch das Spektakel monumentaler Skulpturen zum unsterblichen Mythos stilisieren möchte.

Doch nur mehr aus weitester Ferne vernehmen wir im Felspantheon verstorbener Präsidenten das Raunen ewiger Worte. Die bizarre Vergrößerung eines Menschenkopfes bietet uns Spätgeborenen nur mehr das Bild einer absurden Erhabenheit; jeder säkulare Tempel geschichtlicher Größen wirkt anrühlich, als sei ein Raub durch die Mächtigen an der Menschheit geschehen, der einmal noch gerächt werden wird.

Ein Gott, der eins ist mit seiner Geschichtlichkeit, scheint sich jeder verklärenden Darstellung in erfolgreichen Söhnen zu entziehen. Was den versteinerten Ikonen der Geschichte heute verbleibt, ist ein matter Nachklang des antiken Ruhms, säkularisiert zur historischen Aureole politischer Macht.

Lukratives Thema für einen Literaturwettbewerb: stellen Sie vor und führen Sie aus, was im mumifizierten Bewußtsein eines Ägypters vor sich geht, der dreitausend Jahre nach seinem Ableben zur Erde zurückkehrt, und dessen erster Blick von einer Felsgalerie amerikanischen Präsidenten gefesselt wird.

(Juni 2007)

## **(6) Schweizer Mythos**

Einzig und allein der Schweiz gewährte das moderne Europa das Glück, sich als eine von der Geschichte auserwählte Willensnation zu präsentieren. Doch am Beginn des 21. Jahrhunderts verabschiedet sich auch diese grau gewordene Gestalt eines politischen Mythos von der Bühne der Geschichte. Die Zweifel der Schweizer an ihrer nationalen Identität und Neutralität, seit 1989 unumgebar, stellen jene altbewährten und gleichsam naturwüchsigen und gebirgsverwandten Kräfte in Frage, die das kleine Land befähigten, mitten in einem Kontinent verfeindeter Nationen und ihrer verheerenden Kriege das Wunder einer Vereinigung mehrerer europäischer Nationen zu einer einzigen Nation zu vollbringen. Und was solange für die Vereinigung Europas Modellfall gewesen war, das soll nun plötzlich nur mehr ein zurückgebliebener Sonderfall sein?

Doch wie könnte es anders sein, da das Modell sich endlich anschickt, auf dem ganzen Kontinent verwirklicht zu werden, da sich der beschränkte Geist des Nationalstaates dem größeren eines europäischen Staatenverbundes zu beugen beginnt? Zum Sonderfall wird ein Nationalstaat unausweichlich, der in dem Augenblick verzichtet, die Agenda der aktuellen Weltgeschichte in den Gremien der Vereinten Nationen und der Europäischen Union mitzubestimmen, wo die Nationen sich weltweit gezwungen sehen, zu übernationalen Kontinentalverbänden zusammenzufinden.

Sich als ewige Oase in einem vermeintlich ewigen Kalten Krieg mißzuverstehen, als Hort einer ewigen Neutralität, die allein Sicherheit und Reichtum im unsicheren Gezeitenstrom der Weltgeschichte gewähre, wurde zu einem politischen Phantasma mit paranoidem Einschlag, seitdem das kleine Land im Herzen Europas von einer internationalen Eidgenossenschaft befreundeter Nationen umschlossen wird.

Seitdem die Idee des Nationalstaates als internationale Konkursmasse des alten Europa verhandelt wird, müßte sich die Schweiz schon als

extraplanetarisches Erdloch, als kosmisches Schweizer Käseloch über die Erde erheben, um ihrer angestammten Rolle als Modell und Vorbild für ein künftiges Europa treu bleiben zu wollen. Und das Festhalten an der immerwährenden Exklusivität einer viersprachigen Willensnation als Vorbild für die ganze Welt geschieht dann bereits unter absurden Prämissen und Konsequenzen: im Heute der Weltgeschichte gäbe es eigentlich nur zwei Welten: die Schweizer und die übrige.

Aber als Nabel des Planeten, als Wesen der Welt, als vorläufiges Ziel der Weltgeschichte würde sich die Schweiz unweigerlich mit den Vereinigten Staaten von Amerika vergleichen müssen, denen es allerdings gelungen ist, dank geographischer Sonderlage und weltgeschichtlichem Auftrag, eine Symbiose von Nationalstaat, Staatenbund und Kontinentaleinheit herzustellen. Ihnen wurde daher im Interregnum zwischen der Epoche neuzeitlicher Nationalstaaten und der Epoche globaler Kontinentalverbände die Rolle einer imperialen Supermacht zuteil.

Nicht zufällig war im Frankreich der Jahre 1780 bis 1789 von nichts als von Amerika die Rede, vom Land der unbegrenzten Freiheit, von den philosophiewürdigen Politikern namens Franklin und Jefferson, vom Gelobten Land einer modernen Republik, einer auf wirklicher Gleichheit gegründeten Gesellschaft. Und ein Blick in die Dokumente genügt, um zu erkennen, daß sich der politische Diskurs, der zur Niederschrift der fünftausendwortigen amerikanischen Verfassung von 1787 führte, durch eine später nie mehr erreichte philosophische Kühnheit auszeichnete. Ein europäischer Kleinstaat des 20. Jahrhunderts aber setzte sich der Lächerlichkeit aus, wollte er sich mit dem weltgeschichtlich erfolgreichen Projekt der Vereinigten Staaten von Amerika vergleichen.

Zwar gönnt sich das moderne Europa bis heute den Luxus von Stadtstaaten, von zeremoniellen Tourismusmonarchien, von Pseudofürstentümern und ähnlicher Historienfolklore. Aber dieser Anachronismus sollte nicht dazu verführen, den Kontrapunkt von Globalisierung und Regionalisierung, dem sich das heutige Europa ausgesetzt sieht, mißzuverstehen. Das weltbürgerliche Selbstverständnis des modernen Europäers kann nur lauten, daß er sich in naher Zukunft zugleich als Europäer und als Fläme, als Europäer und als Wiener, als Europäer und als Walliser, Bretoner, Kosovare, Steirer und sofort benennen wird. Nicht nur kulturell, auch geopolitisch wandelt Europa auf amerikanischen Denkwegen in die Zukunft.

Nicht zufällig werden den Schweizern mittlerweile bereits ihre großen Landesausstellungen, die früher alle fünf und zwanzig Jahre die Einheit der viersprachigen Willensnation beschworen, zum chronischen Problem. Was

1939 noch gegen Nazideutschland, 1964 gegen ein verblocktes Europa Identität und Sonderstellung symbolisieren konnte, das fällt im Jahre 2001 in die Leere eines nicht mehr vorhandenen Widerparts. Und schon um nicht Außenseiter der künftigen ökonomischen und technologischen Integration zu werden, müssen nun die vier Sprachregionen der Schweiz nach neuen übernationalen Vernetzungen mit den Nachbarregionen der angrenzenden Staaten trachten.

Nicht weniger nostalgisch als die Träume der chthonischen Schweizer muten die pazifistischen Träume der österreichischen Sozialdemokraten an, wenn sie dem Vereinten Europa ein anderes Militärbündnis als das geschichtlich gewachsene der NATO vorphantasieren möchten. Glücklicherweise über ihre Mitgliedschaft in der Europäischen Union, befinden sich die österreichischen Altlinken unglücklich bei dem Gedanken, einer aktiv agierenden NATO beitreten zu müssen. Und sie werden nicht müde, im legendär illusionistischen Geist von 1968, das einzige ernstzunehmende Sicherheitsbündnis Europas als vergangenheitsorientierte Militärideologie zu denunzieren.

Ausgerechnet die Kriege auf dem Balkan seit 1991 nennen sie als vermeidbare Beispiele unbesonnener Gewalt, damit noch nachträglich die Schuld der Versäumnisse des Europas an der Wende von 1989 bestätigend. Es sollte kein Geheimnis sein, daß es sich bei der - zu spät erfolgten - Befriedung des spätnationalistischen Balkan durch den seit 1989 zusammenwachsenden Kontinent um das (vorerst?) letzte Scharmützel handelte, welches das Europa des 21. Jahrhunderts mit dem Europa des 19. Jahrhunderts auszutragen hatte.

Der unsinnige Gedanke aber, die neutralen Kleinstaaten Europas könnten die großen Staaten der Union zur Findung eines anderen, eines "friedliebenden" sicherheitspolitischen Bündnisses anregen und überreden, um Europa zu einer pazifistischen Insel im Spiel der Weltmächte zu machen, zeugt von einer gedankenlässigen Verantwortungslosigkeit, in der sich die Geister des alteuropäischen Pazifismus ein letztes Ständchen gönnen. Doch dachten die Zwerge zwischen den Bergen wohl immer schon etwas kraus und sonderlingshaft über die unheimlichen Vorgänge, die sich draußen in der großen weiten Welt zutrugen.

(Juni 2007)

## **(7) Staat eines Volkes**

Daß der Staat eines Volkes nicht identisch ist mit dem Volk eines Volkes, um das Problem problematisch auszudrücken, könnte sonderbar erscheinen. Ist nicht der Staat der allgemeine Wille aller einzelnen Willen, das Ganze seiner Bürger? Folglich der Staat des Bürgers Repräsentant? Dieser die Sache, jener nur das Symbol der Sache? Mitnichten.

Der Staat (einer Nation) ist eine politische Einheit und Selbständigkeit durch die unhintergehbare Relation zu anderen Staaten, die folglich nur durch Staaten, also wiederum durch Repräsentanten und Institutionen (Regierung, Diplomatie, Verwaltung, Militär) organisiert und gelebt werden können, - durch Verträge, Konventionen, Verhandlungen auf höchster oder weniger mächtiger Staatsebene.

Zugleich aber verdankt der moderne Staat seine Existenz und Geschichte einer philosophischen Theorie über die Teilung der regierenden Gewalten eines Volkes, die durch Revolutionen vielfältigster Art auch politisch-praktisch durchgesetzt wurde.

Ob ein Weltstaat oder ein Menschheitsstaat noch ein Staat sein wird, ist eine berechtigte Frage. Er wird etwas anderes sein, eine neue politische Welt, die wir heute noch nicht, auch nicht in Umrissen erkennen können.

Zwar stehen auch die Völker als Völker (als Gesellschaften, Kulturen, Lebenssitten, Familien und Privatpersonen) zu anderen Völkern als („bloßen“) Völkern in vielfältigen Relationen; jedoch nicht in ‚eigentlich politischen‘, sondern in außerpolitischen Relationen. (Vermischungen beider Relationen sind an den Grenzen möglich, beispielsweise im kulturpolitischen Bereich: Goethe-Institute und deutsche Außenpolitik.)

Die Regierung (und auch die parlamentarische und verwaltende, insbesondere die juridische „Vertretung“ eines Volkes) ist daher ein „Surplus“ des Volkes, eine Konzentration ihres eigenen Willens, jedoch mit eigenem Willen, der sich vom Willen des Volkes trennen kann, und bei Licht besehen, immer auch getrennt sein muß.

„Repräsentant“ und „Vertreter“ unterschlagen diese Selbständigkeit zweier Willen, und wie so oft folgt auch hier aus einem „Sprachirrtum“ – einer Unbestimmtheit und Gedankenlosigkeit redender Nationalsprache – ein Denkirrtum.

Als die Italiener und Polen (und andere, etwa die Rheinländer) nach der Julirevolution jenen Beistand von den Franzosen oder Frankreich oder beiden erwarteten, zu dem sich Frankreich sogar auf Regierungsebene bereit erklärt zu haben schien, setzten sie Volkswillen und Staatswillen gleich, - ein verhängnisvoller Irrtum, wie sich zeigen sollte.

Der Staat Frankreich, in gefährliche und kriegsbedrohte Relationen zu Russland, Österreich und andere Staaten eingebunden, konnte nicht, was viele sogar seiner „Offiziellen“ gewollt hätten, wenn ihr Staatswille mit ihrem Volkswillen hätte identisch sein können.

In unseren Tagen erleben wir eine völlig neue Gestalt dieser vertrackten Beziehung von Volk und Staat, weil nun eine dritte, eine Zentralbeziehung hinzugetreten ist: die zur Zentralmacht Vereinigtes Europa – EU. (Ein schwacher, kein repräsentativer Name für eine große Sache, aber sie muß auch noch wachsen und manches Abenteuer überstehen.)

Die EU: Eine Institution, die nun gleichfalls die Rolle einer zentralen führenden Repräsentanz und eigenwilligen Vertretung beanspruchen und verwirklichen muß. Denn nicht nur die Staaten (als Staaten) gehören der EU an, sondern auch die Völker jener Staaten, die der EU beigetreten sind, derzeit 27. Eine nur staatliche Beziehung wäre eine nur „politische“, eine der policy, keine der politics, sie könnte durch Verträge der Diplomaten, Wirtschaftsdelegationen, einzelne Ministerien undsofort geformt und gelebt werden.

Durch die dritte Beziehung, welche die Nationalstaaten zur EU vereinigt, ist für die Staaten wie für die Völker Europas alles anders als vorher. Über das künftige Europa, seine inneren und äußeren Grenzen hat kein (nationales) Volk und kein Nationalstaat mehr das Recht der Bestimmung, weder der Definition noch der Machtunterwerfung. Wie und wann wird die Vereinigung gelingen?

(November 2009)

## **(8) Croces Religion**

Croces „neue Religion“ ist eine wesentlich politische, die ein Begründungs- und Inhaltsproblem aufwirft, das sich nicht durch reine, nicht durch übergeschichtliche Vernunft lösen lässt. Eine Religion aber, die sich nicht durch sich und ihren Gott – politische Freiheit und Vernunft – begründet, ist keine Religion.

Croce setzt einerseits die Kraft der Geschichte als erste Begründungsmacht politischer Befreiung und Freiheit voraus; sie habe diesen Drang im alten Europa hervorgebracht und durch Katastrophen und Revolutionen hindurch verwirklicht. Doch andererseits ist Croce ein Mann der Idee und des Ideals, also einer Vernunft, die nicht auf die historische Bewegung der res facta reduzierbar ist.

Wie ist das Verhältnis von Vernunft und Geschichte zu denken, wie ist Begriff und Realität der neuen, vor allem politischen Freiheit zu begründen und zu verstehen? Setzte man die Geschichte als höchste, erste und letzte Begründungsmacht voraus, meldete sich die Kontingenzfrage: Geschichte als ihre *res facta* ist nicht mit jener Vernunft und Freiheit gleichzusetzen, die sich gegen die Unvernünfte der empirischen Geschichte durchsetzen soll. Andererseits ist eine konstruierte Vernunft formal, eine leere Form der Freiheit, letztlich: politische Ideologie, in Unfreiheit und Diktatur führend.

Die neue Freiheit, so Croce, ging oft mit leeren Formen und falschen Inhalten einher. Naturalismus, Positivismus, Materialismus, Marxismus, Anarchismus und Nihilismus stehen für verkehrte, weil unvernünftige Vernünfte; sie wurden dennoch geschichtsmächtig, aber ihr Versuch, die Menschheit in einen immerwährenden Abgrund von Unfreiheit und Unvernunft zu stürzen, wurde besiegt und überwunden.

Problematisch Croces These, das ästhetische Ideal wahrer schöner Kunst könnte wiederkehren, würde nur der philosophische Idealismus wiederkehren. Er kritisiert den Realismus, Naturalismus und Verismus in den Künsten seiner Epoche und erkennt, daß die „Freiheiten des Dekadentismus“ - Baudelaire und Genossen - das Anti-Ideal als Ideal inthronisierten.

Der prinzipielle Grundwiderspruch „ästhetischer Moderne“, der sie zwingen sollte, die Kategorien des Ideals („klassisch, schön, erhaben“ undsofort) auf die neuen – antiidealischen – Phänomene und Prinzipien anzuwenden, um ein „großartiges Scheitern“ und ähnliche Früchte einer widervernünftigen Paradoxlogik als gescheiterte Großartigkeit zu ernten.

Doch vor allem berührend, wie Croce daran leidet, daß die Idee der politischen Freiheit in totalitären Missbrauch geriet, jene Freiheit, die einst angetreten war, um in Europa die Mächte der Unfreiheit – die alten Regime, den alten Katholizismus, den Kommunismus und Anarchismus undsofort – zu überwinden.

Croce muß daran erkannt haben, daß „seinem“ Prinzip - dem Prinzip der Freiheit - kein *ordo*, keine Vernunft vor der Stunde der Geschichte zu entnehmen war, um die Dämonen des Nationalismus und Hegemonialismus zu besiegen.

Er sieht das europäische Verhängnis heraufziehen, wenn er in Deutschlands Gelehrtenstuben die Vordenker und Erstpropagandisten der verhängnisvollen Lehre entdeckt, daß Deutschland zum neuen Hegemon

über Europa berufen sei, wenn es ihm gelinge, die Macht des britischen Hegemons („Räuber“) zu besiegen. Ein Deutschland, das nach Bismarcks eigenem Urteil den Gipfel seiner Saturierbarkeit erreicht habe, nachdem es dem Erbfeind Frankreich zwei Provinzen geraubt habe.

Weit und breit war keine wenigstens europäische Vernunft in Sicht, die den neuen Freiheiten der neuen Staaten und ihrer industriellen Kultur wenigstens hätte helfen können, die neuen Probleme ohne Krieg und Verelendung zu bewältigen. Das Neue der unbewältigbaren Inhalte schien aus einem Himmel voller Katastrophen gefallen.

Das Faktum, daß es zweier Weltkriege bedurfte, um die Idee eines nationalen Hegemons in und für Europa zu begraben, beweist die Stärke dieser Idee, die Kraft ihrer Verlockung, ihre dämonische Verführungsmacht. Erst nach 1945 wurde die Pervertierung von Freiheit und Vernunft, die Freiheit anderer – Staaten und Nationen – zu unterjochen, begraben, mit der Ausnahme Balkan, auf dem Serbien das alte Macht-Spiel der Unterjochung nochmals zu spielen versuchte, - wieder mit katastrophalem Ausgang.

Keine Frage: Croce wäre ein begeisterter Anhänger der EU, der „Vereinigten Staaten von Europa“ geworden, denn dieses Ziel war es wohl, das dem politischen Liberalismus als vernünftige Befreiung der europäischen Staaten und Nationen vorschwebte. Noch ist es nicht erreicht, aber sein Weg scheint unumkehrbar geworden.

Dennoch würde Croce fragen, warum das neue Europa keine neue große Philosophie, kein neues Kunstideal, keine neue Universität, auch keine neue freie Gestalt des Christentums (eine neue Kirche oder Nachkirche) hervorgebracht habe. Vieles am modernen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb würde ihn sehr erschrecken, denn überall würde er Inhalte und Strukturen erblicken, die mit seinen Idealen von Befreiung, mit seiner hohen Idee von Freiheit in schreiendem Widerspruch stehen.

Die Frage bleibt: wie verhalten sich Vernunft und Geschichte, - politische Vernunft und politische Geschichte zuerst, danach alle anderen? Europa leistet sich das Problem, kein Vernunftproblem zu haben, hoffentlich nicht mit wiederholtem Ausgang.

(November 2009)



## **NATUR, EVOLUTION, WISSENSCHAFT**

### **(9) Fortschreitende Evolution**

„Alles ist Evolution“ - ist eine Redewendung, die scheinbar alles, in Wahrheit aber nichts aussagt und daher ubiquitär anzutreffen ist. „Alles ist seine Evolution“ - wäre hingegen ein Satz, der zum Motto taugte für ein vernünftiges Erkennen und Aussprechen aller Dinge dieser Welt.

Der naive Glaube, naturwissenschaftliche „Evolutionstheorien“ bewiesen die Quellen und Gründe von Prinzipien und Gesetzen, von Normen und Kräften, die auf alle nicht-natürlichen Wirklichkeiten – von Geschichte, Kultur, Recht, Politik, Ökonomie – legitim anwendbar wären, umfängt und durchdringt die Gemüter sowohl der Menge wie auch namhafter Gelehrter seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die unbegründete Verallgemeinerung von Erkenntnissen über Gesetze und Kräfte der biologischen Evolution auf andere Bereiche der Wirklichkeit unterschlägt stets und undurchschaut - und je steter, umso undurchschaubarer - diesen Hiatus von Andersheit. Wie ist dies möglich? Durch eine szientifische Gehirnwäsche, die eine Gedankenlosigkeit nach sich zieht, die einen rigiden und dogmatischen Glauben an die Wissenschaftlichkeit von Wissenschaft eingewöhnbar macht: Letzte Worte habe sie gesprochen, die naturwissenschaftliche Wissenschaft der Welt-Evolution.

Die Leerheit und Unbestimmtheit von „Evolution“ - bei welchem Wort fast jeder moderne Mensch wähnt, an etwas ganz Bestimmtes und etwas vollkommen „wissenschaftlich Bewiesenes“ zu denken – erlaubt es, das „Prinzip Evolution“ als beliebig verwendbare Attrappe für scheinbar universal gültige Prinzipien aller Geschichte von Natur und Geist einzubilden und anzusetzen.

Warum hat das anfangs so schwache Christentum das mächtige römische Weltreich besiegt und überwunden? Weil es stärker gewesen. Diese tautologische Aussage, die bei jedem „Sieg“, bei jedem Entwicklungsschritt der Menschheitsgeschichte wiederholbar ist, betet die Formel vom Stärkeren grundlos nach, weil sie erlaubt, nicht nachdenken zu müssen über die Inhalte dessen, was durch das Neue lebbar und daher im Alten unlebbar wurde.

Die Formel vom Stärkeren pflegt durch die scheinbar stärkere Formel vom Komplexeren überboten zu werden: aber „komplexer“ ist ebenso nichtssagend wie „stärker“ und daher auf alles und nichts in gleich gedankenloser Weise anwendbar und nützlich lediglich für nutzloses Geschwätz.

Der Nachschwätzende trägt unterm epochalen Denktabu die dogmatische Mahnung in sich, an eine „Höherentwicklung“ (von was es auch sei) zu denken und nur fest und unverbrüchlich zu glauben, daß dies der Sinn der Sache, aller Sachen Sinn und Zweck sei: stets sich „höher“, stets „differenzierter“, stets „komplexer“ zu gebärden. Und alle anderen Tabuworte: „Selektion“, „Anpassung“, „Zuchtwahl“ und sofort funktionieren im Bewußtsein der Opfer mit gleicher Macht und Stärke.

Nicht nur will man nicht ergründen und erklären, warum etwas durch etwas anderes überwunden und beseitigt wurde und wird, - vielmehr hält man sich dieser Aufgabe für überhoben, weil man meint, die Erklärung durch das geheimnisvolle und doch zugleich wissenschaftlich enträtselte Gesetz der Evolution – deren Mechanismen und „Zufälligkeiten“ – erklärt zu haben. Das Gesetz der Evolution ist somit amoralisch, apolitisch, anästhetisch, areligiös und summa summarum radikal a-geschichtlich, - es ist nicht Entwicklung, sondern nur „Evolution“: eine gesetzliche Konstante, die wie ein steter und unverrückbarer Nebel über jeder Wirklichkeit von Geschichte schwebt.

An die Stelle des je und je konkret in die Geschichte und auch in die Natur einsprechenden Logos tritt Wissenschaft als Ideologie, die mit Leerbegriffen und deren sakrosankter Terminologie die Gemüter hypnotisiert und verführt, letztlich aber niederhält und deprimiert. Es ist weder erhaben noch demütig, an das Fortschreiten einer Evolutionsgöttin zu glauben, die „alles“ immer „komplexer“ und „stärker“ macht.

Das moderne Leerwort verkündet: in den Künsten, in den Wissenschaften müsse und solle es immer differenzierter, immer komplexer zugehen. Auch in den Religionen und Politiken? Auch im Leben und Sterben des Menschen? Der „Mythos“ analytischer Differenzierung wird als endloser Fortschritt anbetbar, wenn und weil er ohne konkrete Ideale und Synthesen, ohne verbindliche Sinninhalte und begründete Entelechien gedacht und praktiziert wird. Ein weiterer „Mythos“ von Moderne, der seine Anführungszeichen wie Stigmata, wie Blindenzeichen an sich trägt, denn es ist ein blinder Mythos, ein begriffloser Begriff von Geschichte und Entwicklung.

Auffällig die Ratlosigkeit, in die das „evolutionäre“ Denken im Feld einer entfesselbaren Gentechnik führt. Müssen und sollen wir durch Wissenschaft und deren medizinische und anthropologische Technologie versuchen und ausführen, die gegenwärtige Spezies des homo sapiens sapiens artentgrenzend zu verändern, um eine „Höherentwicklung“ ihrer biogenetischen Substanz zu erreichen? Sollen wir in das Gewebe und Leben unserer Stammzellen, also unserer Kinder und Kindeskiner derart eingreifen, dass „neue Menschen“ endlich werden können sollen? Neue Menschen, durch Krankheiten weniger bis gar nicht mehr affizierbar, am Ende gegen alle resistent, am allerendlichsten Ende gegen den Tod des Individuums? Welchem Leim von Wissenschaft droht die Menschheit unter dem modernen „Mythos“ Fortschritt aufzusitzen?

Ähnlich in den Künsten: Wovon reden wir, wenn wir nachberichten, daß allerdings seit spätestens dem 20. Jahrhundert die modernen Avantgarden aller Künste ihre „Werke“ immer differenzierter, immer komplexer gestalten oder doch bis vor kurzem auf diesem Weg allein in den Himmel einer niegewesenen Vollendung oder Nichtvollendung zu gelangen trachteten? Von „Fortschritt“? Wenn in Kompensation dazu, die unzähligen Unterhaltungsgenres moderner Kunstbemühung – an der Spitze die des populären Films und der populären Musik – eine beispiellose Banalisierung, Simplifizierung und Infantilisierung „als Kunst“ vorantreiben?

Eine ferne Analogie: wie in der Medizintechnik die Befreiung von Krankheit, Leid und Tod zum einen mit der Gegenmöglichkeit einer Versklavung und Entmenschung des Menschen an die technologische Apparatur und deren künftige Diktaturen verknüpft ist, so in den modernen Künsten der Rausch des nur mehr sich selbst verstehenden und ausdrückenden Individuums mit der Gegenrealität des im Kollektivrausch von Massenkunst verschwundenen Individuums.

Ist dieses doppelgesichtige und höchst „ambivalente“ Fortschreiten unserer scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten ein wirkliches oder ein unwirkliches? Ein weiterführendes oder ein regredierendes Fortschreiten? Ein nur scheinbares oder ein reales? Und welche Kriterien nennen wir angesichts der Frage, ob nun Realität oder bloß Schein von neuer Wirklichkeit geschieht?

(Dezember 2005)

## **(10) Dostojewskijs Frage, neugestellt**

Das therapeutische Klonen verbraucht einen Menschen für einen anderen zu dessen Gebrauch, - eine säkulare Restauration des archaischen Kannibalismus im Gewand wissenschaftlicher Moderne. Weil der Embryo in den Augen der kannibalen Wissenschaft als ein Dinghaufen lebendiger Zellen verkannt wird, wird seine Tötung nicht als Mord erkannt. Verkannt wurde aber zuvor schon, dass dem Embryo und seinen sogenannten „Stammzellen“ von einer höheren als der Instanz Wissenschaft der Status Mensch zugesprochen wurde. In und an der „Stammzelle“ erscheint dieser Status im Modus realer Möglichkeit. Und diese ist als unersetzbare Erstwirklichkeit jedes Menschen ebenso unaustauschbar wie einmalig, ebenso unwiederbringlich wie nicht reproduzierbar. Also ist sie „unantastbar“, wie die Metapher unserer Grundgesetze formuliert, wenn sie das Recht jedes als Mensch gezeugten Lebewesens auf ein Leben in Würde und Freiheit festschreibt.

Mag diese Erstwirklichkeit noch so „klein“ und noch so „amorph“ erscheinen, Wissenschaft sollte wissen, dass das empirische Erscheinen - von welchem Wesen auch immer - kein Letztkriterium für die wahre Erfahrung und wahre Beurteilung der Erscheinungen enthält. Der Schein der Erscheinungen kann trügen und angesichts eines vermeintlichen Zellhaufens zu einer dem Grundrecht auf Leben widersprechenden Satzung und Beurteilung führen. Prompt scheint ein vermeintlicher Zellhaufen von Mensch wie der eines Tieres als Versuchsmittel für die säkular geheiligten Zwecke moderner Forschung auf deren Schlachtbänken geopfert werden zu dürfen.

Die Argumente der säkularen Heiligung sind bekannt: Weil jede Krankheit eine die Würde des modernen Menschen entwürdigende sei, sei zur wissenschaftlichen Sühne dieser Entwürdigung jedes Opfer rechtens, auch das längst überwundene Menschenopfer dürfe abermals eingefordert werden. Die säkulare Humangottheit unserer Naturwissenschaften und ihrer Apparaturen ruft zu heiligem Handeln im Namen einer technologisch versierten Sittlichkeit auf: tötet Embryos auf Teufel komm raus, um alles menschliche Leiden zu vernichten, es ist als unmenschliches aus dieser Welt zu schaffen.

Man muß nicht Prophet sein, um das Anrücken der rächenden Nemesis vorhersehen zu können, - sie wird auch den biowissenschaftlich gesündeten und geklonten Menschen der Zukunft ereilen. Die Früchte der säkularen Satzung und ihres heiligen Handelns werden auf den Setzenden zurückfallen, wenn sie von dessen selbstgepflanztem Erkenntnisbaum fallen werden. Entgrenzt sich säkulare Freiheit als technologisch-wissenschaftliche, kann deren Schuldkonto am allerwenigsten durch die

scheinmythische Verantwortungslosigkeit eines angeblich unschuldigen Fortschreitenmüssens der Forschung getilgt werden.

Denn der Auftrag einer angeblich neuen Menschheit der Zukunft, der dazu vorausgesetzt wird, kann nicht mehr auf soufflierende Götter zurückgeführt werden, wie dies im mythischen Zeitalter noch möglich gewesen war. Das entgrenzte Gewissen reiner Forschung ist von jeder Reinheit rein, es tendiert dazu, als gewissenloses dem letzten Menschen als übermenschliches zum Ornament zu dienen.

Ist eine säkulare Gottheit das Größte, über das Größeres nicht gedacht werden kann, scheint diese alle Unkosten übernehmen zu können, die ihr säkulares Wollen und Walten in die Welt gesetzt hat; alle Unkosten für alle erfolgten und ertragenen Übel und Leiden; als ob wir nicht wüßten, daß wir nachher, wenn es wieder zu spät sein wird, immer nur von „nichtwiedergutmachenden“ Leiden und Schäden zu stammeln pflegen. Noch jede säkulare Entgrenzung, die seit dem 20. Jahrhundert die Menschheit zum Narren hielt, erschien in ihren Anfängen als eine das grenzenlose Paradies verheißende Allmächtigkeit, - als das angebrochene, nicht als das weiterhin zerbrechende Paradies.

In der Sicht des säkularen Menschen ist der Tod die Entwürdigung aller Entwürdigungen schlechthin, ein Skandal sondergleichen - Elias Canetti - eine katastrophale Schwäche der Gottheit Evolution, die letzte und die erste Krankheit des ewigkeitssüchtigen modernen Menschen. Daher ist das allerheiligste Ziel der Embryonenopferung, der Endzweck ihrer Forschungsreligion, der alchemistische Traum, den Tod des Menschen wegzuthrapieren, den Stein des ewigen Lebens im Genom der embryonalen Gene zu finden. Dennoch wird das Nicht-mehr-sterben-Dürfen, weil Nicht-mehr-sterben-Können, gewiß rechtzeitig als Krankheit aller Krankheiten erkannt werden.

Die Sehnsucht des modernen Menschen nach einer ewigen Existenz im Diesseits, die der Forscher von heute der neuen Menschheit von morgen als Menschheitstraum unterstellt, enthüllt nur die ausgesprochene größte Dummheit des letzten Menschen alias Übermenschen, über die sich keine größere Dummheit mehr denken läßt.

Kein Leben zeugen zu können oder ein beschädigtes zeugen zu müssen, ist die andere Seite des Todes, dessen Erscheinung mitten im Leben einer Frau und eines Paares, dem eine kontingent erscheinende Natur die Erfüllung verwehrt, als Mutter und Elternschaft in den Schoß der Gattung aufgenommen zu werden. Auch diese kontingente Entwürdigung wird nun wissenschaftlich gesühnt, denn keine Kinder haben zu können, ist nicht

mehr Schicksal, sondern ein Verbrechen der sich verweigernden Natur an der modernen Würde des Bedürfnisses nach Kindern für alle, an der Würde des unbegrenzt bedürftigen Menschen schon von heute.

Gesunde Kinder zur Welt zu bringen, wird zu einem Recht für alle, durch das eine generelle Zuteilung der In-vitro-Technologie und Gendiagnostik einklagbar wird, - jeder Frau ihren Embryo, jedem Paar sein Kind. Die Kapitalisierung der Produktion von Embryonen folgt aus ihrer Konsumtion und umgekehrt, Frau und Paar werden zu Geburtenunternehmern, zu Menschenherstellern. Alle einst primär genannten Bedürfnisse nach Fortpflanzung befriedigen sich dann nur mehr als zugleich-Bedürfnisse der globalen Kreisläufe aller biogenetischen Märkte. Markt und Forschung produzieren in ihrer Symbiose eine dritte Natur des Menschen, eine maschinensymbiotische, in der das Verbrechen von Embryonen und deren „Stammzellen“ nicht mehr als gesetzte Satzung säkular-heiliger Zwecke gerechtfertigt werden müsste, weil es als maschinennatürliche Prozedur erlebt und bewertet würde.

Diese schreckliche neue Welt neuer Menschen wäre schrecklicher als alle Negativ-Utopien, die das Phantasieleben des 20. Jahrhundert umgetrieben haben, und als jene, die in den Barbareien von Faschismus und Kommunismus Geschichte werden konnten. Wir sollten daher die Frage nach dem Sinn des therapeutischen Klonens mit Dostojewskis Sinn für das Menschliche als eine quaestio ad hominem an den menschenwürdig genannten Menschen von heute radikalieren. - Gesetzt den Fall, Du könntest alle Leiden dieser Welt, den Tod inbegriffen, durch Tötung eines einzigen Embryos für immer aus der Welt schaffen, würdest Du diese Tat auf Dich nehmen, wenn Du zugleich wüßtest, ihr Erfolg wäre untrennbar mit dem Verlust Deiner Würde als Mensch verknüpft?

(Mai 2006)

### **(11) Angesichts der Sonnenoberfläche**

Ob das im Sieben-Zoll-Refraktor sichtbare Bild der Sonnenoberfläche das wirkliche Bild derselben wiedergibt, scheint eine lächerliche Frage. Was wäre wirklicher als das Bild von Sonne, das uns eine optische Apparatur gewährt, die wir selbst erzeugt haben? Entfällt die Apparatur, fällt kein Bild vom Sonnenort auf unser Auge, - und unbezweifelbar erblickt das Auge der Menschheit erst seit kurzem die pulsierenden Augen von Granulen und Sonnenflecken, von Koronen und Protuberanzen.

Ob das neue Bild von Sonne das ausschließliche Produkt einer teleskopisch projizierenden Lichtapparatur oder zugleich (und gar zuvor schon?) das Produkt eines Blickaktes des menschlichen Auges sei, erscheint als ebenso lächerliche Frage. Denn als Kinder eines wissenschaftlichen Zeitalters haben wir die Mechanik des Projizierens längst schon auf alle Blicktätigkeit unseres sehenden Auges übertragen. Unser Auge ein Refraktor im Kleinen, der Refraktor ein Auge im Großen. Und die Teleskop-Maschine projiziert demnach nur wissenschaftlich nach außen, was eine reale Lichtionen-Welt realitätsgetreu auf unser Auge und dessen organische Apparatur projiziert hat.

Dies ist ein geschlossenes Weltbild, das fugenlos mit sich übereinstimmt: außer uns wird Materie in Bilder übersetzt, welche Übersetzung unser Auge als Abbilder der Realität zu erblicken versteht, - auch dann noch, wenn diese in fernster Ferne sich zutragen, weil unsere teleskopischen Sehmaschinen noch das Entfernteste in sichtbare Nähen zu transportieren verstehen. Folglich würde in unseren Teleskopen die reale Materie von Lichtionen in eine Sprache von Bildern übersetzt, die das glückliche Los genießen, in unseren Maschinen als wirkliche Insassen einwohnen zu dürfen. Ähnlich wie das Bild einer Felswand im Auge eines Gebirgssees zu dessen Ergötzung zu ruhen scheint.

Vollends fugenlos wurde unser Weltbild, seitdem eine Gehirnapparatur am anderen Ende von Welt erschöpfend dafür sorgt, daß alle Bilder, die unser sehendes Auge als Abbilder der Realität versteht, hinter dem Rücken des Auges gewoben und gestrickt werden. Nun erst wird das Weltgebäude wahrlich himmellos an sich selbst, an zwei materiellen Säulen fixiert und dafür gesorgt, daß alles Bilden von Bildern innerhalb eines wissenschaftlichen Kreislaufes von Weltbildung kreist. Das Pendel der Materie mag hierhin oder dorthin pendeln, von draußen nach drinnen, von drinnen nach draußen, es ist eine und dieselbe Pendelbewegung, ein in sich zurückkreisendes Kreisen.

Und die Frage, wer oder was unser Weltbild in dieses kreisend-pendelnde Weltbild eingeschlossen hat, kann innerhalb desselben nicht mehr gestellt werden. Als hätte der Wärter des Gefängnisses nicht nur seine Schlüssel, als hätte er auch sein Gedächtnis über die Existenz eines möglichen Gefängnisses verloren.

Gemäß äußerem Pendelschlag wird daher das mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbare Bild der - herkömmlichen - Sonne seit kurzem als flächiger oder punktueller Verbund von Licht-Ionen gedacht und vorgestellt. Ein materieller Verbund, außer uns existierend, ehe dessen Lichtreflexgestalt mit Lichtgeschwindigkeit auf die Netzhäute unserer Augen fällt, wie zeitlos

das Innere des Augapfels durchrasend, dabei an den Rückwänden des Auges nicht vergisst sich umzukehren, um nach weiterer Rasefahrt durch die Gänge dünnwandiger Nervenbahnen endlich jene neuronalen Netze unseres Gehirns zu erreichen, in denen die Lichtmaterie jene Ruhe und Bildkraft findet, von der die Ruhe der realen Sonnenbilder am Himmelszelt ein vollendetes Abbild zu geben scheinen.

Am Ende seiner Laufbahn ist das Bild wieder das, was es zu Beginn seines Leuchtens und Fallens war, und man fragt sich, wozu dieser komplizierte Rodeo-Zirkus (unseres wissenschaftlichen Erklärens), warum nicht darauf verzichten und einfach nur glauben, dass die Bilder der Sonnen-Materie als wirklich materielle Bilder an das Himmelszelt geklebt wurden? Bietet nicht auch die reale Sonne, angeblich höchst rasant durch das All unterwegs, den Anblick prächtigster Ruhe und gemächlichsten Beisichseins?

Im geschlossenen wissenschaftlichen Weltbild, das fugenlos mit sich übereinzustimmen scheint, wird Materie außer uns in Bilder übersetzt, die zugleich durch Materie in uns in dieselben Bilder übersetzt wird. Das macht also zwei Köche in einer Küche, zwei Pendel statt einem: die Weltmaterie außer uns am Himmelszelt und die Organmaterie in uns am Himmelsort unseres Gehirns. Dies ist nach Adam Riese ein Widerspruch; denn mag auch das Bild in uns (gehirnmateriell) dasselbe sein wie das Bild außer uns (weltemateriell), dasselbe materielle Wesen kann es unmöglich sein, - unser Gehirn lagert unter unserem Schädel, die Sonne aber lagert unter Äonen. Und kein Pendel bedarf mehr als einer Aufhängung.

Wenn wir daher behaupten, wie alle Bilder werde auch das Bild der Sonne in jenen neuronalen Netzen gebildet, die hinter jeder Bildung von Bild bilden, dann müssen wir hinter den Gittern unserer Gefängnisfenster sogleich gestehen, daß wir auch von neuronalen Netzen immer nur Bilder sehen, und daß die Metapher „Netz“ nicht glücklicher trifft als die Metapher „Himmel“. Sehen ohne Bilder zu sehen, ist aus merkwürdigem Grunde unmöglich. Bilder aber mit Materie zu verwechseln, ist aus durchaus unmerkwürdigem Grunde möglich.

Als Insassen eines wissenschaftlichen Weltbildes haben wir angesichts der Aporie von Bild nur zwei Fluchtmöglichkeiten, die sich auf eine reduzieren: entweder wir erklären die Existenz und das Bilden von Bildern zur *fata morgana* mechanisch prozessierender Materie, oder wir erklären sie im fugenlosen Fugensystem unserer wissenschaftlichen Weltbildes zum unerklärbaren Mysterium. Da ist irgendjemand oder irgendetwas, das Materie in Bilder übersetzt, ohne weder das Vernetzen unseres Gehirns, noch das Spiel der Atome, noch das Sehen unserer Augen zu befragen.



(Juni 2006)

## **(12) Kambrium**

Binnen zehn Millionen Jahren soll sich am Beginn des Kambriums eine auf Erden zuvor nicht gesichtete Vielfalt der Fauna entwickelt haben. Ein Qualitätssprung der evolutionären Phantasie, der sich nicht allein selektiven Ausleseverfahren, sondern zugleich einem Überschuß an günstigen äußeren Bedingungen samt globaler Erwärmung verdankte.

Aber es fehlt ein „Link“ von 200 Millionen Jahren vor Beginn des Kambriums, in dem sich der Qualitätssprung vom Einzeller zum Vielzeller und von diesem zu ersten Skelettträger vorbereitet haben muß. Was damals geschah ist verschollen, weil alle Quellen verschollen sind: geologische, fossile, paläontologische.

Die Metapher ‚Phantasie‘ für das kambrische Geschehen - naturgeschichtliche Epoche von kaum 100 Millionen Jahren - und dessen Fruchtbarkeit scheint angebracht. Weniger die einer ‚Phantasielosigkeit‘ für die Erdzeit davor, denn warum die biologische Phantasie vier Milliarden Jahre vergleichsweise ruhte und sich mit kernlosen Einzellern, Cyanobakterien, Algen und Würmerchen begnügte, wissen wir. Noch war die Photosynthese und Sauerstoffproduktion nicht an Land gestiegen, noch generierte alles Leben unter Wasser, noch war der Erdentag relativ kurz, und der Anfangskontinent Mega-Gea hatte sich kaum schon zu teilen begonnen. Also musste das Leben auf einen Anstoß von außen warten, auf begünstigende Umstände, auf eine neue Erdmutter gleichsam, auf eine neue Welt, um die ruhende Formenpotenz ihres Artenspiels entfalten zu können.

Daß die inneren Potenzen des organischen Lebens durch äußere angeregt, geschützt und gefördert werden müssen, erklärt nicht deren arteigentümliche Reaktion und Selbstentwicklung zum Reichtum ihrer realisierten Möglichkeiten. Diese als mechanische Produkte kontingenter Zufallsnotwendigkeit zu denunzieren, ist unnötig und eine wissenschafts-zufällige Hypothese. Die äußeren Ursachen fungieren als empirische Bedingungen und Mittel, nicht als Formgründe neuer Lebewesen, - ihrer individuellen Artgestalt und deren Zweckmäßigkeit, ihrer konkreten Anzahl und Artenverwandtschaft.

Gewiß hätten die Arten des Kambriums nicht erstmals Körper mit Skeletten und Gehäusen entwickeln können - um sich gegen die ersten großen Räuber der Evolution zu wehren -, wenn der Gehalt an

Kalziumkarbonat im Meerwasser nicht sich vervielfacht hätte. Aber Wasser und chemischen Elementen ist so wenig wie anderen tierischen Arten und deren Mutationen eingeschrieben, welche neuen Arten von Lebewesen das Licht dieser Welt erblicken sollten.

Auch das Kambrium, in dem die Grundlagen der späteren Entwicklung aller Lebensstammbäume gelegt wurden, wurde nicht als Paradies erfunden und geführt: Fressen und Gefressenwerden waren unverzichtbar, und das räuberische Wüten des Urmünderers Anomalocaris unter den herrlichsten Anfangsprodukten evolutionärer Phantasie muß wie eine Beseitigungsmaschine in einer Überflusgesellschaft gewirkt haben, die sich dennoch unverwüstlich fortentwickelte.

Das Massenaussterben der Trilobiten, die immerhin von der Mitte des Kambriums bis zum Ende des Perms lebten - 290 Millionen Jahre - hatte wiederum äußere Ursachen: die Eigenschaften der in klimatische und andere Krisen und Katastrophen geratenen Erdmutter versagten Förderung und Zustimmung. Eine erbarmungslose Versagung angesichts der Produktion der Klasse Trilobita: bisher werden 9 Ordnungen, mehr als 150 Familien, 5000 Gattungen und mehr als 15 000 Arten gezählt. Und jedes Jahr kommen neue hinzu, als sollten wir einen Schaden wiedergutmachen, der anderwärts längst gut gemacht worden ist: Menschen sind Lebewesen einer „ganz anderen Art“ einer „ganz anderen Phantasie.“

(Juli 2009)

### **(13) Toba**

Die zivilisierte Erde revoltiere gegen ihre Zivilisierung; daher müsse bis zum Jahr 2050 die CO<sub>2</sub>-Emission halbiert und der Wärmeanstieg auf unserem gefährdeten Planeten auf 2 Grad Celsius reduziert werden. Daran hänge das Überleben der Menschheit; würde weitergemacht wie bisher, verkünden Klimakatastrophiker allerorten, drohe das Verschwinden halber und ganzer Kontinente, drohe das Verschwinden der Menschheit.

Naturwissenschaftliche Methoden machen möglich und zugänglich, was früher unmöglich und unzugänglich war: die Prophezeiung der Zukunft auf Punkt und Komma. Unsere Cassandra spricht eindeutig und exakt, ihre computergenauen Simulationen künftiger Klima-Katastrophen dulden keinen Widerspruch.

Auch keine Überbietung? Eine solche steht uns mit wissenschaftlicher Evidenz zur Verfügung: durch dieselben naturwissenschaftlichen Methoden, die das Klimakatastrophenarsenal der neuen Cassandra bedienen. Deren Lust an neuen Katastrophen der Zukunft lässt sich durch eine Gegenlust an erkannten Menschheitskatastrophen der Vergangenheit relativieren, - sofern Katastrophen einander relativieren können.

Schon mehrmals habe die Menschheit ihr nahes Ende überlebt, verkündet die evolutionsgeschichtliche Cassandra, denn schon mehrmals habe ein „evolutionärer Flaschenhals“ die gesamte Menschheit an den Abgrund ihres Aussterbens geführt. Zuletzt vor exakt 72 000 Jahren, als der explodierende Magma-Vulkan Toba auf Sumatra alles irdische Leben auf einen Minimalbestand reduzierte.

Biochemische Genom-Analysen, 1990 weltweit durchgeführt und verglichen, führten zur Hypothese, daß alle heute lebenden Menschen von nur wenigen tausend Vorfahren abstammen. Die genetische Ähnlichkeit, die biologische Verwandtschaft aller Menschen, die diesen Planeten gegenwärtig bewohnen, sei „erstaunlich“ und lasse nur einen Rückschluß zu: eine Handvoll Menschen, vielleicht einige Tausend, durften und mußten Adam und Eva für uns Nachgeborene sein.

Die Bestätigung dieser These durch rückschauende Beobachtung und Deutung vergangener Vulkankatastrophen erfolgte wenige Jahre später, als Spuren der Toba-Katastrophe auch im Grönland-Eis gefunden wurden. Daß diese Bestätigung in den Wissenschaften umstritten ist, darf als nicht erstaunlich gelten. Nicht nur wegen der Ferne des Ereignisses und seiner lediglich indirekten Beobachtbarkeit, sondern vor allem wegen der nicht geringen Zusatzhypothesen, deren es bedarf, um Toba als Ursache eines knapp verfehlten Menschheitsunterganges zu behaupten.

Entweder noch nicht oder auch niemals sind diese Zusatzhypothesen – über die Wirkung von Temperaturstürzen, Atmosphäreverdunkelungen und –vergiftungen und sofort auf das Schrumpfen der damaligen Menschheit - durch das Arsenal der naturwissenschaftlichen Methoden empirisch zu bestätigen, und dies erinnert an die Umstrittenheit der gegenwärtigen Klima-Katastrophen-Vorhersagen für die Zukunft der Menschheit auf Erden. Und müßig ein Streit darüber, ob sich die Zukunft oder die Vergangenheit der Menschheit in undurchdringlichem Dunkel verberge.

Entgegneten wir unseren Klimakatastrophikern, ihr Alarmismus sei evolutionsgeschichtlich deplaziert, weil die Menschheit in naher oder ferner Zukunft einem verheerenden Ausbruch der nicht wenigen Magma-

Vulkane von Mutter Erde – unter Italien, den USA und Indonesien etwa - ohnehin nicht entkommen könne, würde uns eine aggressive Phalanx moralischer Entrüstungs- und wissenschaftlicher Belehrungs-Appelle niedermachen. Denn fahrlässig würden wir Ahnungslose die Existenz der Menschheit aufs Spiel setzen, die in letzter Minute zu retten, alle Klimaretter sich gerade anschickten.

Während die Evolutionskatastrophiker einräumen müssen, daß der Menschheit bisher nach jeder Endkatastrophe ein Neubeginn beschert wurde, kennt der Klimakatastrophiker unserer Tage kein Erbarmen: die durch den Menschen verursachte Klimakatastrophe werde, wird ihr nicht rechtzeitig Einhalt geboten, irreparable Schäden am Lebenshaushalt von Mutter Natur hinterlassen. Unbewohnbar werde die moderne Zivilisation den Planeten Erde hinterlassen, ein kollektiver Selbstmord der Menschheit stehe bevor, dem sich nur ganz wenige Hominiden durch Exodus auf den Mond und andere Planeten entziehen könnten, und auch dies sei ungewiß.

Dem moralischen furor der Klimakatastrophiker, der den der Atomkriegskatastrophiker abgelöst hat, liegt eine (anti)theologische Argumentation zugrunde: die Menschheit habe den Auftrag, sich die Erde untertan zu machen, befolgt und dabei Schiffbruch erlitten. Und sie habe dabei die eigentliche Bedeutung dieses Gebotes entdeckt: nicht eine „wilde“ Natur zu zähmen und botmäßig zu machen, sondern das Überleben der stets von Sintfluten, nun aber von selbsterzeugten Sintfluten bedrohten Menschheit zu sichern.

Der Befriedungs-Krieg der Menschheit gegen die vorzivilisatorische Natur war zu gewinnen, der gegen eine industriell und technologisch zivilisierte Natur sei nicht zu gewinnen. Denn ausgerechnet in dem Moment der Menschheitsgeschichte, da der Mensch gewaltiger als alle Gewalt der (Erd)Natur geworden, schicke sich die vergewaltigte an, mit Racheakten zurückzuschlagen, deren Gewalt alle bisherigen Gewaltakte evolutionärer Katastrophen um ein ultimativ Unendliches, um ein endzerstörerisches Maximum übertreffen wird. An der vormodernen Pest starben stets nur einige; an der modernen sterben alle Menschen.

Lediglich extrem grüne Klimakatastrophiker schlagen angesichts unserer ausweglosen Lage ein radikales Ausstiegsprogramm vor. Alle industrielle und technologische Zivilisierung, alle Herrschaft über die Natur sei fahren zu lassen, um sich als „Teil der Natur“ nur mehr natürlich in das Leben und Sterben der großen Mutter einzugemeinden. Eine Strategie, die nur beschränkten Gemütern begeisterungsfähig erscheinen kann.

Das ernstzunehmende Gros der Klimakatastrophiker konzipiert das genaue Gegenteil: neue Technologie und neue Industrie samt neuer Lebensart müsse als letztes Rettungsboot schleunigst auf Kurs gebracht werden, um die Passagiere des halb schon sinkenden Schiffes zu retten.

Während der grünen Fraktion die Wiederkehr einer am anderen Ort vormoderner Zivilisation angeblich existent gewesenen Harmonie-Natur glaubhaft erscheint, ist dieser Glaube allen anderen Fraktionen der Klimabewegung verwehrt. Eine von Zivilisation unberührte Schöpfung, die zu bewahren sei, ist endgültige Vergangenheit geworden, wenn zu ihrer Erhaltung das radikale Gegenteil von Natur aufgerüstet wird.

Die von heutiger Theologie geforderte „Bewahrung der Schöpfung“ sei daher nicht als reines und unschuldiges Gegenteil des verfeimten und fehlgeschlagenen Projekts „Macht Euch untertan“ zu interpretieren, nicht als Gebot, die Natur als unberührbare Natur zu erhalten, sondern als ein Mittel unter anderen zur Bewahrung der von steter Vernichtung bedrohten Menschheit.

Klima- und Evolutionskatastrophiker sind sich einig in der Verkündung ultimativer Katastrophen, nicht in der Erklärung ihrer Ursache, nicht in der Feststellung ihrer Folgen. Jenem Massensterben, dem vor 72 000 Jahren im Gefolge von Toba angeblich das Gros der Menschheit zum Opfer fiel, könnten, so die zukunftsverwandte Angabe unserer rückschauend prophetischen Wissenschaften, in naher und ferner Zukunft weitere folgen.

Eine maximale Erdkatastrophe, ausgelöst durch explodierende Magma-Vulkane, die für ausgleichende Abkühlung nicht nur, sondern zugleich für ausreichende Dezimierung der Weltbevölkerung sorgen würde. Beinahe dasselbe Resultat prophezeit das Orakel der Klimakatastrophe, und ironisch könnte man resümieren: Von Überbevölkerung und Klimakatastrophenbedrohung auf einen Schlag befreit: für wenigstens einige Weltzeit könnte Mutter Erde ihr wissenschaftlich belauschtes Stöhnen unterlassen.

Der Menschheit Stöhnen aber würde unermesslich: Hungersnöte und Krankheiten, Verelendung und Kriege um letzte Ressourcen, ein letzter Kampf ums Dasein inmitten eines epidemisches Massensterbens. Und wieder überlebten vielleicht wenige Tausend, denen ein Exodus auf andere Planeten, Monde und Raumstationen geschenkt würde.

(Juli 2009)

## **(14) Yellowstone**

Geologische Wissenschaft beweist, daß der Yellowstone-Park unter seiner schönen Oberfläche einen Magma-Vulkan birgt, der mit unschöner Regelmäßigkeit alle 600 000 Jahre zerbricht, um sich mit einer zerstörerischen Wirkung, die alle uns bekannten Wirkungen von Vulkanausbrüchen um ein grauenhaft Vielfaches übersteigt, über die Erde zu erbrechen.

Vor 74 000 Jahren habe sich im Raum des heutigen Sumatra der letztmalige Ausbruch dieser ebenso grandiosen wie massenmörderischen Vulkanart ereignet. Nach Ansicht der paläoanthropologischen Wissenschaft die entweder beklagens- oder nicht beklagenswerte Ursache dafür, daß die Anzahl der damals die Erde bevölkernden Menschheit auf vermutlich weniger als 10 000 Menschen dezimiert wurde. Das Erdklima erkühlte, Ozeane quollen über, die Menschheit überlebte mit knapper Not und Anzahl, und die sogenannten „genetischen Baupläne“ aller heute lebenden Menschen seien damals neu geschrieben worden.

Die Harmlosigkeit des Erdbebens von Lissabon, einst von Aufklärung und Religionskritik als Beweis für die Nichtexistenz Gottes vorgeführt, könnte nicht augenfälliger sein als im Vergleich zu diesen erdumspannenden Supergaus von Mutter Erdnatur, denn die Geschichte der Menschheit wurde durch Lissabon nicht für einige zehntausend Jahre lahmgelegt wie gewiß durch jene planetarischen Katastrophen (die an den Asteroiden-Einschlag auf Yucatan, der vor 65 Millionen Jahren höchstwahrscheinlich die Geschichte der Dinosaurier für immer beendete, unauffällig erinnern); weder die Französische Revolution noch der Untergang des alten Europa, weder der Erste noch der Zweite Weltkrieg wurden gehindert, ihr ebenso erneuerndes wie menschenvernichtendes Werk über die Bühne der Geschichte zu führen.

Wenn nicht einmal die Dezimierung der Menschheit auf ihren Mindestbestand unsere Vernunft über die Frage, ob die Häme eines vernichtenden Schicksals durch rabiate Naturgötter; oder die Tat eines böswilligen oder hilflosen Gottes; oder lediglich die periodische Krankheit einer Missgeburt von Natur dafür verantwortlich zeichnen, ohne Antwort läßt, muß an allen bisherigen Theodizeen schon das Fragen falsch gewesen sein. (Und daß Evolutionisten alle Ereignisse der Erdgeschichte, manchmal sogar die der Menschheitsgeschichte, auf den Fetisch „Evolution“ aufrechnen, ist ein Vergnügen, keine Antwort; eine Dummheit, keine Frage).

„Jetzt“ jedenfalls kommt eine neue Version eines dicken Endes auf uns zu: die Magma-Kammern unter Yellowstone sind just wieder bei der periodischen Zahl von 600 000 verflissenen Jahren angelangt, versichern uns die Experten; „demnächst“ stehe der nächste Ausbruch bevor, und ein Gebiet in den Ausmaßen von 70 km Länge und 30 km Breite, heute als eines der schönsten Naturdenkmäler der Erde in den USA gehegt und verwöhnt, werde „explodieren“ und gewiß das gesamte Gebiet der USA, und nicht nur dieses, unbewohnbar machen.

Die Wissenschaft spricht mit der Gewissheit erprobter Prophetie: fraglich sei nur das Wann, nicht das Ob des Ausbruchs, gewiß die unweigerlich eintretende Weltkatastrophe. Die Wahlmöglichkeiten für ein Ende der Gattung wurden wiederum gesteigert; zu den beiden selbstverschuldeten Endszenarios von Menschheit: dem atomaren Weltkrieg einer multipolar zerfallenen Menschheit und dem Verschwinden der Kontinente durch Überfließen der Ozeane im Endstadium der ultimativen Klimakatastrophe gesellen sich die ewig-natürlichen: äußere Einschläge durch Asteroide; innere Ausschläge durch Magmavulkane; massenvernichtende Groß-Seuchen in stets neu überraschender Gestalt.

Hier spricht der Optimist: Wenn es der künftigen Menschheit gelingen sollte, durch spezielle Atomwaffen nicht nur die äußeren End-Zerstörer, sondern auch jene, die unter unseren Füßen lauern, zu zerstreuen und zu entwarnen? Und durch medizinische Waffen alle Seuchen dieser und jeder anderen Welt unter Kontrolle zu bringen? Neue Experten werden es vorhergesehen und die Genesis aller unserer Letzt-Waffen legitimiert und deren Einsatz anbefohlen haben.

(März 2006)

### **(15) Schlögener Schlinge**

Bei Schlögen windet sich die Donau in eleganten Mäandern durch urältesten Granit, dessen steile Uferhänge grüne schmale Wälder umrahmen, - die Reste des großen mitteleuropäischen Urwaldes, der im Mittelalter abermals gerodet wurde, um Wiesen, Felder und Ackerland zu gewinnen.

Im Luftbild wird die Erscheinung des Mäanders als merkwürdige Erhabenheit bemerkbar, sei es, daß die neue Perspektive, sei es daß die Erscheinung selbst oder beide zusammen ein Erhabenes herstellen, das sich jeder Erdboden-Perspektive verbirgt. Den erdgebundenen bietet sich ein schon gewohntes Bild, eine Serie bekannter Eindrücke und

Umgebungen, gleichsam irdische Erhabenheit; den himmelsgebundenen bietet das Luftbild-Panorama dieselbe Landschaft, jedoch in planetarisch erweiterten Erscheinungsdimensionen. Zwei Weisen des Sehens, die unvergleichbar erscheinen, obwohl sie Erscheinungen derselben Landschaft erblicken.

Die Erhabenheit des Panoramablicks von oben – aus Ballon, Luftschiff, Flugzeug, Raumschiff – sind ebenso viele himmlische Erhabenheiten, als die irdischen Erhabenheiten, die uns der Erdblick gewährt. Beide – Erdblick und Himmelsblick – scheinen alle möglichen Erhabenheiten der Erscheinung zu erschöpfen. Und doch fehlen die des Wissens, die allen erscheinenden erst jene Würze geben, die sie aus bloß beglutzten in interessierende und gleichsam fragende und belehrende verwandelt.

Viele Millionen Jahre benötigte der Danubius, sein heutiges Strombett zu finden und zu graben, und schon die nächste Eiszeit könnte ihn nötigen, abermals einen neuen Weg in ein vielleicht gleichfalls umgezogenes Meer zu suchen. Mehrmals Strom geworden, soll er bereits mehrere Umzüge gesehen und erlebt haben, und dagegen ist das historische Faktum, daß er für einige hundert Jahre die Grenze eines Weltreichs markieren durfte, ein verschwindendes Zeitalmosen.

So wenig die irdischen mit den himmlischen Panoramen, so wenig gleichen die historischen den naturgeschichtlichen Zeiten: beider Entstehen und Vergehen scheint nicht demselben Planeten anzugehören. Die überragende Gezeitengröße der Natur gegen die der Geschichte kann nicht geleugnet werden, obwohl sich das Vergleichsproblem abermals stellt: kann und soll Unvergleichbares, die Geschichte der Erde und die der Menschheit, verglichen werden? Aber wird nicht schon dadurch, daß Unvergleichbares behauptet wurde, das Resultat eines Vergleiches gemeldet?

Den Kelten, Germanen und Römern war der Ballonflug, geschweige das Flugzeug unbekannt. Was hätten sie gesehen, wenn sie sehen hätten können, was wir sehen? Dieselbe Landschaftsbühne, lediglich bestückt mit anderen Requisiten und Schauspielern? Die luftgeborenen Schauwerkzeuge, die das 20. Jahrhundert in die Geschichte gestellt hat, haben eine neue Schaugeschichte der Menschheit eingeleitet. Der Abgrund, der die Blicke bisheriger Menschheitsepochen trennte, ist verschwunden.

Darüber belehren uns jene Luftbildphotographien, die Europas unzerstörte Städte vor ihrer Verwüstung durch den Zweiten Weltkrieg aufbewahrt haben. Mit den Photographien der Schlägener Schlinge von heute,



könnten die Menschen des nächsten Jahrtausends eine berührende Verbindung, eine Erinnerungskette von nie gewesener Länge und Dauer knüpfen.

(November 2009)

## **(16) Brückenverhältnisse**

An einer Brücke fällt zuerst das mechanische und teleologische Interagieren ins Auge; doch ist auch das chemische vorhanden. Die Brücke vor San Francisco mit ihren weltbekannten rostbraunen Masten hebt sogar das Interagieren der beiden Ufer, die durch die Brücke verbunden werden, hervor. Kühn geschwungene Hängeseile, wie ein gegenläufiges Lasso ans jeweils andere Ufer geworfen, verzurren über der Brücke, was unter ihr längst verankert wurde.

Eine gelungene Verschönerung, durch virtuose Ingenieurkunst ermöglicht, als falle es den Brückenmasten mühelos leicht, die beiden Ufer mittels überlanger Seile an sich zu ziehen und sich dabei wie nebenbei auch noch selbst aufrechtzuerhalten. Wohl mehr als eine Verschönerung: ein glaubwürdiger Triumphbogen der technisch-industriellen Intelligenz des modernen Menschen, die scheinbar keine Macht der Natur fürchten muß, keine nicht bezwingen kann.

Im Zentrum des mechanischen Interagierens arbeitet das Verhältnis der statischen Kräfte. Es belastet die Brückenpfeiler mit menschlich unerträglichen Gewichten, folglich muß sich jeder als Atlas der Brücke betätigen, - und nicht die kleinste Unterbrechung und Pause wird ihm gewährt, nicht die kleinste Sekunde Erholung. Wie für die Ewigkeit fußt und steht, wurzelt und trägt, was doch nur die Zeitlänge seines Materialbestandes bestehen wird. Also muß dieser von Zeit zu Zeit verjüngt werden, ohne daß wir auch nur den Namen der Brücke wechseln möchten.

Die verstreuten Pfeiler halten sich und ihre Brücke, sind gerade so schwer und stark, daß der Tisch nicht zusammenbricht, die Tischbeine nicht knicken, die Fläche der Fahrbahnen in schwebender Höhe beibehalten wird. Sind die Pfeilmasten das Zentrum des inneren mechanischen Interagierens, sind die ruhig gehaltenen Tragflächen dessen Resultat und geglückte Äußerung. Das gelungene Ausführungsmittel für den Zweck der Brücke, als Brücke zwischen zwei Ufern zu dienen.

Die Schwere und Kraft des verstreuten Eisens hält der Schwere der Strömung und dem Druck des Wassers wie spielend stand; ebenso den Gewichten der Fahrzeuge und Menschen, die über die Brücke eilen, weil sie unentwegt von einem zum anderen Ufer eilen müssen. Ein scheinbar leichtes Standhalten, aber nur unter listiger Nutzung der Schwere der Erde und ihrer Kraft, alle unbewegten Dinge an ihrer Oberfläche wehrlos festzuankern.

Fiele die Erdanziehung, nicht ins Wasser, sondern ins All, oder fiele die Sonnenanziehung, nicht auf die Erde, sondern gleichfalls ins All oder in eine andere Sonne oder ins Zentrum der Galaxie, fiele die Brücke im kürzesten Augenblick zusammen und alles Wasser stiege mitsamt den Lüften der Erde weit über die Brücke hinaus. Als wollte die Erde all ihre Last in den Himmel werfen.

Die Kraft der Pfeiler ist chemisch bedingt und daher endlich, sie ist aber auch geologisch bedroht, denn das tüchtige und tapfere Dienen der Pfeiler währt nur vor, solange kein verheerendes Erdbeben Einspruch erhebt. Die chemischen Elemente der Brückenteile interagieren mit den chemischen Elementen der sie umgebenden und durchdringenden Elemente von Wasser, Erde, Luft und Licht. Und jedes dieser Elemente hat seine eigenen Ein- und Ansprüche, die denen der Brücke fortwährend zusetzen, im übertragenen wie im realen (chemischen) Wortsinn, in kältester und glühender Jahreszeit.

So selbständig und in sich ruhend jeder Pfeiler und die ganze Brücke erscheint, im Inneren aller ihrer Teile wird unentwegt am Verschwinden ihrer Selbständigkeit gearbeitet, - keine Selbständigkeit, die nicht ihre überwundene Unselbständigkeit wäre, kein Existieren, dessen Verschwinden nicht vorbereitet wird. Denn alle Elemente trachten danach, sich aufzulösen und leicht zu machen, in leichtere Elemente zu verschwinden, die ihrerseits nur als zerfallende und verschwindende existieren, - als ob alle irdischen Elemente ahnten, daß neue natürliche Nachfahren nicht hier, sondern einzig und allein in den Superöfen der Supernovae gezeugt und geboren werden.

Dem Versuch, mit Schutzfarben den Körper der Brücke gegen seine Feinde immun zu machen, sind immer nur zeitlich beschränkte Erfolge beschieden. Waffenstillstand ist möglich, Frieden und Ruhe und bleibender Bestand und Besitz niemals. Denn Farben und Isolierstoffe können nicht die Schranke des Chemismus aufheben, sie sind dem Zerfallswesen ihrer Todfeinde verbrüdet, mag es auch unterschiedlich resistente zuhauf im Reich der Elemente und ihres chemischen Prozessierens geben. Und mögen modernste chemische Künste auch neue Elemente schaffen in der

Absicht, den künstlich geschaffenen ewigen Fortbestand und Schutz, ewige Resistenz und ein nur selbständiges Selbstbestehen garantieren zu können.

Wie könnte eine Welt ohne Verschwinden ihrer Elemente bestehen? Eine statuarische Monarchie ewiger Mandarine, eine unbewegte Natur unbewegter natürlicher Elemente, ein unaussterbliches irdisches Wesen, eine Welt von Dingen, die keiner Erneuerung mehr bedürften, weil jede Möglichkeit und Wirklichkeit von Erneuerung durch sie und mit und in ihnen zugrunde gegangen und gestorben wäre.

Am teleologischen Interagieren des Werkzeugs Brücke, das sich für und in seinen Teilen und Teilprozessen als deren Zweck verhalten muß, sind Myriaden von Zweck- und Mittelketten auffindbar, einige unmittelbar und augenscheinlich. Soll über die Brücke von einem zum anderen Ufer gefahren oder gegangen werden, soll auch unter der Brücke eine mögliche Schiff-Fahrt nicht in ihren Zwecken behindert werden. Aber die Schiffe fahren auch ohne Brücke zur See oder auf Flüssen; Fahrzeuge und Menschen jedoch, wenn ohne Brücke, nur als fliegende von einem zum anderen Ufer.

So steht die Brücke, eine Myriade von interagierenden mechanischen, chemischen und teleologischen Relationen vor uns, - als strikt säkulares Gebilde, an welchem und über welches jede religiöse Aussage tabuisiert ist. Wir finden kein religiöses Ornat, keine Inschrift zu Ehren eines Gottes, keine Bildnisse von Göttern, keinen Dankestempel zu Ehren einer nichtirdischen Macht, - allenfalls eine Gedenktafel für jene Arbeiter, die bei der Errichtung des Werkes durch Unfall ums Leben kamen. Für den antiken Menschen ein Frevel sondergleichen, für den christlichen ein zu ertragender Abschied in die religiös vollständig entzauberte moderne Welt.

Demonstrierte ein denkender Philosoph den säkularen Erbauern der Brücke die angeführten Interaktionen und Prozesse, deren Begriffsgestalt sowohl begreifend wie spezifizierend, deren unhintergehbaren Anspruch sowohl vertretend wie begründend, würden die säkularen Erbauer vermutlich zugestehen, daß ohne diesen immer schon realisierten Anspruch präsenter Vernunftbegriffe in dieser Welt, ohne Vorordnung und vorgeordnete Vereinigung der interagierenden Relationen möglicher Kausalität, keine Brücke könnte errichtet werden.

Und doch geht in dieser weltlichen Welt alles nur mit rechten weltlichen Dingen zu. Daher kein Tabu stärker, als alle Versuche zu unterbinden, zu verschweigen und zu verhüllen, die den Anspruch der Vernunft auf Welterbauung und Welterhaltung vertreten und begründen, erinnern und

verkünden. Das unrechte Ding habe unter den rechten Dingen kein Recht, als rechtes zu erscheinen.

Eine Welt aber, in der es nur mit und nach rechten Dingen zugeht, ist eine halbe Wahnwelt, weil sie zwar nach speziellen Vernünften handelt und in speziellen Vernünften denkt, doch vergessen hat, weshalb zerteilte Vernunft nicht die ganze, weshalb nur die ganze sich in geteilte teilen lässt.

Und dieses Vergessen schuldet sich nicht nur der führungslosen Spezifikation moderner Spezialwissenschaften, es schuldet sich vielleicht mehr noch der säkularen Gewohnheitsannahme, die Vereinigung der genannten Verhältnisse, die praktische Vernunftvereinigung der geteilten Rationalitäten, geschehe durch und als unsere freie praktische Intelligenz, die folglich unhintergebar geworden sei.

Daher wir auch so bescheiden sind, den säkularen Erbauern jedes triumphale Ornat, das einen religiösen Anspruch enthält, zu verweigern. Nicht wir verweigern, der Anspruch verweigert sich uns.

Dies wäre in der Antike – wie erwähnt – unmöglich gewesen, weil die geglaubten Götter der sogenannten Heiden in unmittelbarer Vielheit anwesten, folglich ein bestimmter oder mehrere bestimmte derselben Hochgesellschaft auch für das Ermöglichen und Gelingen des Brückenbaus zuständig war und den jeweiligen weltlichen Regenten und Kunstingenieuren unter die Arme griff. Unfälle wurden durch Opfer gesühnt, ein Scheitern dem Willen des Fatums zugerechnet oder auch dem Unwillen uneinig gewordenen Götter.

Noch in absolut katholischen Zeiten und Ländern wurden vor oder auf Brücken der Gottmensch oder ausgesuchte Heilige postiert; nicht nur, um durch geglaubten Schutz zu schützen, sondern zugleich zu verweisen auf eine Allmacht, von der alle irdische eine nur geschenkte und überdies stets gefährdete und instabile Teilmacht sein konnte und sein sollte. Der katholische Ritus der christlichen Kirche war nicht nur machtsegnend, er war auch machtverbürgend.

In unseren modernen Zeiten wird ein Priester der christlichen oder Vorsteher anderer Religionen wohl noch geholt, um die Brücke zu ihrer sogenannten Eröffnung einzuweihen; aber dieses segnende Tun ist kaum mehr als eine äußere Zutat, eine Prise Staubzucker auf eine ohnehin gelungene Torte.

Wie sich am Ende der Antike ein ausgelebtes Gottesverhältnis aus dieser Welt verabschiedete, so nun ein bestimmtes der modern gewordenen

Religionen, und schon daher bedarf die moderne Rede von einem abwesenden Gott einer genauen Prüfung sub specie concepti.

(November 2009)

### **(17) Gipfelgespräch der Rotondogruppe**

Scheinbar kampflos existieren die höchsten Berge in unzugänglicher Einsamkeit. Eine Synthese aus selbstgenügsamer Ruhe und unwegsamem Fürsichsein, die unsere Bewunderung wie unseren Widerspruch erregt. Ersteres macht den gewöhnlichen Wanderer süchtig nach der zu erwandernden Nähe der großen Gipfel, das Zweite erzeugt den leidenschaftlichen Kletterer. Jener will nur schauen, dieser den Grund der Materie als seinen eigenen ertasten.

Die geschichtliche Vorausbedingung dieser Extreme, des Schauens und des Eroberns der Natur, ist ein unhintergebares Epochenfaktum: der moderne Mensch muß als Angehöriger einer areligiösen und nichtspirituellen Zivilisation existieren. Nur zu gern verlässt er daher das ebenso extrem abwechslungsreiche wie banalisierte Leben in den Tälern, Städten und Dörfern, um zu den Ahnen eines noch unverstellten und ursprünglichen Seins hochzusteigen. Er möchte sein und existieren wie die Berge, wie die Erde. Wer nicht möchte so unbeschwert einfach nur da sein, - durch und über Jahrmillionen?

Er mag die naturschönen Inbilder eines ewigen Lebens als realen Schein, als Trugbild, als Illusion durchschauen: es hilft nicht mehr, denn sein geologisches Wissen souffliert ihm Bestätigung um Bestätigung, - er erblickt, was er weiß, er weiß, was er erblickt: überragende Zeiten von Dasein und Gewesensein.

An diesem Ort, auf diesem Gipfel hier, gab es schon vor genau so und so viel Millionen Jahren einen Augenblick; damals vor einer der ungezählten Eiszeiten, und aber- und abermals vorher auch schon. Auch in den Zeiten jener Augenblicke, da noch kein Mensch zugegen war, kein menschlicher Augenblick die Welt erblickte; und wie leicht fällt es ihm, in diese vormenschlichen Zeiten zurückzukehren. Nicht zufällig wurden unter höchsten Bergen und am Meer die erhabenen Religionen erhabener Götter geboren.

Die Gipfel der Rotondogruppe über dem Furkapaß erzählen sich das gesammelte Schweigen von Jahrmillionen. In diese Erhabenheit

eintauchen, diese grundlose Tiefe ertauchen, zu hören, wie sie von Nichts über Nichts zu Nichts erzählen, während wir über ihre Geschichte Buch um Buch niederschreiben und mit uns tragen: ein höchst belebender Widerspruch, den zu erschauen oder zu durchsteigen in unvergleichbaren Maßen belohnt wird.

Daß diese Gipfel weder sprechen noch schweigen, verglichen mit der Vergleichsgröße Mensch, wissen wir schmerzlich: in die Niederungen unserer Entzweiungen steigt kein Gebirge nieder. Ihr Dasein scheint sich zeitlos zu vollziehen und dessen vormenschliches Sein scheint Urworte zu bergen, die in keiner Sprache des Menschen, nicht der archaischen, nicht der modernen, aussprechbar sind.

Als ob die Freiheit dieser Welt, in einem stillgestellten Zustand spielerischer Ungezwungenheit und noch unentschlossen über der Frage verharre, ob es sich lohnen könnte, der Mutter Erde ein organisches Leben einzusamen, das um seine Selbsterhaltung wird kämpfen, und gebären und sterben wird müssen.

Wenn sie weder sprechen noch schweigen, dann sind sie auch weder blind noch sehend. Sie existieren in einem unwiderstehlichen Jenseitsschein unseres Bewußtseins, und vielleicht deshalb erhebt sich in unserem Unbewußtsein, das sie fortwährend beäugt und besinnt, eine vorletzte Frage: Warum wir durch ihren Anblick keine Antwort auf die letzte und erste Frage aller Fragen erhalten: ob ein bewusster Wille oder nur ein unbewusstes Sein sie und das Universum in die Korridore von Raum und Zeit geworfen hat.

Den Fall gesetzt, in einhunderttausend Jahren hätte sich alles Leben der Erde ausgerottet, die Rotondogruppe ruhte aber immer noch in ziemlicher Ähnlichkeit ihrer heutigen Gestalt. Wieder fiel kein Auge auf ihre Gipfel, kein Blick von ihnen herab, keine Frage stiege an ihnen auf, keine Antwort von ihnen herab.

Ist unser Abtauchen in vorgestellte Augenblicke der Vorzustände des Lebens ein verdecktes Wissen um die Zukunft des Lebens? Ist dieses Wissen zutiefst in uns vergraben, unseren Skeletten vertraut und eingelagert als deren Auftrag, künftigen Gebirgen das Fundament zu bereiten?

(November 2009)

## **(18) Zur Bildheimkehr der Natur**

Ein radikaler Positivist des Tatsächlichen müßte behaupten, daß ein Berg, der seit Jahrmillionen an seinem Ort an der Oberfläche der Erde mehr oder weniger ruht - wie die Aiguille du Midi - durch eine Transformation in den Status von Bild verfälscht und entfremdet wird. Daß er Opfer einer Ideologie des Bildschauens wird, das weder der Unendlichkeitsvielfalt unseres realen Anschauens realer Dinge, noch der realen Identität der Tatsache dieses und keines anderen Berges gerecht wird.

Ausgerechnet der Positivist, der jegliches Wesen von Dingen als „metaphysisch“ zu desavouieren pflegt, macht sich angesichts des entschiedenen Wesens von Bild, das stets nur eine von hundert Seiten des Dinges präsentiert, zum Anwalt eines Tatsachenwesens, das gegen die manipulierende Bildfixierung zu verteidigen wäre.

Nun gilt aber metaphysisch ohnehin, daß kein Berg außerhalb der Idee der Natur, kein Bild außerhalb der Idee des Geistes existenz- und vollzugsmöglich ist.

Diese doppelte Heimat unseres gesichteten Berges, einmal als harte Realität im Wesen von Natur, zugleich als weiche (Bild)Realität im Wesen von Geist, wird schon in jeder Art Abbild unseres Wahrnehmungsbildes der Natur gleichsam besiegelt. Als bildgesichteter Berg kehrt er heim in seine zweistöckige Unterkunft auf Erden, - ins vergeistigte Obergeschoß.

Womit sich unwillkürlich die Frage nach jenen Bergen stellt, die sich auf unbewohnbaren Planeten niedergelassen haben und daher von keines organischen und geistbegabten Wesens Auge erblickt und ins Bild erhoben werden.

Nach positivistischer Logik müßten diese bildlos existierenden Berge wahrhafter, realitätsnäher und überhaupt objektiver existieren, schon weil vor Ort kein Streit über das Wesen oder Unwesen positivistischer Weltsicht entstehen kann. Der utopisch richtige und wahrhaft positivistisch existierende Planet leidet keines Positivisten Existenz.

Daraus läßt sich durch Umkehrschluß lernen, daß im Doppelstockheim der Natur auf diesem Planeten ein dritter Stock anwesend ist, der jedoch zugleich als Fundament des Gebäudes erkannt werden sollte. Ist nämlich die Natur zuletzt nur als Heimweh nach dem Geist, nur als vergeistigte als vollständige Natur, als an- und aussprechbares Wesen real, wovon die der Verbildlichung nur ein Modus, wenn auch der verbindlichste und erinnerungsfähigste ist, dann erfährt der nur sogenannte reale Berg in unserem Gesicht seiner Existenz die Ankunft in der Heimat seiner wirklichen Realität.

Obwohl die Idee der Natur autonom, autogenetisch und autark sein muß, ein Wesen eigenen Wesens, ist sie für sich nicht dies, was soeben von ihr behauptet wurde. Da aber zugleich diese Idee von uns Behauptern nicht in diesen Rang erhoben, nicht als dieses dreifach gebildete Wesen ersonnen und erschaffen wurde, gilt unbedingt, daß die Rückkehr in den Geist des Menschen eine verborgene in den absoluten Geist enthalten muß.

Diese Rückkehr ist aber die Vorkehr aller genannten Relationen und Kehren: die Ermöglichung sowohl der Idee der Natur wie der Idee des endlich existierenden Geistes in und als Verbindung beider Ideen – auf einem gewissen idealgünstig gelegenen Planeten dieses Universums, in dem für uns ungewiß ist und wohl auch bleiben wird, ob und wie viele andere Ideal-Planeten zu sichten wären, wenn unserem endlichen Geist nicht die Schranken seiner Grenzen, natürlicher wie geistiger, auferlegt wären.

Auch die Idee des Geistes ist autonom, autogenetisch und autark, aber nicht durch eine Trennung von absolutem und endlichem Geist, ebenso nicht unter einer absoluten Gleichstellung beider. Wesen, die sich selbst begründen, müssen nicht über die Ermöglichung ihrer Selbstbegründung verfügen. Natur wie Geist haben ihre Selbstbegründung geliehen, und kein Augenblick in beiden Wesen denkbar, in dem die Leihgebühr nicht fortwährend zu entrichten wäre.

Im Bild und als Bild wird die Natur, werden deren Einzelwesen, an den Geist hindurchgereicht, aus dem sie gekommen, obwohl kein Geist auf Erden denkbar und existierend, der dieses Gekommensein könnte sichten und abbilden, erkennen und aus reinen Begriffen deduzieren.

Letzteres würde einen verfügbaren Anfangsbegriff des absoluten Geistes voraussetzen, dem sich alle endlichen Geister, Naturen und Welten wie von selbst entrollten. Ein „Film“, der uns nicht gegönnt wird, und wohl aus guten und zureichenden Gründen.

Das Gegenteil des positivistischen Credo ist also eine These des Geistes, somit dessen Credo: die Rückversenkung des Berges alias Bild desselben Berges in die Idee muß immer zugleich eine Rückversenkung in den absoluten Geist sein, weil Bild als Bild weder eine Funktion der Natur noch des nur endlichen Geistes sein kann.

Dieser These entrollt sich die Vermutungsthese, daß ein nicht unerheblicher Sinn unserer Bildrückführung sein muß: die Vollkommenheit realisierter Wesen in gewissen Graden vollkommener Bewusstheit zu schauen.



(November 2009)

### **(19) Kontingenz und Simulation**

Eine vielleicht letzte Spur archaischer Zauberei erfahren wir in den Kontingenzen der Gebirgswelt. An jedem Gipfel, an jedem Hang, an jedem Felsabbruch nehmen wir Einzelheiten als bare Münze für Individuelles. Als ob wir nicht wüssten und nicht glaubten, was der Geist der Wissenschaft uns gepredigt hat: lediglich einer allesdurchdringenden Zufallsnotwendigkeit schulde sich der trügerische Schein falscher Individualität.

Das archaische Bewußtsein, unwissend über die Notwendigkeit des kontingenten Erscheinens der anorganischen Natur, setzte und erblickte überall die Gestaltungen und Botschaften unzufälliger Mächte, die Resultate beabsichtigter Tathandlungen, um deren Verursachung genau bekannten und bestimmt gewussten Ortsdämonen, Gipfelgeistern und Berggöttern zuzuschreiben. Die Fingerabdrücke, die Fußspuren, die Gewaltausbrüche, die geheimnisumwitterten Höhlen und Grotten, Schluchten und Abgründe: kein Ort, an dem keiner gewesen wäre.

Noch in unserer Langeweile über die ebenso end- wie grundlose Verschiedenheit (schein)individueller Erscheinungen in den Bergen mag ein Rest Erinnerung an jenes archaische Bewußtsein nachzittern. Die Zauberer sind weg, aber noch bezaubert der zurückgebliebene Duft ihrer Zauberei.

Das neue Bewußtsein, naturwissenschaftlich geboren, erfüllt sich bereits den Wunsch nach Simulation der Genese aller Gebilde der anorganischen Natur. Die Gestalt des Matterhorns muss durch einmaligen Prozeß im Gang der Entstehung und Entwicklung der Alpen bis heute entstanden sein. Und dieser einmalige Prozeß wird durch einmalige Informationen nachgestellt, als individuelle Genese nachprogrammiert.

Damit wird der Geist der Zauberei endgültig gebrochen, denn nun sind wir wissend dabei, wenn das Kontingente nachgestellt wird. Wir lassen die Würfel unserer wissenschaftlich geführten Zufallsnotwendigkeiten spielen. Und dem neuen ästhetischen Schein der technologisch simulierenden Wissenschaften, die nach Belieben in die Zukunft oder in die Vergangenheit simulieren – prognoszieren oder rekognoszieren können, kann die abstrakte Kunst der Moderne und die konkrete der Vormoderne nur mehr belanglose Arabesken und Fußnoten nachliefern.

Die Dämonen der Natur scheinen unser, wir kritzeln die Gesetze des Kontingenten in Programme, die als Bilder neuer Anschauungswelten vor uns aufragen wie neue Gebirge, die vorgeben, das Innenbild der alten zu sein. Doch sei nicht vergessen, daß der Satz, in der anorganischen Natur schuldeten sich alle Erscheinungen einem kontingenten Erscheinen, nicht ohne seinen Gegen-Satz gilt: daß in derselben Natur ohne strenge und nüchtern identische Gesetze und Rahmenbedingungen das zauberische Spiel des Zufälligen nicht stattfinden kann.

Und diesen Rahmen zerbricht kein archaischer und kein technologischer Zauber. Niemals wird sich Granit in Gold, niemals die Wand des Matterhorns in ein sprechendes Antlitz verwandeln.

Am äußersten Rahmen der Gesetze aber webt eine neue Weltzeit, deren Dimensionen auch der modernen Menschheit erst seit kurzem bekannt sind. Es gab unendliche Zeiten jenseits ihrer Lebenszeit. Die Weltzeit ist der neue Zauberer, und dieser zaubert so langsam, daß er für seine Vorstellungen keines Publikums bedarf, weder eines archaischen, noch eines modernen.

(November 2009)

## **(20) Milliarden Zellen**

Wird behauptet, jeder Mensch bestehe aus Millionen oder Milliarden Zellen, liegt die Frage nicht fern, ob eine Zelle dieses Zellenbestehen ermöglicht und organisiert. Vielleicht eine Zelle im Zentrum aller Zellen, irgendwo in der Mitte des Organismus, ein vielleicht verborgenes, durch Forschung aber entdeckbares Zellenzentrum.

Auffällig zudem, daß unter den Milliarden Zellen keine arbeits- und keine zwecklosen sich finden; noch die ruhenden ruhen sinnvoll aus, und der Blinddarm hat sein Tun evolutionär rechtzeitig eingestellt. Keine Zelle ohne Funktion, keine, die nicht in ihrer Funktion Zelle sein müsste.

Wiederum liegt die Frage nahe, ob eine Funktion das Funktionieren aller Zellen, das sogar ein Zusammenfunktionieren sein soll, ermöglicht und organisiert. Vielleicht ein Funktionszentrum im Inneren des Organismus, ein vielleicht verborgenes, durch Forschung aber entdeckbares Zentrum, in dem die Superfunktion funktioniert.

Da wir aus sehr verschiedenen Zellen bestehen, Blutzellen, Darmzellen, Knochenzellen, Stammzellen undsofort, würden wir einer Zentralzelle samt Zentralfunktion die Macht und Logik aufbürden, diese unübersehbare

Verschiedenheit und deren funktionierende Einheit in einem Organismus hervorbringen und organisieren zu müssen und zu können.

Doch wäre diese mächtige Zentralzelle auch nur eine Zelle, an einem bestimmten Ort im Organismus und folglich nicht wirkliches Zentrum, nicht das innerste Innere, nicht das Steuer- und Schaltzentrum über den Zellen. Sie wäre ein mechanisches Zentrum, kein organisches.

Dies legt den Gedanken nahe, daß der organisierende Mittelpunkt aller Zellen keiner von ihresgleichen, sondern ein ideeller Einheitspunkt sein könnte, ein Zentrum und Einheitspunkt ohne materielles Portefeuille und dennoch der Sitz der Identität und zwecksetzenden Macht des Organismus.

Wie dem auch sei, Materialismus oder Idealismus, Zelle oder „Metazelle“ lauten Losung und Frage, die uns die Eingangsbehauptung, jeder Mensch bestehe aus Milliarden Zellen, beschert.

Die Zellmaterialisten spielen ihre nächste Trumpfkarte aus: Niemand könne leugnen, daß am Anfang des Menschen die Sperma- und die Eizelle stehe, die Realität von materiellen Einzelzellen somit und kein idealistischer Eingriff oder metaphysischer Zauber geschehe. Und erst recht sei die Vereinigung von Sperma- und Eizelle ein realer und sogar mechanischer Vorgang.

Die Idealisten stechen zurück: diese Anfangsrealität sei zuzugeben, aber nicht ein Einzeller beginnt den Menschen, sondern der Mensch beginnt als Einzeller, schon der erste Bote trage die ganze Post, schon der Anfangszeller, der nach der Vereinigung von Sperma- und Eizelle zu begutachten ist, sei als Mensch zu achten und zu schützen. Für die geborenen Materialisten, die noch den frühen Embryo als Zellhaufen, nicht als Menschen erkennen, ein Schlag unter der Gürtellinie wissenschaftlicher Vernunft. Denn die Beobachtung im Labor zeige eindeutig einen Zellhaufen, keinen Menschen.

Aber der Begriff des Menschen, wenden die Idealisten ein, bringt es mit sich, zuerst als Zellenvereinigung zu starten, denn ohne diesen Start könnte er nicht den Läufer Mensch machen. Ein komisches Bild, ein schiefes vielleicht, aber wie kann der Idealist durch Bilder, da Begriffe für den Wissenschaftler nicht wissenschaftlich sind, verständlich machen, was geschieht, wenn ein Mensch geschieht?

Der wissenschaftliche Vertreter des Materialismus behauptet: Realität ist nur als materielle eine wirklich vorhandene Realität. Da alle Teile der Realität materiell sind, muß auch diese materiell sein und durchgängig aus

materiellen Teilen bestehen. Und dieses Schicksal müsse daher auch das Ideelle und dessen Teile, sofern es welche und gleichgültig welche es habe - angeblich materielose - teilen.

Darauf erwidert der Vertreter des vor- oder überwissenschaftlichen Idealismus: Jede Idealität, die aus Realität bestünde, wäre eo ipso nur eine materielle, nicht eine ideelle Realität. Und überhaupt sei keine Realität denkbar und existenzmöglich, die jenseits ihrer Idealität als Realität wirklich sein könnte. Die Realität bestehe inmitten ihrer Materialität aus Idealität und komme aus dieser her. - Nein, erwidert der Materialist, schon angewidert über so viel unwissenschaftliche Unvernunft, was die Idealität auch sei, sie müsse aus materieller Realität bestehen, ihm sei jedenfalls noch keine materielos existierende Idealität begegnet.

Es zeigt sich, daß die Kontrahenten den Satz, daß der Mensch aus Milliarden Zellen bestehe, in entgegengesetztem Sinn verstehen. Sie geben der Wortkategorie „aus“ eine entweder materielle oder ideelle Bedeutung. Also müssen die Kontrahenten bis ans Ende der Welt, bis ans Ende ihres Lebens aneinander vorbei reden. Sie wurden in verschiedenen Welten geboren, sie werden in verschiedenen sterben.

Es sei denn ein Mediator trifft ein und klärt, in welcher Bedeutung von „aus“ der Mensch aus Zellen, und in welcher anderen Bedeutung die Zellen aus dem Menschen herkommen und bestehen, weil Zellen nur in und durch lebendige Menschen als menschliche Zellen bestehen können.

(November 2009)

## **THEOLOGIE UND RELIGION**

### **(21) Über evolutionäre Theologie**

Die Versuche vieler moderner Theologen, dem evolutionären Weltbild der modernen Wissenschaften und Menschen einen evolutionären Gottesbegriff zu entlocken, führen unabweislich zu einem Vergleich der evolutionären Vorstellungen des modernen Weltbildes mit den nichtevolutionären des biblischen.

Und da dieser Vergleich stets zur Zufriedenheit der versuchten Theologen ausfällt, vernehmen wir stets befriedigt die erfreuliche Mitteilung: der Gott

und Mensch der Bibel seien in Übereinstimmung mit dem modernen Evolutionsweltbild zu bringen. Dies geschieht uns zur Freude, und diese Freude besagt: jene Verstorbenen und Verschwundenen, hätten sie schon ebenso klug sein können wie wir, wären sie schon ebenso klug gewesen wie wir. Sie haben nur noch nicht gewußt, daß sie gewesen sind wie wir.

Der theologische Selbstbetrug gelingt, weil der evolutionäre Gottesbegriff ebenso weit gefaßt wird wie der moderne Evolutionsbegriff selbst: dieser "erstreckt" sich mittlerweile „auf alles“, und in dieser Unbestimmtheit ist es kinderleicht, einen ebenso unbestimmten evolutionären Gottesbegriff zu kreieren. Ganz abgesehen davon, daß die Annahme, wir könnten das biblische Weltbild eindeutig rekonstruieren, gleichfalls unter die Kategorie Selbstbetrug fällt.

In Wahrheit und Wirklichkeit gilt der evolutionstheoretische Weltbegriff nur in den Objektwelten bestimmter Naturwissenschaften, somit eingegrenzt auf deren spezielle Evolutions-Objekte, und nur hier und nicht dort kann er ein konkreter und bestimmter sein. Jede Erweiterung auf ein oder gar jedes Dort geschieht immer schon im Nebel undurchschaubarer Ideologie und deren Machtanmaßung und fällt daher immer zufriedenstellend und selbstbestätigend aus.

Es resultiert ein theologischer Biologismus und Physikalismus, der die Differenz von Geist und Materie kassiert und die „Evolution“ der Materie vom Urknall bis heute als des Geistes Progressionsoffenbarung identifiziert. Unter den Tisch dieser betrügenden Offenbarungserklärung fällt nicht nur Herkunft und Wesen von Geist und Freiheit, von Vernunft und Moralität, von Sittlichkeit und Religion, von Geschichte und Menschheit, auch die eben noch bedrängenden Fragen der Theodizee sind mit einem Schlag als sinnlose und überflüssige offenbarbar geworden.

Eine barbarische Theologie, die sich nicht scheut, an ihrem Ende den Offenbarungen einer numinosen „Quantentheorie“ zu gehorchen, weil uns diese endlich gezeigt habe, welch' zauberhaft unbestimmte Dinge der quantentheoretische Weltgeist zu zaubern verstehe, - noch Freiheit und Vernunft würden auf seinem Seziertisch gezeugt.

Und weil der seiner Welt materiell-evolutionär einwohnende Gott selbstverständlich auch jedem Bösen von Welt einwohnt, ist alles, was gestern noch böse, heute als gut, alles, was gestern noch gut, heute als böse dekonstruierbar und im Jenseits von Gut und Böse unsere neue Wohnung, weil ein Gott ohne rechte und linke Hand das Schiff der Evolution durch die Äonen steuert.

Dieser theologische Materialismus ist ein diesseitiges Spiegelbild der antiken Gnosis, und unausweichlich stellt sich die Frage: welche dieser beiden religiösen Ideologien mag das größere Übel sein? Der modernistische Kurzschluß zwischen moderner Theologie und moderner Naturwissenschaft ist kein Weg, auf dem die Kirche der Zukunft den „Anschluß“ an die moderne Zeit wiederfinden kann. Nur mehr Philosophie kann eine Theologie, die sich in den Armen der Naturwissenschaft vergangen hat, von falscher Freude und Desorientierung befreien.

(Dezember2005)

## **(22) Augustinus Glücksrad**

Der späte Augustinus wertet das irdische Glück auf Null ab, weil wir in diesem Leben letztlich nur zu immer neuem Elend gelangen könnten. Allein in einer jenseitigen Gottesankunft und Auferstehung könnten wir Erben eines wahren und wirklichen Glückes werden, alle antiken und philosophischen Glückslehren werden als Irrweg und Irrtum verworfen.

Der frühe Augustinus war noch auf amikalerem Fuß mit dem Leben im Diesseits gestanden. Schon hier und jetzt könne und solle das einzig um seiner selbst willen würdige und wirkliche Glück – das Sein und Leben Gottes – im Glauben erfaßt werden, schon hier ein Genuß und Glück, das einzig diesen Namen uneingeschränkt verdiene, weil alle anderen Glücke und Genüsse an und durch Güter gewonnen werden, die nicht um ihrer selbst willen gesucht und genossen werden können. Diese Lehre erscheint uns Modernen höchst zweifelhaft.

Aber Augustinus hat ein Glück im Visier, in dem die gewöhnlichen Ingredienzen jedes Weltglücks: Selbstliebe und Selbstgenuß, vollkommen transzendiert wurden. In-Gott-Sein ist nicht mehr ein Ich-Sein, nicht mehr ein Mensch-Sein.

Die Kehrseite der augustinischen Glücksradikalisierung war freilich, dass die Anhänger ihrer Lehre immun werden konnten gegen das Unglück und Unheil, das den irdischen Menschen immer begleitet und auch gegen jenes, das alle transzendenten Glücksritter allen irdischen unvermeidlich antun müssen. Im Namen des höchsten Glückes quälten und mordeten Inquisition und andere Institutionen des christlichen Glaubens.

Der moderne Mensch, erstmals gerüstet mit autonomer und universaler Vernunft und Freiheit, muß sich unausweichlich als Selbstzweck auffassen und erfahren; er muß dieses Leben als glücksuchendes verantworten; er

kehrt zum frühen Augustinus unter modernen Vorzeichen zurück, um diese und die ganze Welt ein kleines Stück vorwärts zu bringen. Heilsgeschichte und Weltgeschichte konvergieren, jedoch ungewiß für und unbeherrschbar durch Menschen.

(Dezember 2005)

### **(23) Dreifaches Glück**

Die dreifache Definition von Glück teilt sich seit jeher in die transzendente: eine Schau Gottes oder des Geistes über allem; in die immanente: eine Teilhabe an der Vernunft in allem; und drittens in einen immanenten Hedonismus aller irdischen Lustgüter, nach denen die meisten immerfort streben.

Drei Wege, jeder auf unübersehbar verschiedenen Subwegen begehbar, und jeder Subweg mit allen anderen der drei Hauptwege die kühnsten und paradoxesten Verbindungen eingehend. Und Unglückswege scheinen eine Erfindung böser Dämonen zu sein.

Das moderne Christentum schwankt: auch zwischen einer Verteufelung der modernen Lebenswelt und einer Anbiederung an deren Säkularia. Und Kirche und Lehramt, mögen sie noch so zentral zu dekretieren versuchen, sie sind machtlos angesichts der Fülle von Möglichkeiten, der Wirklichkeit unendlicher Wege und Wege-Verknüpfungen. Explodiert die Immanenz von Welt, veraußert sich jede institutionalisierte Instanz des Transzendenten.

Daß der bios theoretikos des Aristoteles heute nicht mehr hoch im Kurs steht, erklärt sich aus dem Verschwinden der Philosophie der Idee aus dem öffentlichen Leben; unzählige Wissenschaften und idee-lose Afterphilosophien tummeln sich auf der verlassenen Schädelstätte. Und auch hier gilt: jeder Weg mit jedem verbindbar, jeder Subweg mit jedem anderen verknüpfbar; alle möglich und nichts mehr nichtbeliebig.

Das Christentum derer von Petrarca und Valla existiert nicht mehr; daher unsere Ratlosigkeit: was tun mit den Nachrichten vom glücklichen Leben in jenen Tagen?

Für Thomas stand fest: kein bios theoretikos möglich ohne Mindestquanta an Reichtum, Gesundheit und Freundschaft; - von Ehe und Liebe ließ er wenig vernehmen.

(Dezember 2005)

## **(24) Aids und Gott**

Eine Sechzehnjährige, im Mutterleib mit HIV infiziert, beide Eltern an Aids gestorben. Nach ihrer Schulausbildung möchte sie Astrophysik studieren; oft malt sie, um sich von den „schmerzlichen Nebenwirkungen, wie Bauch- und Kopfschmerzen und Taubheitsgefühl abzulenken.“ - Auf die zynisch-dumme Frage der Journalistin: „Hast du einen Stern, den du immer beobachtest“, eine kurze und verweisende Antwort: „Nein, da draußen ist so viel, das muß alles erkundet werden.“ -

Die Journalistin: „Was interessiert dich an der Entstehung des Universums – suchst du nach Gott?“ - Antwort: „Ich glaube nicht, daß es einen Gott gibt. Jeder hat seinen kleinen Gott in sich und das ist der einzige, an den man glauben sollte.“ Sie hat ein Buch geschrieben: „Ich wollte hundert Jahre werden.“

Ein Gott stirbt, ein anderer fängt klein an; das säkulare Bewußtsein ist in einer wahrlich nicht beneidenswerten Lage. Wenn der Gott des Christentums auch die vom Schicksal Zermalnten nicht mehr erreicht, hat er in eine Mutation seines „Gottesbildes“ eingewilligt, die noch dazu führen wird, daß seine altgewordenen Inhalte und kultischen Vollzüge eines Tages so unverständlich sein werden, wie es die der antiken Religionen längst geworden sind.

Weil jedoch zugleich eine Mutation in eine vollkommen neue Religion unmöglich ist – Religion hat ihr universales Ende als primär erscheinender erreicht, lediglich die Aporien der neojüdischen Rückfall-Religion Islam sind noch zu beseitigen – kann auch jener neue kleine Gott, im säkularen Menschen heranwachsend, kein anderer sein als der christliche. Und dennoch muß er im neuen Menschen von morgen ein „ganz anderer“ werden als der alte, schon weil die alten Sozialitäten morgen verschwunden sein werden. Ein anderer und ein nicht-anderer, also welcher?

Da niemand wissen kann, welcher neue Mensch kommen wird, kann im unzugänglichen Grunde der Geschichte auch niemand wissen, welche Gestalt des Gottes kommen wird. Für den ubiquitären Atheismus von heute ist gewiß: der neue Mensch wird einer ohne Gott sein. Damit ist die Grundmeinung des globalen Menschen von heute geteilt, und sie wird ungeniert und unvermittelbar ausgesprochen: die einen sagen, es ist kein Gott; die anderen sagen, es ist ein Gott. – Dieses letzte religiöse Schisma



kündet von der letzten ungewissen Gewißheit über das Kommen des Neuen.

Auch der Gott Abrahams und Jakobs, auf welchen der Gott der monotheistischen Religionen zurückgeht, hat dereinst sehr klein und chancenlos in einer prall erfüllten Götterwelt begonnen. Und auch er entstammte einer Welt, die in unlösbar scheinendem Widerstreit lag: die einen sagten, es sind viele Götter; die anderen sagten, es ist ein einziger.

Die Säkularität der modernen Welt ist erst am Beginn ihrer Geschichte, sie hat kaum mehr als ein Jahrhundert – eines von Katastrophen – hinter sich; noch scheint es zu früh, den Neubeginn sehenden Auges zu erkennen; dennoch hat er begonnen, wir sind die Erstlinge seiner frühen Erscheinung.

(März 2006)

## **(25) Pferdekopfnebel**

Erblickte ein altägyptisches Bewusstsein den Pferdekopfnebel unserer Teleskope, es wüsste mit einem Schlag, wo der Gott der Pferde und der Tiere überhaupt zuhause, vielleicht auch, wie er selbst aussähe in seiner über alles Menschliche unendlich erhobenen Erhabenheit. Ob es den Anblick des Ungeheurgottes ertrüge?

Neuerdings macht uns das Very Large Telescope (VLT) auch das Auge des Pferdekopfs sichtbar, und da uns dieses mit immergleichem Blick anblickt, würde dieser Anblick dem altägyptischen Blick einen ebenso furchtbaren – menschenvernichtenden – Schrecken einjagen wie zugleich einen errettenden – menschenbergenden – Frieden offenbaren. Denn es wäre der Blick der unerschaffenen Gottheit unter erschaffenen Göttern, es wäre die alleserschaffende und allesvernichtende Macht aller Mächte.

Wir wissen nicht mehr, wie es ist, mit einem Bewusstsein zu leben, das noch nicht wissen sollte, dass es eine schaffende – galaxien- und sternenzeugende – Materie geben könne, die nicht mit steuernden Blicken begabt ist, weil allein unser Blick uns begabt, Materien zu Bildern umzuschaffen, die uns anzublicken scheinen.

Wir wissen, dass das Bild des Universums, das wir wie zeitlos erblicken, ohne die Bildkraft unseres Sehens nicht erscheinen könnte, weil wir zuvor schon wissen, dass Bild und bildlose Materie zwei trennbare Existenzformen des Begriffes von Materie sind. Die Kraft unseres Denkens, eine fürsichseiende Materie als Außersichsein des Geistes voraussetzen zu

können, ist schlechthin konstitutiv für die Selbstverständlichkeit unserer säkularen Welt-Bild-Schau.

Einem mythischen Bewusstsein jedoch ist nicht klar zu machen, weshalb ein blickender Pferdekopf nicht blicken soll können. Es unterscheidet nicht zwischen dem, was im Bild erscheint und der Bilderscheinung selbst. Der Blick als Blick hat noch seine erschaffende und erhaltende Numinosität, er gilt noch in seiner übermateriellen Wesenheit und Allmacht, weil er noch in der Absolutheit seiner unmittelbaren Kraft - ohne Widerstand eines „menschlich“ auf die Bildnatur reflektierenden Gedankens - erfahren wird.

Anders unser säkulares Bewusstsein, wenn es versucht wird, zwischen Bild und Materie nicht (mehr) zu unterscheiden. Wenn es den Bildcharakter des von uns erblickten Universums leugnet und allein die Realität materieller äußerer Existenz zugestehen möchte: leugnet es die wirkende Präsenz von Geist im Universum; wenn es auch seinen eigenen Blick als materiale Prozedur bloßer Materie deutet: leugnet es die wirkende Präsenz von Geist in unserem Bewusstsein. Neomythisch kann das Sehen und das Sehen von Bildern als Epiphänomen wirkender Materie „dechiffriert“ werden. An die Stelle der alten sind neue und ärger lügende Götter und Mächte getreten.

Im mythischen Bewusstsein war ein materialisierter Geist - ungedacht gedacht - das unhintergehbare Axiom seiner Weltbilderfahrung; im säkularen Bewusstsein von heute ist eine geistlos vergeistete Materie - wissenschaftlich gedacht - das unhintergehbare erscheinende Axiom moderner Welterfahrung. Und der Widerspruch des modernen Bewusstseins erscheint erscheinungslos in unserer strammen Gläubigkeit an eine sich selbst organisierende und für sich selbst existierende Materie.

(Juni 2006)

## **(26) Satellitenblick auf Sinai**

Auch die Satellitenbilder unserer Erde scheinen das Verschwinden aller bisherigen Gottesbilder zu kommentieren. Ein transirdischer Himmelsort gewährt einen übermenschlich geweiteten Blick über die halbe Erdkugel: Als wäre die Sehnsucht der Mystiker erfüllt, diese Welt mit dem allessehenden Auge Gottes erblicken zu können.

Tief unter uns das spitze Dreieck der Halbinsel Sinai, von Gebirgsadern durchzogen, die unser irdischer Blick als labyrinthisches Wegegeflecht deutet. Nördlich der dunkle Tintenkleck des Toten Meeres; irgendwo im

grellen Wüstengelb daneben das unsichtbare Jerusalem. Titus Tempelzerstörung liest sich von hier oben wie eine fata morgana der Geschichtsschreibung.

Nicht die geringste Spur von Mensch und Getier, als hätte unsereiner nie existiert. Wüßten wir nicht, wem die Suezrinne ihre gerade Linie verdankt, unser Satellitenblick würde sie einer Laune der Natur zuschreiben. Aber künstlicher noch erscheint die langgezogene Sichel der Meeresbucht nach Israel hinauf, eine lupenreine Sinuskurve, in millionenjähriger Gezeitenarbeit von den Architekten Meer und Erde angelegt.

Wir erkennen ernüchtert: hier oben schwebte weder die Sonnenbarke des Osiris noch der Thron von Zeus und Jupiter. Jenseits der irdischen Sphären kein Ort für ein Gottesauge, und daher die Gewissheit: unser Blick wird auf anders verborgene Weise vom ewigen Blick begleitet und geführt.

Auch dem Berg des Moses wird ein Aufhebens nicht gewährt, kein Auftritt, keine Wiederkehr; vergessen scheint er unter seinesgleichen zu schlafen und in Ruhe zu zerfallen, um bei der nächsten Kontinentalkollision von Bord der schwimmenden Erdkruste gehen zu können.

Schon des Cusanus Auskunft, der Geist der visio dei sei überall und nirgends zugleich, versetzte den mittelalterlichen Gottesbegriff des ens realissimum auf die Schwelle neuzeitlichen Denkens. Nach deren Überschreiten waren alle theologischen und philosophischen Gotteskonzepte durch eine nihilistische Schlagseite stigmatisiert, - der zu bezahlende Preis für das Konzept einer nur mehr unsinnlichen Allgegenwart.

Sein Gott, berichtete Paulus den Griechen auf dem Areopag, habe das Testament eines letzten Blickes hinterlassen, der dereinst im verklärten Gewesensein dieser Welt der einzige sein werde. Und nur mehr über dieses Testament lasse sich der unbekannte Gott noch einmal - ein letztes Mal - auf eine nähere Bekanntschaft mit der Menschheit ein.

Endete mit der Antike die mythische, so in der Ersten Welt mit dem Mittelalter die religiöse Weltunterwerfung. Diese entdeckte sich der Neuzeit als unerkannter Nachfahre jener. Dem mythischen Bewußtsein begegnete der Gottesblick in der Erscheinung einer sich äußernden Welt, in einer sinnlichen Allgegenwart, die sich zu göttlichen Orten, Zeiten, Gegenständen und Personen konzentrierte.

Nicht Homer dichtete von Göttern in Menschengestalt, wie Paulus ihm vorwarf, sondern der als Natur verpuppte Geist dichtete in Homer. Nicht

der blinde Seher vergottete Mensch und Natur, sondern der noch mythisch sprechende Kosmos übersetzte sich in rituelle Geschichten, die dem Geist zu vorerst naturgleicher Existenz unter Menschen verhalfen. Doch selbst das Gottmenschentum der Pharaonen und antiken Herrscher sollte beizeiten sein unrühmliches Ende finden.

Die säkulare Weltunterwerfung der Neuzeit ließe sich nicht einmal mehr im Gottmenschentum der römischen Kaiser religiös konzentrieren. Die endlos arbeitsteiligen Kollektive der Moderne, geschwächt durch ebenso unaufhörliche Teilung von Wissen und Wollen fielen wohl nur einmal auf die vermutlich letzte säkulare Restauration des mythischen Gottmenschentums herein: Hitler und Stalin. Seitdem ist auch der Stern des Papsttums unaufhörlich im Sinken.

Weder glauben wir noch einer Götterstimme der Natur noch dem Wort Einzelner als Statthalter von Wissen und Machthaben über diese und jene Welt. Zwangsläufig fällt unser suchender Blick nach innen, tastet am nichtmythischen Horizont nach neuen bindenden Wegen, und dies umso unwiderstehlicher, je blendender die säkulare Weltunterwerfung ihre wissenschaftlichen Triumphe in das moderne Bewußtsein schleudert. Am äußersten Innenhorizont unseres entsinnlichten, aber liebenden Wesens, läßt sich allein noch nach dem zentrumlosen Zentrum jenes Überall-und-Nirgendwo suchen, um an sein ortloses Wo und zeitloses Jetzt anzudocken.

Das bildlose Nichts davor - das neu versiegelte Angesicht - erschreckt zwar unsere Reflexionswege zum menschengewordenen Gott, doch ohne Furcht ist ihre Gewißheit nicht zu erben. Die Nichtfestellbarkeit Gottes in dieser Welt verführt nur mehr die letzten Reste mythischen im säkularen Bewußtsein - die Kunst der Moderne, das Wiederkäuertum der Esoterik, die Kultgemeinschaften um die Megastars in den Unterhaltungstempeln - dazu, eine irrationale oder zerstreute Gegenwelt gegen die rationale als menschengöttliche in Auge und Ohr zu fassen.

Das Angesicht der absoluten Reflexion ist in das Nichts ihrer unsinnlichen Allgegenwärtigkeit versenkt. Der absolute Reflexionsblick, zeit- und raumlos in die innersten Schalen des unseren gelegt, birgt jene uns unerfaßbare Dimension unvergänglichen Erinnerns und Niederschlagens dessen, was uns am Unerträglichsten schmerzt: die Vergänglichkeit alles Lebens. Im Widerstrahl dieses Blickes erkennen wir unter uns die Erde als Erde und nicht als neue Gottheit, - als zu besorgendes Geschenk, das uns durch einen globalen Fehltritt genommen würde.

Jenes Kamel und dessen Reiter, die in diesem Augenblick, unserem Satellitenblick entzogen, die Wüsten des Sinai durchqueren, bewegen sich auf der Bühne einer unerschaubaren Gleichzeitigkeit mit allen gewesenen und künftigen Augenblicken der Weltzeit; eine Bühne, von der das Erscheinen einer sinnhaft entäußerten Welt stets auch in ihr unsinnliches Wesen unerfahrbar zurückscheint. Die Annahme einer zerstreuten Vielheit von Orten und Zeiten vergißt stets deren Rückseite: die unzerstreibare Einsheit. Die Nichtbeweisbarkeit Gottes ist der Beweis seiner Weise zu sein, Nichts als Sein zu sein.

(Juni 2007)

### **(27) Zombies oder Götter**

Die Ideen der Dinge dieser Welt, verortet in unserem Bewusstsein, korrelieren unbestimmbarerweise mit den vergöttlichten Dingen im göttlichen Bewusstsein. Dieses ist ohne Differenz von Subjekt und Objekt und daher „Bewusstsein“ in nichtmenschlicher Weise. Sein Bewusstsein erscheint uns wie ein Nichtbewusstsein: Daher sehen wir nur die Dinge dieses Universums, dessen Materien in deren prozessierenden Formkoordinaten, nicht das Sehen dieses Sehens. Und im gegenwärtig erreichten Stand szientifischer Blendung nehmen wir bereits an, alles Wissen über diese Welt sei nur in uns und durch uns, - als endlose Variierung oder Fortbildung endlichen Wissens.

Bewusstsein sei an unsere Gehirnkapsel gebunden, unter die Schädeldecke des homo sapiens sapiens gehalten; solcherart den metaphysischen Ort unseres Bewußtseins verfehlend, erfahren wir uns wie göttliche Zombies: allwissend und allvernichtet zugleich. Denn da wir Geist nur mehr angekoppelt an Natur, von dieser verursacht und gelenkt denken, muß uns das Wissen davon und darüber geradezu wie eine kosmologische Absurdität erscheinen. Natur und Universum hätten sich auch ohne Bewusstsein genügt.

Positive Deutung dieser Katastrophe: Gott hat uns in die Wissenssphäre seines Geistes aufgenommen; und da wir dessen völlig ungewohnt sind, erscheint er uns wie verschwunden: eine gottlose Welt mit uns als desorientierten Herren zurücklassend. - Negative Deutung des Geschehens: wir katapultieren uns auch noch aus dieser Sphäre seines Geistes hinaus und vollbringen den letzten und endgültigen Sündenfall, den unwiderruflichen Absturz aus dem Paradies in eine Welt, in der uns auch das kümmerlichste Gegenparadies nicht mehr halten wird. Im ersten

Fall werden wir fähig zu erfahren, daß Gott eine Galaxie mit überunendlicher Genugtuung betrachtet; im anderen Fall verdammt, jede Galaxie als Ort der Verdammnis zu erblicken.

Als Mitkömmlinge der Wissenssphäre können wir diese Alternative nicht mehr durch Glauben entscheiden; wir müssen daher die Gründe des Wissens selbst bis in ihre unauflösbaren Abgründe zur Rede zwingen. Wir müssen dahin kommen, Raum und Zeit nicht nur als Formen unserer Anschauung zu denken. Dies scheint unmöglich und ausgeschlossen, weil wir nur in diesen Formen, nur im Anschauungszirkel unserer Weltanschauung dieses Universum als Welt erhalten.

Daß aber Raum und Zeit Momente eines noch anderen Anschauens sein könnten, eines anderen Blickes über das Ganze, ist uns nicht mehr unzugänglich, weil auch unser Universumsblick längst schon szientifisch überbestimmt wurde: entfernte Galaxien als längst vergangene erkennen müssen, kommt einem Anteilnehmen an der göttlichen Überbestimmtheit des Seienden gleich.

(August 2007)

## **(28) Tier und Engel**

In der Sexualität ist die Gattungslust des Individuums an dessen Selbstausslöschung gebunden. Der Augenblick der Ewigkeit ist zugleich der des Todes. Alle Diesseitsreligionen kulminieren in der Sexualität. Grundaporie dieser Religion: das Individuum gehöre lediglich seiner natürlichen Gattung an, und der Fortbestand der Gattung sei der höchste und Endzweck jedes Individuums, dieses nur gleichsam das Fortbewegungsmittel und eine Opferstätte der Gattung.

Herzstück der Aporie: eine gewußte natürliche Gattung ist keine natürliche mehr, sie ist als für sich nicht existierende durchschaut. Diese Durchschau wird im Prinzip durch die eschatologische Weltnegation des Christentums ermöglicht.

Die nichtsexuellen Lüste setzen die untrennbare Beziehung von Gattung und Individuum gleichfalls voraus, damit auch die Notwendigkeit einer Selbstaufhebung des Individuums in ein allgemeines Tun und Denken. Die Erfüllung dieser Selbstaufhebung ist jedoch kaum je augenblicklich, sondern an eine zeitlich gelängte, im besten Fall final zu gestaltende Handlungszeit gebunden.

Der schein natürlichen Gattungslust scheint die transitorische Musik am nächsten zu kommen. Auch im Klang will der Augenblick höchste Lust und verschwindet doch zugleich. Anders die betrachtende Schau: diese fördert die Selbstaufhebung der Selbstaufhebung, sie weitet den Augenblick zur Augenschau, und während die sexuelle Lust auf die absolute Verkürzung der Zeit zielt, drängt die Kontemplation auf deren Verlängerung ins Unendliche.

Darin sucht sich das Individuum als ein für sich selbst allgemeines; im Blick auf eine Zeitlichkeit des Seienden, dem sich ein zeitloser Blick auf ein zeitloses Sein entbergen möchte. Immer jedoch auf eine Zeitlichkeit, die des Individuums eigene übersteigt und an der es dennoch teilhat. Der Schrei der Lust wird zum Klang der Stille. Es bleibt die Stunde des Kampfes: der Mensch als verzweiflungsvolle Einheit von Tier und Engel.

(August 2007)

## **(29) Jetztzeit**

Nicht mehr als Natur existieren zu müssen - wie noch vor fünf, sechs Millionen Jahren - beseligt jeden unserer Blicke in die Natur, unbewußt erinnern wir uns der geschehenen Evolution und des mühevollen Prozesses der Erhebung in den Stand der Freiheit. Daher wir in der magischen Rationalität intensiver Naturbetrachtung unsere Befreiung von Begierde, Angst und Ichlosigkeit der Natur empfinden.

All dies liegt hinter dem Schein, daß wir uns nur an dem blanken Dasein von Natur erfreuten, an der Tatsache, daß überhaupt etwas und nicht nichts existiere. Die Unmittelbarkeit dieser Freude des Daseins ist durch die absolute Geschichte ihrer Entwicklung durch deren Weltzeit vermittelt. In der Schau auf diese bewegen wir uns auf einem Punkt an der Peripherie des Absoluten, in der Zeit als des absoluten Organs.

Hinter dem ersten Schein daher der zweite: Hier und jetzt, in diesem Fluß, über den sich die Gebirge des Alberta-Parks erheben, existierte Ich vor Jahrtausenden als Alge, und nirgends war noch kein Blick, der etwas von Zukunft und Vergangenheit ahnte. Der Geist, seiner selbst vergessen in den Schranken der Natur, schien unerweckbar, ein Schein, um den er gleichwohl wußte, da er sich ohne ein Wissen über seine Schranke nicht über diese hätte erheben können.

Die Betrachtung der Natur wäre also an jenen Punkt zu treiben, an dem der Unterschied zwischen dem jetzigen und dem damaligen Jetzt als ein

absolut zeitloser gewusst und erfahrbar wird. Darin nehmen wir auch den letzten Tag gelassen vorweg: jenen, an dem der letzte Tropfen dieses Flusses versiegen wird und der wüstenstarre Erdleichen im verschlingenden Feuer der aufgeblähten Riesensonne verschwinden wird.

Wie aber können wir einen solchen Totalblick totaler Endlichkeit, in dem wir den evolutionären Beginn und das Ende unserer Gattungsexistenz zusammenschauen, vollziehen, ohne zugleich, wie aus einer anderen Welt, auf diese zu schauen? Als wäre das Innerste unseres Geistes niemals in dieser Welt angekommen.

(August 2007)

### **(30) Der Preis des Nichtwissens**

In unserem Wissen über alle Natur und Welt ist der Preis unseres Todes schon inbegriffen. Die Drei Zinnen wissen nicht von sich und ihrem Verschwinden. Wir wissen von unserem, schon ehe wir sie erblickt. Noch das langmächtigste Bestehen der Natur wurde an die Fessel absoluten Nichtwissens von und über sich selbst gekettet. Selbst aber ohne Wissen ist nicht Selbst, Wissen ohne Selbst ist nicht Wissen. Daher kann das gewusste Wissen unseres Selbsts nicht verschwinden wie alle Welt verschwindet, und die Art, wie das Nichtwissen der Natur in dieser ist, kann von unserem Wissen nicht gewusst werden, weil es keine Arten des absoluten Nichtwissens gibt.

Ist der Welten-Gegensatz von Wissen und Nichtwissen nur für uns und in uns, dann ist auch das Wissen, daß Nichtwissen in dieser Welt ist, nur in unserem Wissen über diese Welt möglich. Dieses unser Wissen greift über jenes Nichtwissen über, es ist wirkliches Wissen über etwas, und die Metapher des Übergreifens ist als gegensinniger Kontrapunkt verstehbar, weil das Sein und Werden der Natur und Geschichte, gleichsam aus Rache über ihr Nichtwissen, über unser natürliches und endliches Dasein übergreifen.

Das archaische und mythische Bewusstsein glaubt noch sein Wissen als natürliche Existenz, es deutet die natürlichen Mächte als wissend-geistige, fühlt sich diesen unterworfen, und an den Drei Zinnen erscheinen ihm Sonnenstrahl wie Nebeldecke, Schneefall wie Steinschlag als Eingriffe von Göttern und Dämonen, als Fingerzeige des Schicksals, als Reden und Weisen allmächtiger Wesen.



Der Tod des Menschen wird als natürlicher oder quasi-natürlicher verstanden, als tierischer Tod, der aber, vollzogen als Mimikry an die anorganische und organische Natur, zugleich gespielt, als wissende Rolle gespielt werden muß. Am schauerlichsten als Opfertod, - auch vor den Drei Zinnen wurden auserwählte Kinder und Menschen dargebracht, um in die große Natur als dem verborgenen Reich der Götter hineinzusterben.

Unbeherrschbarkeit und Unergründlichkeit, dazu äußere und innere Größe waren die undurchdringlichen Masken der Natur, die sie als Geist erscheinen ließen, solange der Geist im Menschen nicht als Geist erscheinen konnte. Doch schon indem der Finger des Schamanen die Felswand berührte, um Erhöhung oder Fluch hervorzurufen, begann der Strahl des Wissens seine Bahn, konzentrierte sich der Geist als menschlicher, und ein Pharao durfte sich bereits als natürlicher Gottmensch wissen.

Eine letzte Spur des natürlichen Gottmenschentums sehen wir noch in Geist und Geschichte des Christentums, in der hierarchisch organisierten Vererbung eines obersten Priestertums. Ein Ur-Vertrag tradiert sich quasinatürlich fort, doch schrumpft das Natürliche darin mehr und mehr, denn es ist Wahl und Stimme, Abwägen und Intrige, Zustimmung und Entscheidung, worin der neue Statthalter geboren wird. Der Heilige Geist in seiner letzten Versammlung maskierter Schamanen: er wird es überleben.

(September 2007)

### **(31) Herausgetreten**

Das Heraustreten der Menschheit aus allen Arten von Naturreligion vollzog sich in der weltgeschichtlichen Macht dessen, was wir „Mythos“ zu nennen pflegen. Unter diesem Namen rubrizieren wir alle vormonotheistischen Religionen und Kulturen, etwa jene von Ägypten, Persien, Griechenland und Rom. Eine Epoche der Menschheitsgeschichte mithin, die kaum drei Jahrtausende währte, - eine geringe Spanne Weltzeit, bedenken wir die (nicht nur im übertragenen Sinne) unzählbaren Jahre davor, in denen Naturreligionen den Geist der Menschheit in ‚natürliche‘ und darum unlösbar scheinende Fesseln gelegt hatten.

Drei vormonotheistische Jahrtausende, in denen sich einzig das Judentum vom Polytheismus des Mythos lösen konnte, um zu einem Monotheismus vorzudringen, der alle Naturmacht als Grundlage von Religion und Kultur tilgen sollte. (Und die Überwindbarkeit des Monotheismus durch einen

Atheismus der modernen Wissenschaften steht seit jener Zeit, die wir die Neue Zeit nennen, in der Ersten Welt zur Debatte.) Daß der Geist der Menschheit zunächst in der Raupe der Natur erscheinen musste, lässt sich aus dem Begriff des Geistes und dessen menscheitsgeschichtlicher Entwicklung demonstrieren. Der Geist ist nicht von Natur, aber in menscheitlicher Gestalt existierend ist er nicht und niemals ohne Natur.

Nun ist es verständlich, daß Religion und Kultur, angesichts des Verlustes der naturgeistlichen Mächte, den die monotheistischen Offenbarungsreligionen ermöglichten, nach einem Ersatz suchten und diesen in der Gestalt eines ein für allemal festgeschriebenen Schriftwortes gefunden glaubten und glauben. Wie im Mythos den Götteraussagen empirische Realität zukam, so den Aussagen des einen Gottes in seinem einen und einzigen Buch. Die Natur der Schrift verbürgte den Menschen, daß und was der Gott zu ihnen gesprochen. Und angesichts der Naivität und Unhaltbarkeit dieser Annahme ist schon die Existenz von drei Religionen des monotheistischen Gottes mit konsequenterweise drei verschiedenen Buchversionen mehr als ein Hinweis auf die Unabgeschlossenheit sowohl der Geschichte der Religion wie auch des Geistes der Menschheit.

Heute scheint der islamischen Religion das Schicksal zuzufallen, noch einmal die Unmöglichkeit dieses Weges zu demonstrieren: ein an Schriften und deren einfache (Spruch)Sätze und Sätze-Gebäude als ultima ratio einer ersten und letzten Wahrheit gefesselter Geist wäre nicht nur unfrei, er wäre seiner Vernunft beraubt. Als Heraklit an die Stelle des Orakels der pythischen Priesterin das „Orakel“ einer Selbstbefragung durch die Vernunft setzte, folgte er der Stimme eines Geistes, der nicht mehr an eineindeutige Verlautbarungen glauben konnte und sollte.

Und die Rache der Unmöglichkeit von eineindeutig zu verschriftlichenden Verlautbarungen konnte an der unübersehbaren und unbewältigbaren Vieldeutigkeit und Deutbarkeit des mythischen Orakels erkannt werden. Nicht anders die Tradition des Deutens der Heiligen Schriften monotheistischer Religion: sie tauchte jedes geschriebene Wort in jede nur denkbare Lauge des Geistes.

Woraus besteht diese Lauge, woher kam sie in die Geschichte, und woraufhin will sie mit dieser hinaus? Wir fragen diese Frage mit banger Erwartung, weil die seit 1600 in der Ersten Welt entfesselte Deutung alles Meinens über Religion und Geist, wäre sie an keinen Grund gebunden, der Freiheit von Willkür unterscheiden ließe, in eine fessellose Freiheit verfiel, in eine Verfallszeit, die im späten Rom und Hellenismus aus dem Mythos eine diesseitige Zweckreligion entließ, die diesmal unter atheistischen

Vorzeichen in die Geschichte einträte: schon Hitler und Stalin wüteten grauenhafter als Nero und Caligula.

(April 2008)

### **(32) Kugelgestalt von Planeten und Köpfen**

Es scheint eines hypertroph teleologischen Sinnes Projektion zu sein, die Kugelgestalt der Planeten, der Monde, sogar der Sonne und Sterne als Vorgestalt des menschlichen Schädels zu deuten. Eine wüste Spekulation a là Paracelsus, Böhme & Company, daß die Kugelgestalt der meisten Himmelskörper und aller menschlichen und der meisten tierischen Schädel nicht zufällig sein könne.

Die Kugelgestalt, einer idealen Welt entstammend, ist weder evolutionär verhandelbar noch als Projektion oder Erfindung unseres Gehirns denunzierbar. Wäre sie das Produkt der Evolution von Organismen, wüssten wir nicht, wie sie schon zuvor an den Himmelskörpern Realität werden konnte. Galaxien und Sterne sind keine Lebewesen. Hätte das Gehirn, nach einer halbwitzigen Selbstausslegung der Evolutionstheorie das höchste Produkt der biologischen Evolution, seine kugelige Schädelgestalt selbst erschaffen, müsste uns Gehirnforschung, ihrer eigenen Methode entsprechend, das für Schädelprojektion, -erfindung und -erschaffung zuständige Gehirnrevier nachweisen.

Und wäre dies gelungen, müsste durch tiefergehende Gehirnforschung ein tieferliegendes Gehirnrevier als Ursache unserer Fähigkeit, durch Gehirnforschung eine schädelerzeugende Gehirnregion nachzuweisen, nachgewiesen werden. Und wäre dies gelungen, müßten wir nach einem noch tieferliegenden Gehirnrevier suchen, das uns eine noch tiefere Gehirnursache für diese Beweisführung nachweise undsofort undsoweiter. Das Wissens-Glück, die Kugelgestalt aller Himmelskörper als Projektion und Konstitution unseres Gehirns zu durchschauen, wäre eines nur für wissenschaftlich beschränkte Gemüter.

Also hatte die Lehre der Pythagoräer doch recht: ideale Zahlen und Figuren als Prinzip und Methode, als Alpha und Omega aller empirischen Welt, der Natur und des Geistes? Ein ideales Formenarsenal, dem sich alle empirischen Materien und Formen dieser Welt emanieren?

Einerseits ist die Welt von Algebra und Geometrie nicht aus den Grundrealitäten unserer naturalen und mentalen Kausalitäten ableitbar. Andererseits ist die ‚mathematische‘ Welt, nach unseren nicht mehr

mythischen Begriffen von Kausalität, nicht zureichend, die empirischen Materien und Formen dieser Welt entstehen zu lassen und definieren zu können. Aus der Welt der Zahlen und Quanten kann auch nicht die hypothetische Erstwelt des Urknalls hervorgegangen sein, weil kein quantitatives Zahlenabrakadabra die Qualität auch nur eines Atoms oder Proto-Atoms generieren kann.

Die Lehre der Pythagoräer von einer (idealen) Weltentstehung aus einem idealen Zahlen- und Formengrund folgt einer Logik von Kausalität, die für unser Denken nicht von irrationalen Denken und Handeln abgrenzbar ist. Einzig mit dem „ästhetischen Denken“ der Ästhetischen Moderne scheinen daher Andockmanöver möglich, wenn „ästhetisch“ bedeutet: normfreie Anwendung algebraischer und geometrischer Formen und Prozeduren durch Kunst und Künstler. Dies ergibt einen modernen Mythos, der keiner ist: Die Welt von Bauhaus als angeblicher Nabel der Welt von heute und morgen.

Im mythischen Weltbild hat jedes empirische Dasein seine absolute Vorform, jedes Geschehen seine absolute Präformierung, aus der es durch Teilhabe entspringt. Im griechischen Mythos ein Urgeschehen, in dem Götter in und unter sich agieren und wie nebenbei eine Welt der Natur und des Menschen realisieren und mehr oder weniger chaotisch lenken.

Indem die pythagoräische Lehre diese Götter über die Klinge der mathematischen Abstraktion springen lässt, scheint alles Chaos entweder nur Schein oder nur Einbildung, weil zureichend durch die ordentlichste Vorform und Präformierung, die sich erkennen lässt - die algebraische und geometrische - geschaffen und geordnet. Eine harmonische Welt, der sich das harmonikale Erkennen der neuen Priesterreligion einfügen versuchte.

Aber die Botschaft dieser Gnosis machte Ursätze unausweichlich, an deren Logik das Reich der Urquanten und Urgeometrie als zugleich logischer Grund aller Welt behauptet werden mußte. Und diesen Finger ergriff die ganze Hand der griechischen Philosophie von Platon und Aristoteles, mächtig genug, die der Pythagoräer über den Tisch zu ziehen.

Wie das archaisch-mythische Bewußtsein schlechthin unfähig und dadurch archaisches ist, naturale und mentale Kausalität als einzig bestimmende in Natur und Geschichte zu denken, noch auch diese beiden als eigene Kausalitäten zu trennen, so das moderne Bewußtsein unfähig, die idealen Relationen und Figurationen in aller empirischen Welt, die doch nicht zu leugnen sind, mit ihren neuen - wissenschaftskonformen - Kausalitäten

zu verbinden und ohne Erklärungsnotstand in Übereinstimmung zu bringen.

In der mythischen Welt-Relation von Dasein und Vorform, von Geschehen und Urgeschehen war Freiheit als säkular ungebundene und Geschichte als offener Prozeß unmöglich. Der Spruch der Gottheit, die Handlung des Priesters, des Orakels, der natürlichen Vorzeichen und sofort determiniert jede Handlung zur Abbildung und versuchten Wiederholung vorgegebener Urhandlungen. Frei Handeln heißt, dieser Norm gemäß handeln, in den Kreis des Urhandelns einzusteigen und dessen Rundgang zu absolvieren, um dadurch die Folgen der Freiheit zu entschulden.

Eine für moderne Menschen unerträgliche (Un)Freiheit: für die säkularen von unerträglicher Leere und Langeweile, für die religiösen von ebenso unerträglicher Gotteslästerung. Diese wissen irreversibel, daß Formen, und wären es die unveränderlichsten und idealsten, stets nur Mittel für göttliches Handeln sind, das sich noch weiterer Kausalität und Prozessualität bedient. Jene müssen beides leugnen, sie taugen weder zu Neo-Pythagoräern noch zu Gläubigern eines Schöpfergottes.

Mathematisierende Kosmologen, die uns theorieautistische Urformeln des Universums und bei Bedarf und Laune für mehrere Universen liefern, und fundamentalistische Quantenphysiker, die unsere Freiheit im Spiel der Teilchen grundgelegt glauben, haben zu ihren Ur-Gegenständen kein religiöses Verhältnis. Sie denken und handeln nicht wie ein modern gewordener Pythagoras oder Empedokles.

Die Opferschalen zu Füßen der indianischen Göttertempel mußten stets mit Menschenblut gefüllt sein; widrigenfalls wäre die Sonne aus ihrem Lauf geraten. Und diese Kausalität war dem Bewußtsein der Azteken und Inkas unhinterfragbar inkarniert, - wie unserem heutigen Bewußtsein das Wissen, daß alle Himmelskörper nach den Gesetzen von Schwere und Drehung vorgegebener Materien beizeiten die Gestalt einer Kugel annehmen müssen.

Hingegen gerät ein moderner Evolutionist in einen Selbstwiderspruch, wenn er die Kugelgestalt der Köpfe von Tieren und Menschen einerseits durch die Gesetze und Ereignisse der Evolution resultieren lässt, andererseits eben diese Gesetze und Ereignisse als mögliche Zufallsresultate desavouiert. Statt relativ gerundeten Köpfen könnten alle Tiere und Menschen auch ganz andere tragen müssen.

Dies war nicht Darwins Ansicht, weil nach seiner Auffassung das Schöne nicht ein Resultat der Evolution, sondern eine ihrer Bedingungen und

Richtlinien war, ähnlich wie moralische Gefühle nicht zur Begründung von Moralität in dieser Welt taugten. Diese sei Voraussetzung jener, wie auch Schönheit die Voraussetzung schöner Fasanfedern und des ästhetischen Sinnes bei Tier und Mensch. Gilt aber dies, gilt es auch für die Transzendentalie des Wahren und deren algebraische und geometrische Sektion.

Dennoch scheint es problematisch, das Schöne als Sekundärursache eines schönen Organs oder die mathematische Proportion der Kugelgestalt als eines Schädels zu behaupten. Denn welche Kausalität könnten wir dafür namhaft machen, nachdem wir dem archaisch-mythischen Bewußtsein entlaufen sind und nicht mehr an Götter und Dämonen glauben, die für spezielle Erscheinungen und Einrichtungen dieser Welt zuständig sind?

(Juli 2009)

### **(33) Sternenopfer**

Eines Tages könnte die Menschheit befähigt sein, das Aufleuchten einer Sonne in unserer oder in einer nahen oder fernen Galaxie als endgültiges Ende eines von menschenähnlichen Lebewesen bewohnten Planeten nicht nur zu ahnen und hypothetisch zu erkennen, sondern unbezweifelbar zu wissen. Schon heute steht zweifelsfrei fest, daß die Selbstverbrennung jeder Sonne die Mitverbrennung ihrer Planeten und somit aller Lebensbedingungen und alles Lebens bedeutet, - sofern eine Sonne Planeten mit sich führt.

Wie die Menschheit auf kosmische Katastrophen dieser Art reagieren wird, hängt von der Beantwortung der Frage ab, ob jemals oder ab wann genau die künftige Menschheit mit den von Vernichtung bedrohten extraterrestrischen Populationen Kontakt wird aufnehmen können. Sollte dies erst in Jahrtausenden oder niemals möglich sein, beschränkte sich die Reaktion (zunächst) auf ein diffuses Mitgefühl, in dem Selbstmitleid dominierte.

Das Reagieren käme über ein vielstimmiges Deuten kosmischer Ereignisse nicht hinaus: man habe das Schicksal der künftigen Menschheit erblickt; am Vorgängerschicksal sei unser Nachfolgerschicksal „von außen“ – aus über- und unmenschlicher Entfernung ansichtig geworden. Und ähnlich werde dereinst das Ende der Menschheit im Fernauge anderer intelligenter Populationen erblickt werden.

Welche neue Theodizee für die Gläubigen, welche neue Nichttheodizee für die Ungläubigen würde eine derart deutungsfähige und galaktisch wissende Menschheit entwickeln oder benötigen?

Für die wissenschaftliche Erkenntnisbilanz wäre die Verpflichtung, alle potentiellen Planetensysteme unter Dauerbeobachtung zu stellen, evident. Die qualitative Forschungsfrage würde sich mit der quantitativen verschränken: Welche und wie viele Populationen befinden sich in welchen Stadien ihrer Entwicklung?

Wie viele auch immer, angesichts von Milliarden Galaxien und Abermilliarden Sonnen mit möglichen Planetenbegleitern ergäbe sich als Summe ein unfeststellbares Maximum, eine überaus große Anzahl, gegen die das Verenden eines oder auch vieler Planetensysteme nur als verschwindende Größe ins Gewicht fiel. Ständig entstehen neue Sonnensysteme, ständig wird eine Unzahl potentieller Träger neuer Planetensysteme geboren.

Auch dieses unbezweifelbare Faktum könnte als Aufforderung gedeutet werden, der galaktische Exodus der Menschheit sei unausweichlich. Aber wohin?, würde man mutlos fragen und sondieren, wenn schon die nächsten Sterne schier unerreichbar fern und nicht gerade freundlich den Flüchtlingen der Erde gesonnen?

Diese und andere Fragen würden sich verschärfen, könnte mit Populationen ferner Planetensysteme Verbindung und Kontakt hergestellt werden. Sogleich konzentrierten sich alle Hoffnungen der endplanetarisch bedrohten Menschheit auf die Utopie, unter den Kontaktierten könnten hochtechnologische Zivilisationen zu finden sein, die über phantastische Raumschiffe verfügten, und eine Hinreise, wenn nicht sogar Hin- und Rückreise innerhalb eines oder weniger Menschenlebensalter wären navigationsleicht zu bewältigen.

Vorerst ist die theodizeeische Ungewissheit dieser Fragen und Szenarien unausdenkbar und unaussprechlich ambivalent. Einerseits erscheinen die genannten Fragen und Szenarien völlig müßig, da erst in Millionen oder Milliarden Jahren fällig. Davor kann niemand dafür bürgen, daß die Menschheit die selbsterzeugten (Atomkriege, Klimabeschädigung und andere) sowie planetarisch erzeugten (Magma-Vulkane, Asteroiden-Einschläge und andere) Katastrophen vollständig oder minderheitlich heil überleben wird.

Andererseits ist auffällig, mit welcher Obsession wir nicht nur diesen Fragen und Szenarien obliegen, sondern zugleich die Suche nach

Verwandten und Aloverwandten im ganzen Umkreis unseres niedlichen Planetenstädtchens aufgenommen haben. Die galaktische All-Frage: Allein-Sein oder Nicht-Allein-Sein?, inszeniert sich als Schicksalsfrage.

Was sich darin ankündigt, ist ungewiß; aber die Vorzeichen einer Menschheit, die ein völlig neues galaktisch-kosmisches Selbstverständnis benötigt, sind unverkennbar. Das triumphale Vordringen in den „Prärien“ des Alls, scheinbar Selbstverständlichkeit geworden, wird alle bisherigen Menschheitsepochen als vor-kosmologisch kindliche derangieren.

Scheinbar kehrt Mythologie wieder: am Sternenhimmel werden Lebewesen gesichtet, die, in erzählbare Kämpfe verwickelt, als Sieger oder Besiegte leuchtend verzeichnet sind. Wird der künftigen Menschheit das Wissen zuteil, wo, wann und wie viele zerstörte Planetensysteme ihre sterbenden Sonnenmütter umkreisen, ist auch das Wissen unvermeidlich, daß die Leichen der einst intelligenten Bewohnerwesen darin zu Staub verschmorten.

Auch durch dieses wissenschaftliche Wissen wird keine der sogenannten Letztfragen der Menschheit, die nach dem Woher und dem Wohin des Geistes in dieser Welt, beantwortet. Aber alle bisherige Verklärungs- und Verhüllungsweisen werden unmöglich.

Und die Wissenschaft kann nur ihr ohnmächtiges Mantra über den Lauf der erkannten Welten wiederholen: Einst waren die Sterne Götter oder wie Götter, nun sind deren erkannte Systeme wie Landschaften für menschenähnliche Lebewesen. Nicht mehr muß den Göttern und Sternen geopfert werden, weil ihnen ohnehin fortwährend geopfert wird.

(Oktober 2009)

### **(34) Gottwelten und Weltgötter**

Gott hat keine empirische Existenz, und doch ermöglicht und durchdringt er jede empirische Existenz. Da sein Geist nicht in einen empirischen und einen intellektiven getrennt ist, sondern dieser Trennung als ermöglichende Einheit und Unterscheidung vorausliegt, erreicht er unser Bewußtsein stets nur als Sein, als ein absolutes Sein, das nicht durch intentio recta erfasst werden kann. Es wird daher entweder mittels der Symbole des religiösen oder der Begriffe des philosophischen Mediums vorgestellt und dargestellt.

Das Sein in allem Seienden ist das unauffälligste Wesen dieser Welt, das in einer als empirisch erfahrenen Welt keinem empirischen Bewußtsein



auffällig werden kann. Es erscheint, was erscheint, und jede Erscheinung lässt ein bestimmtes Sein seiend werden, eine Vielheit von Sein somit, die so ist, wie sie ist; vielleicht auch ganz anders sein oder gar nicht sein könnte.

Das säkulare Alltagsbewusstsein tendiert dazu, sich an jeder schon bekannten Gestalt von Welt nur zu langweilen, nicht mehr sich verwundern zu können darüber, daß unabwendbar wirklich nicht nichts ist, sondern Seiendes und dessen Sein. Das wissenschaftliche Bewußtsein, im Kastensystem einzelner Wissenschaften befindlich, verwundert sich allenfalls noch darüber, daß diese Welt so ist und wird, wie sie ist und wird, und möchte das Werden unter prognostische Macht, das Sein unter die Macht der gewussten Gründe des Daseinkönnens bringen.

Die gefundenen Partialgründe empirischer Wissenschaften, eine Vielheit geschiedenen Seins, sind relativ absolute Gründe, daher mit dem absoluten Grund verwechselbar. Den relativen Absoluta ist der Begriff als absoluter Grund einerseits überlegen, da er die Vernunftermöglichung aller Relativa artikuliert; andererseits unterlegen, da er über die bestimmte Scheidung des Vernunftgrundes in unzählige Rationalitäten und deren Welten weder theoretische Einsicht noch praktische Macht haben kann und soll.

Die Überlegenheit des Begriffs über alle wissenschaftlichen Teilbegriffe seiner Welt ist zugleich dessen Unterlegenheit in diesen Teilbegriffen und Teilwelten. Die analytischen Prozeduren der empirischen Wissenschaften und die säkularen Vorstellungssynthesen des säkularen Alltagsbewußtseins setzen das Dasein des Begriffes immer schon voraus, aber sie setzen es zugleich in je eigener Weise um, in nicht prognostizierbare Epochen und Inhalte der stets sich verwandelnden Kulturwelten.

Daher ist an den philosophisch realisierten Begriff die Frage zu stellen nicht nur erlaubt, ob denn die Form seiner absoluten Vernünftigkeit mit der Freiheit des absoluten Seins gleichgesetzt werden darf.

Zum einen ist der Begriff als absoluter Weltgrund schlechthin identisch mit sich, in allen seinen relativen Absoluta absolut absolut, - was auch geschieht und geschehen wird, ist insofern immer schon geschehen. Dennoch sind wir weder Götter der Gegenwart noch der Zukunft noch auch der Vergangenheit. Weil sich dem spekulativ sondierten Begriff keine Prinzipien einer Praxis entnehmen lässt, die uns wenigstens zu Göttern unserer Zukunft machte, wissen wir um die Nichtidentität von Begriff und Freiheit, von Wort und Geist.

Freiheit als Weltgrund entbehrt zwar des Begriffes nicht, es ist und bleibt der Logos, der aus seinem Wort die Welt erschafft und trägt, der aber dennoch mit diesem seinem Wort nicht totalitär identisch sein kann. Schon daß wir seinen Begriff immer nur durch unser Begreifen begreifen können, verweist auf eine uneinholbare und unbegreifbare Differenz. Der von uns begriffene Begriff ist immer auch der nur von uns begriffene Begriff.

Diese Konstellation impliziert zwei Aufgaben: einerseits muß die nominalistische Verdächtigung der Freiheit Gottes, andererseits die intellektualistische Ineinssetzung von Gott und Begriff, von Geist und Logos und ebenso die pantheistische Gleichsetzung von Gott und Weltengeschichte abgewendet werden. Denken und Geschichte des Marxismus und Kommunismus haben offenbart, was geschieht, wenn dies nicht geschieht.

(November 2009)

### **(35) Menschwerdung**

Ziel der Religion und Menschwerdung in Christus: daß Gott im Menschen ganz präsent werde, daß dieser in jenen ganz sterben könne. Kein natürliches Sterben, das nur den Organismus des Menschen entsorgt; ein übernatürliches Sterben, worin der Mensch als einzelner verschwindet und freie Kommunikation wird. In dieser ist kein vereinzelter Unterschied zwischen ihm und jedem anderen Menschen, und der Unterschied zwischen ihm und Gott bewegt sich, gebrochen durch unendliche Differenz, auf unendliche Identität zu.

Diese Veränderungen und Bewegungen sind das, was ein Wunder genannt zu werden verdient. Kein Eingriff in den Lauf der Natur und ihrer Gesetze, sondern deren Verklärung und Überwindung in einen Modus von Freiheit, auf den die Natur des Menschen providiert.

An die Stelle dieses Wunders setzt die moderne Wissenschaft ein natürliches: durch Gen-Reparatur oder Gehirnrauschmittel jeder Art sei uns eine andere, eine bessere, eine widerstandsfähigere Natur im Kampf ums Dasein zu verpassen. Eine neue Natur und deren Wissenschaft, die das absolute Telos des endlichen Menschen verloren hat, die nicht mehr weiß, was ein Mensch ist und werden soll.

Gott wird Einzelner, um als Einzelner sterben und dadurch als Geist in jeden Einzelnen eingehen zu können. In der Universalisierung dieses

Geschehens zur einzig möglichen Menschheitsreligion vollendet sich die Macht Gottes als vollendbare Durchheiligung seiner Menschheit. Ein abschließender Akt, aber keiner nur von Bekehrung, keiner von Gewalt, keiner von üblicher Gewalt und Bekehrung; ein heilsgeschichtlicher als zugleich weltgeschichtlicher Akt, der Menschheitsgeschichte Einkehrakt.

Nach dieser Kehre wird es unmöglich sein, eine säkulare Gleichgültigkeit zwischen Gott und Mensch, die in und durch die moderne Kultur ein unüberbietbares Maß erreichen wird, auch nur zu denken. Als müsse vor dem Punkt der Umkehr der Weg in die totale Entwürdigung, Unsinnigkeit und Unvernunft zu Ende gegangen werden. Erst der sich als sinnloser Appendix einer sinnlosen Welt glaubende und erfahrende Mensch, wird sich als umkehrfähiger erfahren.

Der mystische Eremit, der einsam in seiner Wüstenbehausung seinem Gott lebte und lebt, war und ist mit der Menschheit verbundener als der moderne Mensch, der sich mit hundert Fernsehkanälen und abertausend Webseiten auszutauschen weiß.

Der Eremit segnet alle Subjekte und Objekte, und sein Segen umfasst und durchdringt den Segnenden wie das Gesegnete. Des Heiligen Geistes selig, segnet der Gesegnete; aufgehoben in die totale Kommunikation, ist er ebenso einsam wie nichteinsam, das Wir aller Iche.

(November 2009)

### **(36) Gott als Einer und Einziger**

Gott als Einer schließt alles ein; Gott als Einziger schließt alles aus. Es ist ein Sein, in dem alles Seiende ist; aber Gottes Sein ist zugleich einzigartig; indem Er alles einschließt, schließt Er alles Eingeschlossene von sich aus; denn kein Eingeschlossenes verfügt über den Akt seines Einschließens.

Die Universalität Gottes ist eine von Epoche zu Epoche, von Äon zu Äon einzigartige, unvorhersehbare, unbeherrschbare und unverfügbare. Dessen Verschränktheit von Einersein und Einzigersein gelangt in einem auserwählten Volk zu erstmaliger Ahnung; im endlichen Geist eines erwählten Volkes, dessen Sein umschlossen wird vom einen und einzigartigen Sein, das folglich allen anderen Völkern und deren Gottesvorstellungen opponieren muß.

Dies schließt nicht aus, daß die Erfassung des neuen Gottes bei Deuterijosaja auf ugaritische und andere Einflüsse mesopotamischer

Kulturen zurückgeht. Anregungen sind keine unbedingte Ursache; die Einheit von Einersein und Einzigersein kann nur als unbedingte Selbstursache der absoluten Freiheit Gottes gedacht werden.

Das Verhältnis von Einschließen und Ausschließen Gottes verändert sich im Christentum in das Verhältnis von geoffenbartem und verborgenem Gott. Daß Gott sich als dreieiniger offenbart habe, bedeutet nicht, jedenfalls nicht in originär christlicher Tradition, daß die Trinität deduziert werden könnte, was notwendigerweise aus einem Vernunftbegriff geschehen müsste.

Dieser stünde über dem Offenbarungsinhalt und dessen Verborgenheit, womit die Exklusion Gottes gelöscht und die menschlich gebrauchte Vernunft in den Rang des alles umschließenden Seins aufgestiegen wäre.

Da jedoch kein Mensch eine seiner Zehenspitzen erschaffen hat, kann die Differenz von Geist und Begriff nicht durch das Agens eines Vernunftbegriffes kurzgeschlossen werden. Ist alles Entstandene aus Unentstandenem entstanden, muß es von diesem auch ausgeschlossen sein. Denn Teilhaber am Unentstandenen sein, bedeutet Teilnehmer nur von Teilen des ganzen Seins zu sein.

Ist alles Seiende in diesem Universum entstanden und vergänglich, zugleich nur durch Teilhabe am Unentstandenen möglich, muß das unendliche Sein des Unentstandenen einzigartig sein. Es ist aus der Art endlichen Seins geschlagen, es kann nicht von der Art aller Arten sein.

Erfährt der moderne säkulare Geist die Abwesenheit des Unentstandenen, erfährt er die Exklusion Gottes; er erfährt sein Nichts als Absolutes: das Schicksal des Säkulums. Der moderne Nihilismus glaubt sich als Steigerung und Überwindung des Monotheismus erfahren zu können.

Aber eine Steigerung als Selbstübersteigerung endlichen Seins und Geistes bedeutet nicht mehr als der Versuchung erlegen sein, nur mehr sich selbst begegnen zu wollen. Nur weil er ganz bei sich sein will, glaubt er das ganze umschließende Sein sein zu können und sich als selbsterschaffendes Wesen adorieren zu müssen.

Vernimmt diese seine mentale Struktur die wissenschaftliche Offenbarung, daß eine Gehirnstruktur jede mentale zeugt, ist sie dankbar für diesen Zirkus eines Zirkels, in dessen Eingeschlossensein der Geist nicht mehr ein und aus weiß. Nun könnte er sich wirklich adorieren: als bald zu Ende erforschte Gottheit seines Gehirns, in der das Unverfügbare verfügbar geworden.

Dem hat Philosophie nichts mehr zu entgegnen, nichts mehr hinzufügen, wenn sie die eine Vernunft (Gottes) in pluralistisch zerspaltete und perspektivisch relativierte verabschiedet. Eine säkulare „Rückkehr“ des Polytheismus, nur mehr von Philosophen auserwählt und als ohnmächtiges Rückzugsgefecht vorgeführt.

(November 2009)

### **(37) Nicht Artgenossen**

Daß sein Blick vom Anblick eines Berges erwidert wird, war für den archaischen Menschen Gewißheit. Trug er doch Teile der großen Väter und Mütter als Waffe und Werkzeug bei sich. Und sah er doch, wie sie zusahen, wenn er ihre Gaben sonder Zahl verwendete.

Auch daß sein Götterberg nicht wuchs, im Gegensatz zu den Fingernägeln an seinen Händen, erschien als Machterweis höheren Lebens. Noch war zwischen biologischem und anderem Leben kein oder wenig oder jedenfalls kein säkularer Unterschied.

Zugleich stand, ging und lief er auf Mutter und Vater Erde, von welchen der Berg vor ihm nur ein Glied, wenn auch ein ungeheures war, das sich als äugende Gebärde erhob, weiter als jedes Menschaugen lugend und das Tun aller Stämme aus nahester Ferne erspähend.

So wußte er sich von einem Wesen getragen, dessen ruhiges Daliegen als übermenschliches Verhalten, als Macht von Geist und Geistern erfahren wurde, als Allmacht gegen das stets bewegte Leben kleiner Zweibeiner und großer Vierbeiner.

Doppelte Geborgenheit stellte sich ein: im Hordenbewusstsein des Stammes und auf dem Rücken oder Bauch der großen Mutter Erde und ihrer Dienerschaft aus Berg und Tal, Bach und Fluß, Regen und Schnee, Hitze und Kälte, Tag und Nacht, Feuer und Rauch.

Naheliegend, daß der Gegensatz der Naturmächte: ein ruhiger Himmel, jedoch mit fliegenden Sternen und bewegter Sonne; eine ruhige Erde, erfüllt mit Gewächsen und Tieren; ein unruhiger Himmel, bewegt von Wolken, Regen und Schnee, - als Urverhältnisse gigantischer Urharmonien, aber ebenso als gigantische Urkämpfe unter Gegengöttern, als mütterliche oder väterliche vorgestellt, erfahren wurde.

Kämpfe, deren Siege und Befriedungen rituell begleitet und mitgestaltet wurden, sprechende Kämpfe, durch stammesrituelle Erzählungen allen

vertraut, alle bedrohend, alle versöhnend. Ein fortwährendes Schwanken zwischen Sieg und Niederlage, zwischen Frieden und Krieg, - rituell zu begleiten und zu beschwören, um das Gleichgewicht der Welten zu erhalten.

Auch nahmen Erde und Wasser, Feuer und Verwesung alle Opfer an Menschen, Tieren und Pflanzen, Werkzeugen und Waffen in den Schlund einer unsichtbaren Innenwelt hinein. Ein unendlicher Schlund: könnten wir die Opfer der archaischen und mythischen Menschheit übereinander schichten, wir erhielten das Volumen und die Höhe des Mount Everest als Denkmal ewigen Nichtvergessens.

Tierarten als Untergottheiten der Muttergottheit, Vogelarten vielleicht als Untergötter des Himmelsgottes wirkten zugleich als kaum zu erreichende Vorbilder. Wer sich wie die Tiere an die Unbilden der Natur anschmiegen konnte, wer in ihren Kämpfen zu überleben vermochte, - dem mächtigen Geist der göttlichen Tiere wurde gedankt und geopfert.

Unvermeidlich die Beobachtung, daß stärkere Tierarten schwächere raubten und töteten, sich durch Tötung und Verzehr der Opfer die Gnade der Erdgötter erwarben, überleben zu können.

Der Horde eines Zweibeinerstammes genügten schon eigene Tätowierung, Bekleidung und Opferritus, um andere Stämme als fremdartige Zweibeinerarten zu erblicken und im Geist und Willen begnadeter Begierde zu töten und zu verzehren. Triumphierend wurde das Geschenk des Überlebens in den Gefilden der grausam umkämpften Götter- und Dämonenwelt empfangen.

Gemeinsam wurde der Vollzug höchster Ehrung durch die Götter erlebt, wenn das Fleisch des Feindes mit heiligem Beil zerteilt und im ewigen Feuer zubereitet wurde. Nicht Artgenossen, sondern Genossen einer fremden Art wurden verzehrt. Gruzend und schmatzend, mit ebenso angst- wie freudeerfüllten Blicken wurde das Felsantlitz des Berggottes beäugt, der vielleicht schon befahl, das göttliche Mahl durch orgiastische Feier und Opfer zu vollenden, um der Lebensmutter neue Kämpfer und Sieger zuzuführen.

Und der Himmel sah's und die Erde auch, und die Ruhe der Berge, selbst die Blitze der Gewitter und das Grollen des Donners, jede Stimme der Natur stimmte ein in den Chor einer unbestreitbaren Zustimmung.

(November 2009)

### **(38) Goncourt versus Emerson**

Kein größerer Gegensatz als jener zwischen den Gebrüdern Goncourt und Emerson. Hier der französische Literat auf der Suche nach *La vie a grande vitesse*, dort die moralisch überlegene Selbstverständlichkeit des neuen amerikanischen Denkers, der alle Eitelkeiten europäischer Künstler und Bohemiens abgelegt hat.

Hier der falsche Idealismus von Materialisten oder bigotten Altchristen des sich zerstörenden Europa, dort der wahre Realismus des Erkennenden und Lebenden. Hier die Brüche und irrationalen Sprünge denkschwacher Zivilisationsliteraten, dort die Kraft, mit der Natur im Einklang und dadurch wie in einer zweiten zu leben und zu wachsen.

Hier der dekadente Adel, dort der tapfere Pastor, der schon früh „eine gewisse Abscheu gegen allen theologischen und kirchlichen Formalismus faßte.“ Hier der Salon in seinen letzten Zügen, dort ein neuer Transcendental Club, der sich als Ideenmedium neuen Denkens im Dienst der Gesellschaft versteht.

Alte Winde hier, frischer Wind dort, - Emerson: „Keine Tatsache ist mir heilig, keine Tatsache ist mir profan. Ich stelle ganz einfach Versuche an als ein endloser Versucher, der keine Vergangenheit im Rücken hat.“ Kein Europäer, der im alten sterbenden Europa nochmals mit neuer Naivität und heroischem Optimismus in den Spuren Goethes glaubwürdig hätte wandeln können:

„Jedes Ding ist schön, wenn man es mit dem Geist erfasst, wenn man in ihm eine ewige Wahrheit erblickt. Aber die Welt ist schal, wenn man sie als Erfahrungstatsache betrachtet. Einzelheiten sind immer bedauerlich, aber der Gesamtplan ist großartig und vollkommen. In der wirklichen Welt, der jammererfüllten Welt des Raumes und der Zeit, nisten Sorgen, Knochenfraß und Angst; aber beim Gedanken, beim Ideal, wohnt unsterbliche Heiterkeit, die Rose der Freude, und ringsum ertönt der Musen Gesang.“

Noch heute ermutigend seine Aufrufe an amerikanische Gelehrte und Dichter, sich den Einflüssen Europas zu entziehen, um eine neue amerikanische Kultur aufzubauen. Mag jenseits des Ozeans die Zeit der Transcendental Clubs vorüber sein, diesseits des Ozeans verschwanden sie bereits mit Nietzsches Erfolg unter den verwirrten Eliten Deutschlands und Europas. Mögen die Gedanken und Sätze Emersons für unser Verständnis allzu holzschnittartig sein, ihre Einfachheit war dennoch einem Aufbruch geschuldet, der Europa nicht mehr vergönnt war.

Bezeichnend für Emersons große Naivität und naive Größe: er zweifelt am christlichen Kultus und schlägt seiner Gemeinde vor, den realen Gebrauch von Brot und Wein aufzugeben und durch neue Darstellungen den symbolischen Sinn der ursprünglichen Handlung, deren Ursprung nicht zu bewahren sei, zu bewahren. Nicht wenige Gemeindemitglieder stimmen zu, aber die ablehnenden haben am Ende die Behörde der Kirche hinter sich.

Kein Problem für Emerson, kein Glaubenskrieg folgt, kein Protestantenaufrüstung, kein Schisma: er legt sein Amt nieder und verabschiedet sich in Frieden und Eintracht von seinen Vorgesetzten und Gemeindegliedern. Er hatte seine Wahrheit gefunden, und er lebte sie ohne Stolz und ohne falsches Gewissen.

(November 2009)

### **(39) Burckhardts Prognostik**

Burckhardts Hoffnung auf ein neues Christentum, das mit derselben Kraft – vor allem zur Entsagung und zum Leiden –, mit der das Urchristentum und seine antiken Nachfolger in der zerfallenden antiken Welt und Kultur standgehalten haben, nun auch dem Geistesverfall der europäischen Kultur – durch Kriege, Verelendung, Vermassung, Luxus, Vergeltung und Ökonomisierung – standhalten werde.

Eine Hoffnung, die einer kierkegaardähnlichen Kritik an Theologie und Kirche seiner Zeit entsproß; bei ihm jedoch verbunden mit eingestandener Unsicherheit: es könnte auch geschehen, daß eine Religion, die sich an den Geist der Epoche wendet und verwendet, darin aufgehe und in dessen Säkularität verschwinde.

Eine offensichtlich unvermeidliche Schranke des historischen Denkens der Historiker: um eine Prognose aufzustellen und zu bewähren, bedarf es eines Rückgriffs auf historische „Muster.“ Dieser enthielt sich Croce zumeist, weil er an eine Freiheit und Befreiung glaubte, über deren Vernunftbestimmung und -differenzierung dem aktuellen Verlauf der Geschichte keine Auskunft zu entnehmen war.

Fällt aber die Kontinuität, fällt auch das Muster, zwei ideologische Kategorien des historischen Denkens, die zeigen, daß Geschichte – als reale oder aufgeschriebene und gedeutete – nicht als gründende Instanz für vernünftige Freiheiten und neue Religionsformen taugt. Der Glaube an



eine himmelfeste Kontinuität bestimmte aber weithin die Niederungen des 19. Jahrhunderts, besonders die des restaurierten Deutschlands.

Ein neues Urchristentum hätte ganz andere Wüsten und Verwüstungen zu bestehen, neue und neueste, nie und niemals gewesene. Ob Burckhardts Kraft kulturkritischer Analyse ihre Prognostik auch noch an der ungeheuren Zerstreubarkeit des modernen Menschen in den Unterhaltungsimperien und -medien der modernen Spaßkultur versucht hätte?

Vorschläge zur Askese und Enthaltung, Entsagung und Verweigerung des massenkulturellen Hedonismus erreichen uns immer wieder, wenn auch spärlich, aus Kirche und Theologie. Als ob eine Umkehr des Aggiornamento geboten sei, das am Ende nur dazu geführt habe, daß die Messe in der Disco landete, um dort zu verschallen und zu verschwinden.

Oder sollen wir Burckhardts Prognostik dadurch bewähren, daß wir eine Gefahr aus ganz anderer Richtung, jener der „alten Wüsten“ der islamischen Welt bedenken? Wie wird sich die Erste Welt mit ihren säkularen Freiheiten und Demokratien, aber auch das Christentum mit seinen Wahrheiten erhalten und bewähren, wenn der Jihad nach seinem möglichen Sieg über die Unterlegenen befindet?

(November 2009)

#### **(40) Der Letzte Bund**

Nicht nur kühne Theologie darf schon heute vermuten: Der Letzte Bund, den Gott mit den Menschen schließt, wird im Wort selbst geschlossen werden. Und dies ist schon beschlossen, und daher zerfallen alle großen Religionen in Konfessionen und deren Vergleichgültigung.

Darin wird die Menschheit wieder schuldig und entschuldbar durch den neuen Bund, in dem die konfessionell und multireligiös zerstreuten Bünde ihre endgültige Gestalt und Vergeistigung erhalten. Auf einer höheren und endgültigen Ebene wiederholt sich das Geschehen, von dem Hebräer VIII berichtet.

Dies bedingt, daß das Christentum einerseits seine größtmögliche und durchdringendste Verallgemeinerung erfährt; andererseits seine totale Individualisierung. Nur das gänzlich allgemein Gewordene, das absolut Einsichtige, kann und muß zugleich individuell, als des Individuums Leben gelebt werden. Dann wird inmitten der säkularen Welt eine andere gelebt, weil Gott alles in allen und allem geworden ist.

Dann ist schon das Sprechen über Gott ein Sprechen in ihm und mit ihm; und zugleich ein Einsprechen Gottes in das menschliche Sprechen. Es versteht sich, daß dieser Bund schlechthin ohne Hierarchie, schlechthin frei und allein nur mehr das Wort – das in Christus zuletzt ewig lebendige – zu seinem Vermittler hat. Alle heiligen sich an und in ihm, und alle stehen als freie Individuen zueinander in heiliger Solidarität.

Die Komplexität der säkularisierten Welten durchkreuzend, wird die Menschheit des letzten Bundes mitten durch die Ausdifferenzierung des Weltlogos zu einer einfachen Sprache durchdringen, in der das absolute Begründungsverhältnis einfach und klar, ebenso fern wie nah, ebenso allgemein wie individualisierbar geworden sein wird.

Ist Gott alles in allen und allem, dann ist die Metapher dieses Gleichnisses – ein schon abstraktes – der eingehüllte Kern, das Senfkorn des künftigen neuen Bundes, der die Welt umgestalten wird.

Im Letzten Bund wird sich der Begriff und die Realität von Geist neu und endgültig bestimmen und aussprechen. Es wird erfahrbar sein, wie sich Geist als Geist durch das Wort ausdrückt, in dieses eindrückt und beide, voneinander getrennt, auseinander hervorgehen.

Das absolute Wort als die absolute Besonderung des absoluten Allgemeinen erzeugt die absolute Individuation; mein Wort ist das Wort überhaupt, aber dieses ist von meinem auch getrennt; das Ich ist ein Wort und spricht dieses selbst; und das Wort vermittelt zwischen dem sterblichen und dem ewigen Leben.

(November 2009)

## **MUSIK**

### **(41) Über die De-Improvisation der musikalischen Improvisation**

Der professionelle Musiker von heute wird auf viele Wasser vieler Musiken getauft und in allen Stilen und Unstilen der Musikgeschichte und - gegenwart ausgebildet. Kein Wunder daher, sondern ein Fall von Entscheidung und Übung, von Bedarf und Nachfrage, daß er zunehmend als neuer Improvisator von und über Musiken tätig wird, - seit etwa zwei

Dezennien auch jenseits von Jazz und frei-aleatorischer Improvisation Neuer Musik. Erschienen ist ein neuer Kollege des schon altgewordenen Komponisten traditioneller Genieherkunft, der bislang die Geschicke der Musik gelenkt hat.

Eine neue Art von Komponist daher oder nur ein musikalischer Kompilator, der sich den Decknamen Improvisator übergeworfen hat? Keine Frage, er vermag in allen und über alle Stile und Ausdrucksweisen, Syntaxen und Techniken, Elemente und Materialien der Musik zu musizieren - wie ein vielsprachenkundiger Dolmetscher, der augenblicks von jeder in jede andere seiner Sprachen zu wechseln versteht. Kein unterirdischer Kanalweg zwischen ihnen, der ihm verschlossen bliebe; keine semantische, keine semiotische Wendung, die er nicht teils zu kontrastieren, nicht teils zu analogisieren, nicht teils bis zur Ununterscheidbarkeit zu vermischen wüßte.

Welcher Preis ist für diese improvisatorische Omnipotenz zu bezahlen, die sich in seinen Augen und Ohren als Höchst-Arkanum einer unüberbietbaren musikalischen Sensibilität und Differenziertheit, einer unübertreffbaren Virtuosität und Kennerschaft, kurz: als höchste Musikalität aller bisher in der Musikgeschichte praktizierten zu präsentieren pflegt?

Und dies angesichts und angehört der musikgeschichtlichen Tatsache, daß in einem anderen Raum der Musik von heute ein weiterer fremdartiger Kollege zu arbeiten und zu musizieren begonnen hat: der als kreativer Musiker anerkannte DJ, der mit digital erzeugter Musik auf digitalen Instrumenten improvisiert, die nach bisherigem Musik-Verständnis nicht Instrumente, sondern lediglich musikfremde und musikentfremdende Manipulationsmittel sind?

Welchen Zustand von musikalischer Moderne auch immer wir nunmehr erreicht haben mögen: es ist ein anderer als jener, den Adorno, Schönberg und Schulgenossen, nachfolgende Komponisten und nachbetende Musikhistoriker dereinst avisierten und als Königsweg in eine goldene Zukunft neuer Kunstmusik festschreiben wollten, die nur „wieder“ die alte, aber auf höherem Niveau „höherer Rationalität“ sein sollte. Kein Zustand, der nochmals verbindliche Kriterien für einen Fortschritt von Musik als Kunst vorgaukeln und Schlagworte und Vorurteile entbinden läßt, die als Ideologie einer verbindlichen „Musikalischen Moderne“ an gläubige Mitläufer und Nachbeter abermals verkaufbar wären.

Die Freiheit der Musik, die sich nun ausmusiziert und vermarktet, ist frei zu und frei von allem. Es ist das Schicksal der Musik in der erreichten

Epoche ihres posthistoire, jenseits von Beliebigkeit und Nichtbeliebigkeit sensibel und kreativ, materialformend und materialvernichtend sein zu müssen. Ist im Kernzentrum von Musik das Kontingente notwendig und alles Notwendige kontingent geworden, stürzen Notwendigkeit und Zufall ununterscheidbar ineinander, nun aber im Grund und Wesen von Musik selbst, nicht mehr nur im Spielsegment zwischen Serialität und Aleatorik. Eins geworden sind Sprache und Sprachlosigkeit der Musik, und wir erkennen: für jede ihrer Entgrenzungen war immer schon ein grenzenlos hoher Preis entrichtet.

(Dezember 2005)

## **(42) Strawinskys Geschichte vom Soldaten**

Musik des verzweiferten Menschen; ein hoffnungslos leidender Geist, in vollkommen entsprechende Klänge gesetzt. Vollkommene Übereinstimmung zwischen der Gebrochenheit der Kreatur und der Gebrochenheit der musikalischen Gestalt und Sprache. Im Gefüge der einander zerstörenden Mächte im Jahrhundert des europäischen Wahns leiht Musik dem scheiternden Individuum eine scheiternde Stimme.

Das Einbekenntnis eines doppelten Scheiterns daher: denn die gebrochene Sprache der neuen Musik muß gleichsam froh darüber sein, daß ihr ein leidend-scheiterndes Individuum als anonymer Auftraggeber über den Weg gelaufen kommt. Da keine neue Sprache für ein neues versöhntes Individuum und Kollektiv möglich - das Menetekel der Unterhaltungsmusik erklingt seit längst von jeder Wand - ist beider Selbstempfindung, die des geschundenen Menschen und die der zerbrochenen Sprache, zur Einheit des Fragments und der Montage verbindbar.

Nicht mehr Rhapsodie, sondern Bruch und Montage im Simultanen und Sukzessiven der Klänge; negative Ohrwürmer, manisch wiederholt, bereiten der tonalen Entelechie ein grausames Ende. Treu dem Verenden der Kreatur in universaler Vernichtung; nur mehr die kalkulierte Falschheit des Tongewebes vermag den lebendig Toten ein Leichentuch überzuwerfen. Es muß uns eingetrichtert werden, daß nur mehr die falsche Musik die wahre ist, wenn alle wahre zur falschen, zur unterhaltenden wurde, und wenn alles Leben in der Selbstzerstörung Europas erstarrt.

Strawinskys Klangikonen der Fragmentierung, Travestierung, Montage und Verfremdung haben den anklagenden Charakter von musikalischen Moritaten, die mit den rührend antiquiert gewordenen des Textes

„neoklassizistisch“ konvenieren. Beide sind des gleichen Teufels Stimme, aber nur im Vergleich zu Beethovens vollkommen befreiter Sprache und Humanität.

Strawinsky spielt mit den zersprengten Körperteilen der traditionellen Musik wie der Teufel mit der Seele des armen Menschen in Gestalt eines Schemas von Soldaten. Musik, die Reste des Humanen sammelnd, bleibt dem Zynismus inhumaner Obsession verpflichtet. Unsere Katharsis erstickt am erstickten Genuß; als würden wir dem Vollzug einer Todesstrafe durch Erhängen nicht nur beiwohnen.

Wie Eislers Musik-Frivolitäten bedürfen jene von Strawinsky des beschwingten Tempos; im Adagio verschwindet die Kraft der Travestie augenblicklich; Musik wird reines Elend und pure Verhöhnung wie in der verhunzenden „Hochzeitsmusik“, wenn das Paar „sich in die Arme sinkt.“

Strawinskys Soldaten-Musik kommt im Teufelstanz zu sich, und dessen Gebrochenheit und Zynismus ist ohne Zweifel authentischer als eine dodekaphone Gigue von Schönberg, die zu meinen scheint, sie könnte nicht lächerlich sein. Eine rein musikalische Morbidität ist nur mehr das Vergnügen von Experten, die von Strawinsky labt sich an der realen einer sterbenden Kultur; sie spricht die Wahrheit über die Falschheit aller ungebrochenen Kitschmusik des Jahrhundert aus.

An einer markanten Stelle wird die Aporie der Musik im Jahrhundert der Aporien ohrenscheinlich: die Rede ist vom König und vom Einzug seines Gefolges. Wer im Publikum bemerkt noch, daß nicht eine Musik à la Strawinsky, sondern eine gespielt wird, die noch heute als „natürliche“, als nicht durch kalkulierte Falschheit gesetzte erhört wird? Weil die universale Sprache der tonalen Entelechie im 20. Jahrhundert zur falschen, zur ideologischen Musik entleerter Unterhaltung zerging, wurde eine Musik, die deren Negation mit falsch versetzten Tönen, gebrochenen Bögen und montierten Stückwerken inszeniert, zur wahren Musik.

Damit sind beiden Musiksprachen in jeweils ihrer Weise falsch geworden, zwei Sophistiken als die beiden Seiten einer einzigen Aporie. Gestalten des Abschieds, im selben Zug abgefahren: eine völlig hirnrissig gewordene Unterhaltungsmusik und eine völlig individualreflektorisch gewordene Kunstmusik.

(Dezember 2005)

### **(43) Abstiege der Musik**

Faurets Klaviermusik ist von einer falschen Süßlichkeit, die eigentlich nur für den partikularen Nationalgeschmack, weil dessen Ausdruck, erträglich und sogar unbemerkbar ist. Eine Art schamloser Selbstgenuß des Partikularen, eine Art schmutziger Privatisierung der höchsten Ausdrucksarsenale traditioneller Kunstmusik.

An sich war kein Nationalgeschmack davor gefeiert, und noch bis ins 20. Jahrhundert hinein konnte man sagen: jedes europäische Volk liebe sich in seiner Volksmusik am tiefsten und einzigsten. Seither lieben wir mehr das Fremde: fremdklingende Volksmusiken, weil wir die eigenen zu Überdruß und Mißverwendung geführt haben.

Diesem Fremdgehen kommt zupaß, daß die europäischen Volksmusiken sich so ziemlich auf gleicher ästhetischer Werthöhe ergingen, und ein Kampf um die Palme der besten nur ein Krieg um der Völker Bärte gewesen wäre. Von und an diesem zehren und zerren allerdings die Secondhand-Produkte unserer Song-Conteste.

Ein gebildeter Franzose, mit Berlioz, Ravel und Debussy aufwachsend, hört wohl bis heute nicht das Hohle und Nachgetragene der Musik seiner Heroen; er wächst in seiner Geschmackstradition geborgen auf wie ein Kind in den Fängen seiner Muttersprache. Und nicht nur jedes spezielle und individuelle Urteil über Musik, auch jeder Kompositionsakt war durch die Zirkel der nationalen Geschmacksbildung hermetisch gesichert.

Ein Zirkel, der jedem der vielen nationalen Kunstmusikgeschmäcker des alten Europa Universalität und Vollendung zu garantieren schien, indes dieser Schein doch zugleich in viele auseinanderging, ganz und gar nichtegalitär und nichtdemokratisch, weil in einen Kosmos universal vergleichbarer Sprachen führend, in dem keineswegs ein falscher Kampf um die Palme, ein sinnloser um den Bart falscher Geschmackspropheten tobte. Nicht zufällig dachten die späten Franzosen des 19. Jahrhunderts ausgerechnet an Wagners Musik von der Privation ihrer nationalen Partikularität genesen zu können; sie hörten nicht, daß die Wagnersche Musik bereits auf das Verhängnis einer reflektierten und sich wollenden Nationalität eingeschworen war.

Im 20. Jahrhundert gelangen alle nationalen Partikularitäten im Reich der Musik an ihr Ende; sie bleiben in ihrer Unüberbietbarkeit stehen wie alte Lokomotiven in ihren Museumshallen, die man bisweilen noch einmal auf Nostalgiegeleise stellt, um ihr rührendes Bild in altertümlicher Bewegung zu genießen.

Treten Volksmusik und Kunstmusik in das Stadium ihrer „internationalen Sprache“ ein, dort als Pop, hier als individualistisches Klangkauerwelsch, dann ist eine Weiterentwicklung dessen, was wir modern „ästhetisches Wertniveau“ zu nennen pflegen, nichts als eine erlaubte, weil marktfördernde Illusion.

Was den französischen vom türkischen, den italienischen vom schwedischen, den österreichischen vom ungarischen Pop trennt, ist unendlich weniger als jenes qualitative Quantum, das die Tänze und Lieder der vormodernen Volksmusiken Europas voneinander scheidet und scheidet. Daher ist auch der Stoff, aus dem die Träume einer „Weltmusik“ gewirkt werden, so hanebüchen dürrig, er entbehrt jener Zirkel von Naivität und bestimmter Partikularität; in den Künsten wird das Allgemeine nur über das Besondere erreicht, niemals umgekehrt über Postulate und Appelle von Welt.

Daß eine große französische Kunstmusik erst im 19. Jahrhundert möglich wurde, als nämlich die Tonalität ihre lebendige Organizität als universale Kunstsprache allmählich verlor, ist so wahr wie das Urteil, daß Rameau, Lully und Couperin der Musik Vivaldis, Händels und Bachs nicht das Wasser reichen können. Sind andere Quellen, sind andere Ströme und Meere möglich. Und nicht beliebig andere wie im Beliebigkeitsarkanaum der Musik von heute.

(Dezember 2005)

#### **(44) „Unmittelbar zu Gott“**

*Immer* sei „Hochkultur“ von Musik, denn alle Epochen der Musik wären stets „unmittelbar zu Gott“. Dieses Credo des musikgeschichtlichen Historismus, dem kunstgeschichtlichen des 19. Jahrhunderts entstammend, führt in bedenkliche Aporien.

Sollte die Unmittelbarkeits-Chiffre nämlich weiter nichts als die Unersetzlichkeit des Musizierens für alle Menschen aller heutigen und aller gewesenen Kulturen bemeinen, dann muß man dazu nicht die Chiffre „Gott“ bemühen, weil viele, fast alle Dinge des Lebens und der Lebenserhaltung nicht weniger unersetzlich zu nennen sind.

Sollte uns mit der Unmittelbarkeits-Chiffre jedoch das ästhetische Werturteil zugemutet werden, dass allen Musiken aller Kulturen eine unvergleichliche Vollkommenheit eigne, weshalb alle Musiken aller Kulturen Anspruch auf gleiche Vollkommenheitshöhe und -tiefe hätten,

(denn jede wäre in ihrer Art so vollkommen wie jede andere in wiederum ihrer Art), dann führt der tautologische Witz dieser beliebten Position zu einer unhaltbaren und völlig illusorischen Ästhetik von Musik und Musikgeschichte. Historistische Ästhetiken sind Afterästhetiken.

Walter Wioras Deutung der „Vier Weltalter der Musik“ versucht, die Aporie eines immerwährenden Kairos von Musik durch eine inflationäre Hochdeutung des Begriffes „Hochkultur“ zu verschleiern und zu umgehen. Der geliebtesten und schier vergöttlichten Kunst des bürgerlichen Zeitalters soll die Aura immerwährender Wahrheit und Vollkommenheit als zeitloser Verdienstorden umgehängt werden.

Weil „archaische“ Hochkulturen die vormaligen Kulturen der „Naturvölker“ abgelöst hätten, etwa um das Jahr 3000 vor Christus, sei evident, daß auch Musik und Musikleben in allen einschlägigen Hochkulturen als hochkulturelle Qualitäten und Praxen existiert hätten und deren Artefakte daher, sofern auf uns gekommen, als hochkulturelle wahr- und wertzunehmen wären.

Nun mag es stichhältig sein, dass der sesshafte Bauer einer höheren Musik-Kultur besser vorarbeiten konnte als der vagabundierende Jäger; doch ist schon der rückprojizierenden Wortwahl des Musikhistorikers („Musik“, „Kunst“) zu entnehmen, dass die Musik der „archaischen“ Hochkulturen mit deren „Dichtung“ und „Skulptur“ oder gar mit deren Tempelarchitektur nicht auf gleichem Bedeutungsniveau gestanden haben kann, weil Musik in Mythos und vorchristlichem Kult nicht zu liturgischem Rang, in Freizeit und Triumph der Herrschenden nicht zu autonomer Kunstsprache aufsteigen konnte und sollte.

Dennoch muß der moderne Musikhistoriker und Ästhetiker, seinem historistischen Credo die Treue haltend, auf seiner Annahme bestehen, in der Geschichte aller Künste sei es um deren tiefste Tiefen und höchste Vollendungen im Grunde immer gleich bestellt. Anders nicht konnte der gedankenlose Gedanke einer perennen „Unmittelbarkeit zu Gott“ im Land der Musik und Künste als illusionäre Kategorie aufrechterhalten werden und bis heute sein Unwesen treiben. Historistische Geschichtslogik funktioniert stets nur als Fälschung der Geschichte.

Doch stößt erstens die feinsäuberliche Einteilung der Kulturgeschichte in Natur- und Kulturvölker auch in der eigenen Zunft auf Widerspruch, weil beispielsweise die Erforscher der außereuropäischen Musikgeschichte als zweifelsfrei bewiesen glauben, daß schon die Naturvölker musikalisch äußerst gut drauf gewesen seien, denn vollständig und vollkommen wurden doch die musikalischen Bedürfnisse ihrer Stämme durch deren



musizierende Schamanen und Ensembles dargestellt und befriedigt. Was will man mehr (an Genuß) - von der Geschichte der Musik - wenn man hybrid *historisch* an der Geschichte der Musik interessiert ist? Ungescheut kann dieses falsche Genussbewusstsein in den heutigen Gefilden von Pop, Disco und Club vermeinen, auch nur das zu erleben, was man als Menschheit musikalisch immer schon erlebt habe.

Zweitens erfährt die historistische Unmittelbarkeitshypothese seit Anbeginn des Historismus kräftigen Widerspruch durch die avantgarde Fortschrittshypothese der ästhetischen Moderne, deren Geschichtslogik freilich nur dem äußeren Anschein nach des Historismus Feind war und ist, - in Wahrheit lediglich den ureigensten Selbstgegensatz des Historismus auslebt. Nicht zufällig betreten beide Positionen zeitgleich und wie untrennbare Geschwister am Beginn des 19. Jahrhunderts - Stichwort „ambivalente Frühromantik“ - die Bühne der (Kunst)Geschichte.

Dieses zweite liebste Kind des kunstgeschichtlichen Historismus lehrt bekanntlich, daß auch in der Sache der Künste ein evolutionärer Fortschritt perenn regiere - jede Epoche „unmittelbar zu ewigem Fortschritt“ -, weil widrigenfalls die (heutige) Gegenwart nicht jene Hochkultur des Musikalischen und aller Künste sein könnte, die sich für die höchste aller bisherigen schon deshalb halten muß, weil sie ein Gesamturteil über alle bisherigen Kulturen behauptet: entweder das historistisch-egalitäre oder das avantgardistisch-elitäre. (Daß uns diese moderne Frechheit nicht mehr peinlich berührt, macht sie nicht besser.)

Steht nun aber universeller Fortschrittsglaube gegen universellen Unmittelbarkeitsglauben, haben wir Folgendes verbochen: wir haben ein gebrochenes Fundament (ein Nicht-Fundament) sowohl für unsere Logik von und über die Geschichte der Künste wie ebenso ein gebrochenes Fundament von und für die Ästhetik der Künste, also für jene Theorie und Wissenschaft, die uns einst darüber aufklären wollte, was in den Künsten zu Recht oder Unrecht schön, wahr, vollkommen oder nicht so genannt und genossen werden darf. Folglich ist alle moderne Ästhetik nur mehr als Anführungszeichenästhetik möglich.

Es versteht sich, daß die beiden Lieblingskinder des Historismus in einem fortsetzlichen, weil unlösbaren Streit liegen müssen. Man kann nicht beides haben: den Gedanken einer fortschreitenden Entwicklung bis zur jeweils jüngsten Gegenwart als vorläufigem Höhepunkt; und den Gedanken keiner Entwicklung, weil ohnehin jede Musik und Kunst jeder Epoche und jeder Kultur von gleicher Güte, gleicher Werthöhe, gleicher Vollendung sei. Entweder immer Höhepunkt oder nicht immer Höhepunkt, - tertium non datur. Einer wahren Deutung der Musik- und

Kunstgeschichte können nicht zwei entgegengesetzte Arten von Ästhetik zugrunde liegen.

Da in den stets endlichen Gestaden der Geschichte nur dasjenige, was von Menschen für ein Göttliches gehalten wurde, in die Nähe des historistischen Adelsranges „unmittelbar zu Gott“ *wirklich* aufsteigen kann und konnte, müsste der Historismus so freundlich sein, uns sowohl darüber wie auch über die intimere Frage konkrete Auskunft zu geben, was er selbst diesbezüglich meint, ob er sich selbst gleichfalls „unmittelbar zu Gott“ wähnt, und aus welchen Gründen und unerschütterbaren Inhalten und Haltungen ihm dieses Wissen souffliert wurde.

Wiederholt er aber unter diesen Auspizien nochmals, dass alles göttlich sei, was von Menschen dafür gehalten wurde und wird, hat er sich gegen sein Kind Fortschritt und damit gegen sich selbst entschieden, weil er selbst der erste und bisher einzige Engel der Geschichte ist, der alle ihre (Kunst)Epochen in ihrer Unmittelbarkeit für göttlich hält, auch wenn er bei dem Wort „göttlich“ an alles und nichts, nur nicht mehr an ein wirklich Göttliches zu denken vermag. Da er seine Unmittelbarkeitsthese nur vermittelt durch den Fortschrittsgedanken erheben kann, fällt auf ihn der Vorwurf zurück, zwei absolut unverträgliche, zwei einander völlig fremde Kinder gezeugt und hinterlassen zu haben. (Keines der beiden ist wirklichkeits- und lebensfähig.)

Es hilft auch nicht, Musik und Kunst unter den vermeintlichen Begriff des „Allgemein-Menschlichen“ zu subsumieren und zu meinen, unter diesem Friedensdach wäre der Streit der beiden unversöhnlichen Kinder versöhnbar. Zwar ist es richtig, daß in jeder Kultur und Epoche der Menschheitsgeschichte substantielle Tätigkeiten, die im Wesen des Menschen liegen, in irgendeiner, wenn auch meist nur kümmerlichen Form und Inhaltlichkeit erscheinen. Jede Epoche hat daher Musik, übt sie aus, erfreut sich an ihr oder auch nicht, setzt sich jedenfalls mit der klingenden Ausdrucksmöglichkeit des Menschlichen auseinander.

Und dennoch wäre es widersinnig, dieser Allpräsenz allpräsenzte Vollkommenheit unterzuschieben, das „Göttliche“ als Nur-Präsenz dessen, was empirisch gemacht und erfahren wird, zu verdoppeln und dieses Resultat als „Unmittelbarkeit zu Gott“ auszugeben. Aufklärungslogiken verfügen selten über vernünftige Offenbarungslogiken.

Allein in jenen Kulturen, in welchen die Vermittlungen der Unmittelbarkeit von Musik aus den höchsten Form- und Inhaltsmöglichkeiten eines Geistes geschöpft sind, der mit dem von Musik wesenhaft konform geht, ist

musikalische Unmittelbarkeit als göttliche möglich, Musik als höchstes Erscheinen ihres Wesens in wahrer Universalität wirklich.

Ist diese Vollendung vollendet, und jede Vollendung ist nur einmal als Vollendung möglich, kehrt Musik wieder dorthin zurück, wo sie seit Anbeginn dient: in und als Funktion für alles und nichts – für das „Allgemein-Menschliche“ in vermeintlicher „Zeitlosigkeit“ -, aber auch diese Funktion wird nach der vollbrachten Vollendung ihres Wesens eine andere als vor dieser Vollendung sein müssen. Ein Pop-Heroe ist kein Schamane, ein Jazz-Kollektiv keine Stammeshorde. - Und die Gretchenfrage eines überlebenden höheren Musiklebens von morgen wird sein: wie stellen wir uns an, die vollbrachte Vollendung zu erfahren, zu musizieren, zu begreifen und dadurch außer Streit zu stellen?

Höchste Unmittelbarkeit bedarf höchster Vermittlung – theoretisch wie praktisch. Mendelssohns Traum vom bürgerlichen Konzertraum als Ort eines musikalischen Gottesdienstes an die Musik selbst musste ein unausführbarer Traum bleiben, weil sich kein kanonisierbares Evangelium samt kultischen Jahresvollzug einfinden und organisieren lassen sollte, nachdem durch Vollzug des 19. Jahrhunderts die rückwärts- und die vorwärtsgewandte Seite des Historismus unversöhnlich kollidieren und das Repertoire in eine Vergangenheits- und in eine Zukunftsrichtung zerreißen mußten.

Der verzweifelte Versuch der modernen Sandwich-Konzertprogramme: ein modernes zwischen zwei alte Werke einzuzwängen, um Musikern und Publikum den Spagat einer zeitlosen Ästhetik aufzuzwingen, enthielt bereits das ohnmächtige Eingeständnis des historistischen Scheiterns. Und davon ist die mittlerweile bereits ubiquitär gewordene Vorstellung, dass im Reich der Kunstmusik das „Repertoire“ ein Faß ohne Boden sei, ein Meer ohne Ufer, ein Strom ohne Anfang und Ende, ein grenzenlos erweiterbares Besitztum, nur die anders gewendete Gegen-Vorstellung ein und derselben historistischen Gesamtvorstellung über den Gang des Wesens von Musik. Wer oder was hat das Haupt der Göttin Musik gespalten?

(März 2006)

#### **(45) Pollinis Missverständnis**

Maurizio Pollini, einer der wenigen bekannten Pianisten, die sich jenseits des traditionellen Repertoires als Pionier-Interpreten Neuer Musik engagieren, teilt die unter Musikern beliebte Fortschritts-Meinung, es sei ein Missverständnis zu behaupten, Neue Musik spreche eine

unverständliche Sprache von Musik, - sie sei schwierig oder gar nicht zu verstehen. Denn, bei Lichte gehört, sei die Neue Musik ebenso schwer oder ebenso leicht zu verstehen wie die traditionelle; die Neue spreche so gut Musik wie die Alte. Und im Übrigen seien beispielsweise die späten Werke Beethovens nicht weniger schwer zu verstehen als jene der Wiener Schule, die er schon als Jugendlicher mit Neugierde und Begeisterung gehört und studiert habe.

Wir könnten demnach die Idiome der Neuen Musik ebenso leicht oder schwer erlernen wie die der Alten und so genannten Klassischen Musik, und nach Überwindung der lästigen Lernschwelle könnten wir feststellen, dass die neuen Idiome auf einem identisch gebliebenen Level von musikalischer Verständlichkeit zu uns redeten. Da aber das gesuchte „Erlernen“ immer nur an und in den Werken der Neuen Musik geschehen kann, (denn welches der neuen Idiome hätte eine verbindliche Grammatik oder gar Stil-Semantik von Musik auch nur in vagen Umrissen vorlegen können? Welches wäre wirkliches „Idiom“ geworden?) läuft die Metapher des Erlernens und Erlernthabens auf die banale Weisheit hinaus, dass wir uns durch Gewöhnung an die Ausdrucksweisen der neuen Idiome – musizierend oder auch nur rezipierend – gewöhnt haben müssen, um erfahren zu können, dass bezüglich ihrer gewöhnbaren Verstehbarkeit kein Unterschied festzustellen sei.

Dieses willkürliche und ahistorische Einebnen aller Unterschiede von Neu und Alt widerruft insgeheim das Revolutionäre von musikalischer Moderne nicht nur, es bringt zugleich einen Begriff oder vielmehr Nicht-Begriff von „musikalischer Sprache“ und „musikalischem Verstehen“ (für eine auch deswegen kaum noch existente Kunst-Musik-Öffentlichkeit) auf die Bühne, der schwer und in Wahrheit gar nicht zu verstehen ist. Weil nämlich der Sprach-Unterschied nur weggeredet und wegbehauptet wird, erhebt sich mehr als der Verdacht, dies könnte geschehen, weil auch die besten Musiker mittlerweile nicht mehr fähig und nicht mehr willens sind, den Unterschied von tonaler und nichttonaler Musiksprache kategorial zu reflektieren und zu begreifen. Eine Reflexion, die unter die Räder eines modernen Tabus geriet, weil nicht mehr sein darf, was dennoch unhintergebar zu sein droht: ein mehr als qualitativer, ein normativer Unterschied zwischen allen vormodernen und allen wirklich modernen Idiomen im Reich der Kunstmusik.

Daß illusionäres Denken stets in Ideologien führen muß, sollte sich mittlerweile herumgesprochen haben; dass ein Tabu zum Verhängnis werden kann, ebenso; dass mutwilliges und leichtsinniges Behaupten nicht jene Sicherheit und Gewissheit garantiert, die es gepachtet zu haben

scheint, ebenso. Woher also die Methode von Nichtmethode? Woher und wozu diese Blendung und Selbstblendung?

Die Antwort ist einfach, obgleich nur uneinfach zu verstehen: dekretierte Leerbegriffe zeugen im Reich der Kunst stets nur von normlosen Normen eines illusorischen ästhetischen Geschmackes, der seine Unbestimmtheit und Andersheit als scheinbar unbelangbare Selbstverständlichkeit immunisieren muß. Es ist die Denkweise einer utopischen Musikreligion, die uns mit der Versicherung ihrer Normalität und Normalsprachlichkeit um die letzten Reste von Musikverstand bringen möchte, die in unserer späten Musikkultur noch existieren. Daher die wortlose Rede, die begrifflose Denke über ein Neues, das kein Neues, über ein Verständliches, das keine Unverständlichkeit kenne, über eine Kreativität, die aus purer Begeisterung schaffe und nachschaffe und auf jedes Argument in der Sache verzichten zu können scheint.

Konfrontiert man diesen Glauben an eine ungebrochene Sprachlichkeit und Selbstverständlichkeit der Neuen Musik mit dem Eingangswort der Ästhetischen Theorie Adornos, wonach in der Kunst und Musik von „heute“ nur mehr selbstverständlich sei, dass in ihr nichts mehr selbstverständlich sei, so könnte der Gegensatz des modernen Meinens über das Neue im Reich der Kunst und Musik nicht unversöhnter und gegensätzlicher sein.

Es ist der gleichsam als ewige Ruine stehen gebliebene Disput zwischen Adorno und Schönberg; dieser konnte nicht glauben, was für jenen begreifbar war: dass nicht gelten könne, dass das heute noch Unverständliche im Reich der Kunst das stets wieder Selbstverständliche werde. (Was auch immer das Genie im Reich der Kunst als Sprache setze, das sei auch wirkliche Satzung von wirklicher Sprache, - wenn auch anfangs nur wenige berufen sind, morgen haben alle daran zu glauben.) Dieses eherne Gesetz der Musikgeschichte als keines zu durchschauen, ist zwar seit den Tagen erreichter Post-Moderne ein ebenso evidentes wie hinfälliges Unternehmen geworden; aber jeder Pionier einer Moderne, der noch heute die Windmühlen ihrer Unverständlichkeit besiegt, muß auf den Schönbergischen Märchenglauben rekurren.

Wie abstrakt und beliebig muß das Sprachverstehen unserer besten Musik-Gemüter geworden sein, wenn ihnen nicht einmal mehr auf- und einfällt, dass und warum die Neue Musik ein Pandämonium unzähliger sprachloser Sprachen offenbaren musste. Wie schuldbeladen muss die Sprechblasenrhetorik und Leerdenkerei eines Diskurses sein, dessen Verbeliebigung aller fundamentalen Begriffsunterschiede nur mehr die Früchte eines musikhistorischen Nirwanas ernten kann?

Zurück bleibt das stupidisierende Autoritätsverhältnis einer medial inszenierten Musikkultur, auf deren Bühne der Star spricht, um ahnungslosen Journalisten jene Sprechblasen zu diktieren, die zwar jeder schon kennt, weil sie nur mehr die von vorgestern sein können, die aber gleichwohl, weil ein hoher Mund sie gesprochen, ein hohes Erklingen verkünden, dessen Neuheit mit zeitloser Verständlichkeit verstanden wird.

(Mai 2006)

#### **(46) Scheinbar selbstverständlich**

Wenn ein durchschnittliches Musikpublikum von heute Arnold Schönbergs Oper „Moses und A(a)ron“ frenetisch beklatscht, erzeugt diese Zustimmung in fast jedem Musikkritiker von heute eine zustimmende Vermutung: die Zwölftonmusik des Werkes werde mittlerweile ebenso selbstverständlich gehört, wie früher und heute die tonale Musik aller vormodernen Opern selbstverständlich gehört und verstanden wurde und wird.

Zwar misstrauen immer noch einige vorsichtige Musikkritiker der Freude und dem Frieden der neuen Selbstverständlichkeit; sie pflegen daher den Vorbehalt einer gewissen (ungewissen) Scheinbarkeit anzumelden: „scheinbar selbstverständlich“ werde die Musik von Schönbergs Oper heutzutage gehört und aufgenommen; doch mit dieser Formel toleranter Ungewissheit hat die Sache ihr (scheinbares) Bewenden. Diskussion über Schein oder Sein der neuen Selbstverständlichkeit ist weder erwünscht noch benötigt. Und auch dies scheint selbstverständlich zu sein: denn was uns im Reich moderner Kunst gefällt, darf uns scheinbar oder nicht scheinbar gefallen, die scheinbare Selbstverständlichkeit überzeugt nicht weniger als die wirkliche.

Als das Denken im Land der Musikkultur noch geholfen hat, bemühte sich die Theorie der Musik, die ästhetische und die musikwissenschaftliche, herauszufinden, ob es Kriterien gäbe, die es sinnvoll und notwendig machten, eine wirklich selbst-verständliche von einer wirklich nicht-selbstverständlichen Musik zu unterscheiden. Jene sollte wirklich selbstverständlich sein, weil sie über falsifizierbare Gründe und Grundlagen verfüge, die musikalische Verständlichkeit begründeten und vermittelten, diese hingegen sollte das sprachbildende Potential autonomer Syntax und Semantik bewusst oder unbewusst verfehlen.

Selbstverständlich wurde dieses Potential in einem Kanon tonaler Gesetze und Regeln gefunden, an deren epochenspezifischer Kraft Anteil zu haben,

die tonal verfasste Musikrede befähigte, autonome Stile auszubilden, die ganz ohne fremde Stütze, sogar ohne die Stütze der Wortsprache, sei es liturgischer oder säkularer, als selbst-verständliche Sprache verständlich war, als wirkliche Sprache, deren Internationalität, ja sogar Universalität gepriesen wurde und wird. Wirklich unverständlich war demnach eine Musik, deren unmittelbar hörbare Fehler und Irrtümer, deren Kakophonie den Beweis lieferte, daß in Tönen nicht gesprochen, sondern nur gestottert oder gelallt, mit Tönen nur gelärmt wurde.

Die Unverständlichkeit der kakophonischen Musik wurde nicht dem ausgedrückten Inhalt der Musik zugeschanzt, sondern ausdrücklich einer verfehlten Grammatik, Syntax und Semantik. Falsche Töne en gros und im Detail konnten unmittelbar von ihren richtigen, die sie verfehlten, unterschieden und somit verstanden werden. Und auf dieser Grundlage einer Stimmigkeit durch Richtigkeit erhob sich der höhere Unterschied von wahren und erfüllten Werken einerseits und weniger wahren und erfüllten, weil lediglich epigonalen Werken andererseits.

Und auch dieser Unterschied wurde, zumindest bald nach Ableben der Komponisten, durch unmittelbare Verständlichkeit selbstverständlich wahrgenommen. Mozarts Wahrheit obsiegte über Cannabichs Unwahrheit, obwohl beide Personalsprachen in derselben Musiksprache getauft und gebadet wurden. Keine der beiden verfehlte den Kriterienkanon musikalischer Sprachlichkeit, keine verfiel dem Verdikt verstehbarer Kakophonie, und diese Befähigung teilte alle Kunstmusik noch mit jener der Volksmusik aller Völker, die vom tonalen Richtigkeitsfundament ohnehin bis heute nicht abgelassen haben.

Offensichtlich hat in der Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts eine Art Sprachexplosion im Inneren der Musik stattgefunden, die uns von allen diesen feinen und überfeinen Unterschieden und Unterscheidungen, Verständlichkeiten und Selbstverständlichkeiten der traditionellen Syntax und Semantik, Stil- und Personalsprache der Musik befreit hat. Und der Kern, der Sprengstoff dieser Explosion, war Schönbergs Diktum und Faktum, daß jede Beziehung zwischen zwei Tönen eine verstehbare Beziehung sei. Die Zwölftonmusik zu Moses und A(a)ron führt dies vor, und die frenetisch Applaudierenden applaudieren einer für sie geglückten Explosion.

Unschwer erblicken wir an den Frenetischen eine neue Generation jener „moderni“, die das jeweilig Neue der Musikgeschichte als Bereicherung und Vervielfältigung des Wesens von Musiksprache erfahren oder zu erfahren scheinen, während alle anderen, die daran nicht glauben und teilnehmen, eine neue Generation jener „antiqui“ präsentieren, die nun als

Ewig-Gestrige an Schönbergs Zwölftonmusik lediglich das Kakophonische und somit das endgültige Ende einer verbindlich erweiterbaren Sprachgeschichte von Musik vernehmen.

Daß es sich bei diesem Gegensatz von antiqui et moderni um die Letztaufgabe der die ganze abendländische Musikgeschichte leitenden Antagonismus handelt, ersehen wir an dem schlichten und unbemerkten Faktum, daß eben darüber – über eine noch vor kaum hundert Jahren fundamentale Frage (wenigstens für Laien und Liebhaber der Musik; Wissenschaftler sind in den wirklich grundlegenden Menschheitsfragen, und dazu gehört auch die der Sprachfähigkeit von Klängen, nur bedingt zurechnungsfähig) - kein Streit, kein Kampf, nicht einmal der Anflug einer öffentlichen Diskussion stattfindet.

Natürlich spielen im Fall Schönberg auch Wiedergutmachungsaffekte eine Rolle, aber diese allein können die Zustimmung zu einer Sprache von Musik, deren Sprachcharakter lediglich durch musikgeschichtliche Notwendigkeit, zu der Schönbergs Diktum und Faktum ohne Zweifel gehört, in die Welt gesetzt wurde, nicht erklären.

Daß Schönbergs Gedanke, jede Beziehung zwischen zwei Tönen sei eine verstehbare Beziehung, und bei einiger Gewöhnung werde sich deren Verstehbarkeit „von selbst“ einstellen, auf einer falschen Milchmädchenrechnung aufruht, scheint evident; daß diese Rechnung zugleich musikgeschichtlich notwendig war, ebenso. Wenn sich eine Sache aber so delikate präsentiert, daß sie zugleich möglich und unmöglich wurde, dann pflegt man gewöhnlich ebenso treff- wie genussicher zu erkennen: „sie ist gegessen.“ Eine gegessene Speise ist keine mehr, sie hat ihre Zeit gehabt, sie konnte nicht auf „ewig komm raus“ aus der Küche der Musik serviert werden. Wir müssen uns anderen zuwenden.

(Juni 2006)

### **(47) Musik, interessant, aber für wen?**

Im Jahr 2006 erklärt ein arrivierter Filmkomponist die Musik der Avantgarde für tot. Ohne Umschweife teilt er uns mit, dass ihm das Werk von „Leuten wie Boulez oder Stockhausen oft wie der reinste Betrug“ vorkomme. Das „oft“ seiner Proklamation lässt zwar zunächst noch hoffen, aber seine weiteren Zusatzerklärungen nicht mehr. Die Musik der Avantgarde sei eine Sackgasse von Musik: „atonale, serielle, experimentelle Musik, das ist alles tot.“ Und heute würden wir - „wir“: wir werden ins Boot seiner Erleuchtung genommen - „allmählich bemerken,



dass wir hier über den Tisch gezogen werden.“ Hundert Jahre nach den ersten Todeserklärungen der Tonalität durch Hauer und Schönberg die ersten Gegentodeserklärungen aller nichttonalen Musik durch einen arrivierten Kollegen von John Williams und Ennio Morricone.

So weit so interessant, aber für wen? Eine Behauptung dieser Dimension, die immerhin das Alpha und Omega der Sprache von Musik betrifft, hätte in allen historischen Phasen der vormodernen Musikkultur Europas einen öffentlichen Kampf der gesellschaftlichen Eliten, - einen Kampf um den besten aller möglichen Musikgeschmäcker - provoziert und angefacht, einen neuen des vermeintlich ewig fortsetzbaren Streites von *moderni contra antiqui*, wie ihn beispielsweise im Paris des 18. Jahrhunderts die Parteien der Gluckisten und Piccinisten aufs leidenschaftlichste ausfochten.

Der Unterschied von vormodernem und modernem Musikleben könnte nicht gravierender sein. Als Musikgeschichte noch als lebendige Musikkultur sich entwickelte, noch nicht als eine Vielfalt ihrer Ruinen davon, wären vermeintliche oder wirkliche Sackgassen-Komponisten weder nötig noch möglich gewesen. Heute können wir nicht einmal mehr behaupten, das angeführte Alpha- und Omega-Thema würde wenigsten im akademischen Bereich diskutiert. Es wäre aus dem öffentlichen in den universitären Betrieb verzogen, weil die Eliten von heute die Feinheiten der neuen Musikwelt der feinen Welt der Musik-Experten - Musiker, Musikpädagogen, Musikwissenschaftler - überlassen hätten.

Keine Musikuniversität, kein musikwissenschaftliches Institut könnte es wagen, das genannte Thema auch nur zum Stoff eines Symposiums, geschweige eines öffentlich geförderten Forschungsprojektes oder einer gewöhnlichen Vorlesung zu machen. Gibt es keine Experten mehr für das Alpha und Omega der Musik? Es scheint in der Tat Wirklichkeit geworden, dass die Differenzierung der Musik so weit fortgeschritten, dass wir weder ein gesellschaftliches noch auch ein fachliches Personal mehr besitzen, das über die Thematik halbwegs vernünftig diskutieren und beraten könnte.

Es gibt nur mehr den Laien, der nach Belieben sich „seine“ Musik wählt, und ein kleines verschwindendes Kontingent an Spezial-Experten, die miteinander nicht mehr die Grundfragen ihrer Sachen erörtern können. Und in der Öffentlichkeit den Promi der Musikwelt und seinen Wasserträger, den mehr oder weniger unbedarften Journalisten, der weder zu fragen noch nachzufragen weiß.

Man könnte einwenden, eine öffentliche Diskussion des Themas lohne nicht, weil jeder wisse, - auch der mit den Interna der Musikkultur unvertraute Laie von heute - dass Boulez und Stockhausen und jeder

andere Repräsentant der für tot erklärten Musik, ans Megaphon des Promi-Interviews gerufen, nicht die Gelegenheit versäumten, auf die (Nicht)Kollegen von der Filmmusik-Zunft mit haargleichen Totschlagargumenten einzudreschen. Aber müsste das Eindreschen nicht nach dem Geschmack und Niveau unserer Medien und deren Betreiber sein?

Erleben wir dergleichen nicht wenigstens hin und wieder angesichts neuester Provokationen durch neueste Kunstaktionen, angesichts neuester Schönheitsbegriffe prominenter „Malerfürsten“? Da ist öffentlicher Streit, wenn auch gesellschaftlich marginal, immerhin möglich. Ist unsere Kultur an den Grundfragen der Musik so wenig interessiert, weil sie alle Arten von Musik, ausnahmslos alle, nur mehr als zeitvertreibende Unterhaltung wahrnimmt? Oder so wenig interessiert, weil sich moderne Menschen nur mehr durch die Welt medialer Bilder dargestellt und repräsentiert erleben, eine moderne Bilderwelt, an deren Wirkmächtigkeit die traditionelle Tafelbildwelt der Malerei noch mitnascht?

Oder ist der genau gegenteilige Einwand berechtigt: nicht Eindreschen würden Boulez und Stockhausen, sondern mit lähmender Langeweile würden sie versuchen, ihren (Nicht)Kollegen von der Filmmusikzunft zu belehren, - er habe die Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts verschlafen und taue daher nicht als Gesprächspartner über die aufgeworfene Frage. Nach einem Jahrhundert Belehrung eine nochmalige Wiederholung des bekannten pädagogischen Aufklärungs-Sermons, über den aber unser Filmkomponist am Beginn des 21. Jahrhunderts soeben gegenbelehrt, dass er ihn nur mehr als Tischüberziehung, nicht mehr als Tisch (an)erkenne?

Über welche Qualifikationen in der Sache Musik müsste ein Moderator von heute und morgen verfügen, der zwischen den selbstverliebt plaudernden Todfeinden eine auch nur halbwegs vernünftige Debatte und ein für ein öffentliches Wir von einigen Interessierten auch nur halbwegs verständliches Gespräch gestalten könnte? Die Vermutung liegt mehr als nahe: Sachqualifikationen dieser Art sind allzu verschieden geworden, und daher sind sie verschieden, - sanft entschlafen und verstorben. Sie sind so verschieden geworden, dass sie wirklich verschieden sind, eine höchst spezielle Todesart im Leben von Kunst und Musik, und gegen den (schon marottenhaft gewordenen) Wunsch, darüber nochmals zu diskutieren, erhebt sich daher unsere gelangweilte Feststellung: interessant, aber für wen eigentlich?

Am Ende seiner Promi-Proklamation betätigt sich der arrivierte Filmkomponist als Prophet in eigener Sache: die Musik der Zukunft werde

sich wieder „derjenigen der großen Meister der Vergangenheit annähern.“ Ein logischer Gedanke, sollte man meinen; denn wer eine Sackgasse rückwärts verlässt, kommt wieder dort an, wo er schon war. Aber nicht weniger logisch dünkt uns der Fehdehandschuh, den Boulez und Stockhausen diesem Propheten einer neu-alten Zukunftsmusik vor die Füße werfen würden. Sie würden seine Legitimität, über die Zukunft der Musik zu bestimmen, mehr als in Frage stellen; denn diese Profession wäre immer schon die Pflicht und Erfüllung der jeweiligen Avantgarde der Musik gewesen.

Wovon er nichts verstehe, darüber möge er nicht plaudern; und außerdem wüssten wir – „wir“ – dass alle Filmmusik für den wahren Kenner der Musik und Musikgeschichte von unerträglicher Trivialität sei, die ihre Opfer erbarmungslos infantilisiere und betrüge. Daß ein Filmkomponist, der über die Tellerfläche der Tonalität und ihrer abgebrauchten Idiome nie hinausgehört habe, so denken und urteilen müsse, sei zur Not noch verständlich, aber wir – wir! – sollten uns nicht von ihm über den Tisch ziehen lassen...

Wenn wir als unbeteiligte Teilnehmer diese (vielleicht noch) mögliche Debatte verfolgen, könnte uns als moderne Menschen, die ihre Vernunft noch nicht an den Nagel endloser Aufklärung gehängt haben, der unheimliche Verdacht befallen, dass nicht einer der beiden Antipoden, sondern beide das seien, was sie einander vorwerfen zu sein: Betrüger. Mehr noch, noch Unheimlicheres könnte uns beschleichen: es könnten Betrüger sein, die sich nicht mehr als solche erkennen könnten, weil sie in Betrugsarten tätig wären, die von keinem Betrüger dieser Kultur nochmals durchschaut werden könnten. Weil etwas geschehen ist, für das es kein Weil mehr gibt. Dies wäre doch wahrlich interessant, sogar sehr interessant, - aber für wen?

(Oktober 2006)

#### **(48) Theremin**

Am instrumentlosen Instrument des Technologos wird der Musiker zum Beschwörer der elektromagnetischen Welle. Wieder dirigiert er das Unsichtbare, und wieder scheint er ein göttliches Medium des Klanges geworden, das der Schamane einst sein mußte, um des noch dämonischen Geistes der Natur Herr zu werden. Aber der Schamane war Geist als körperliches Medium, und was ihn dämonisch umgab, entströmte seinem ohnmächtigen Inneren.

Davon ist der technologische Instrumentalist des 20. Jahrhunderts um Lichtjahre entfernt. An seinem Tun haftet nicht nur der säkulare Makel, lediglich ein Freizeitvergnügen der besonderen Art zu sein. Was wir erleben, ist die Aporie der elektrischen Musikinstrumente: sie verflüchtigen den mimetischen Akt des Musizierens, indem sie ihn als geisterhaften karikieren. Schon in der Unterhaltungsmusik muß der mimetische Akt des instrumentalen Musizierens im Arsenal der elektronischen Aufrüstung ein rüpelhaftes und gewalttätiges Aufsehen erregen, um überhaupt noch bei den Seinen als Ereignis musikalischen Geistes wahrgenommen zu werden.

In den Labors der elektrischen Instrumente zeigt sich die Wahrheit dieser Gewalttätigkeit. Die dämliche Dämonie des Keyboarders ist auf das Theremin getauft. Seinem Inneren entröchelt sich der verschwindende Geist der Musik, sein entgeisteter ist Geist vom Geist der sterbenden musikalischen Mimesis. Über den Gewaltakten der säkularen Klangverzauberung schwebt die Gretchenfrage an alle technologisch aufgemotzten und selbstregulierten Instrumente. Wozu deren Klänge noch "selbst" machen und nicht sogleich sich machen lassen? Der Musiker als abstrakter Cheironom im Reich der unsichtbaren Wellen darf beruhigt - anders als unser Schamanen-Ahne - das Dirigat der unsichtbaren Welt an das obligate Zusatzinstrument delegieren. Die Symbiose von elektrischer Mechanik und enttabuisierter Klangbeherrschung besiegelt das Verschwinden der musikalischen Mimesis, in deren Akten sich einst die Musik als Welt sui generis erzeugte.

Dennoch werden Musiker und Komponisten an eine elektronische Erweiterung des Instrumentariums der großen Tradition noch lange glauben. Eine Illusion, die sich der scheinbaren Immaterialität des Schalles verdankt. Denn bis zum heutigen Tag erscheint uns das Reich des Klanges als Reich der körperlosen Körper. Es dünkt uns mehr zu sein, als eine klingende Chiffre, es wird noch rangiert als der Geist selbst.

Der wissenschaftliche Aberglaube vom Geist als energetischer Welle glaubt sich am elektronisch wahrgenommenen Klang wissenschaftlich bestätigt und bezeugt. Chladni glaubte noch an die geometrische Figur, in der das Wellenreich des Schalles als originäre Hieroglyphe erscheine. Der zu Ende berechnete Wellensinus und dessen totale Digitalisierbarkeit hat uns auch den Glauben an das auratische Erscheinen der Intervalle als geometrischer Figuren genommen.

Dennoch suggeriert uns das unsichtbare Erscheinen des Klanges das Dasein einer Materie überhaupt als Geist überhaupt. Dies erklärt, weshalb die große Musik in der bürgerlichen Ära zum Widerpart der christlichen

Religion aufsteigen konnte. Das Pathos des Klingens erschien als Rede eines neuen Wortes, das nur die Hören, die des Hörens fähig waren. Das Theremin ist dessen Play back, die Mimikry einer absoluten Klangmusik, von Gnaden des Elektrons empfangen und von staunenden Zauberlehrlingen weitergegeben. Fehlen noch die Seinen, um auch diesem Akt der Moderne ein unbemerktes Ende zu bereiten.

(Juni 2007)

### **(49) Kontrapunkt und Musik als Kunst**

Die kontrapunktische Musik lebte vom Prinzip einer musikalischen Imitation, die sich gesetzmäßig individualisieren ließ: zu Stilen, Satzweisen, Gattungen und Werken. Prinzip und Gesetz ermöglichten Musik als Kunst bis zu Bach, verhalfen der Musik in den Status einer freien, durch eigene Notwendigkeit freien Autonomie.

Seit Erschöpfung dieses Prinzips steht alle Musik vor der Frage: was tun, wie weitermachen, wie der Furie des Verschwindens in beliebigen „Stilen“ und „Satzweisen“, „Gattungen“ und „Werken“ entgehen? Prinzip und Gesetz wurden aber nicht durch einen Musiker-Geist in die Welt gesetzt, der in Klängen und Tönen Klang- und Tonspiele vollführen wollte und dazu Regeln des kontrapunktischen und harmonischen Wohlverhaltens von Klängen und Tönen ausgedacht hätte.

Der Übergang vom religiösen zum künstlerischen Geist durch Vermittlung eines konsistent handwerklichen stimmte durch das Siegel inneren Auftrags mit dem Geist der Kulturen und Gesellschaften seit dem Aufstieg der Renaissance überein, und die Bildenden Künste hatten das Vorrecht, der Musik voranzugehen. Ein Vorrecht, das nicht auf Zufälligkeit und Spiel, sondern gleichfalls in innerer Notwendigkeit gründete: auf der vorgegebenen Rangfolge der christlich bestimmten Sinnlichkeit(en) im sich davon befreienden Kunst-Geist der europäischen Gesellschaftskulturen. Das Äußere kommt zuerst, das Innere zuletzt.

Und dieser Geist der Befreiung der Künste ist notwendig erschöpft, wenn der Übergang zu Ende gegangen, und dessen Erschöpfung ist wiederum der Grund der Erschöpfung von Prinzip und Gesetz. Auf der Suche nach einem höheren Geist und Vergeistigungsprinzip verschleißt die Musik seither Versuchsstation um Versuchsstation, nicht anders und doch eigentümlicher als alle anderen vormodernen Künste, nachdem sie unwiderruflich in der nominalistischen Moderne angekommen sind.

Noch für Schönberg und seine Schule schien das nichtimitatorische Prinzip einer variativen Durchführung, dynamische genannt, den Status von Versuch zu überwinden, indem eine ewige Genietechnik in den Ausdrucksdienst einer ewigen Meistergenialität treten sollte. Sie führte rasch in Atonalität und deren Pseudo-Arten und –Individualisierungen, zuletzt in eine Serialität, die sich unmittelbar sprengen mußte, und seither ist grenzenlose Innovation in den Rang von Geist und Kunst aufgestiegen.

In der minimal-music erscheint die Imitation wieder, aber als scheinauferstandener Leichnam; in allen Unterhaltungsmusiken, Jazz inklusive, ist sie nie verschwunden, aber zu Zwangswiederholung und Entgeistung erniedrigt.

Ist das Prinzip des Imitare nicht mehr als geistige Mimesis möglich, ist der Geist, der sich darin gleichsam metaphysisch ausmusizierte, auch nicht mehr durch historische Kenntnis und eingeübte Warmhaltung von „Musikalischem Kontrapunkt“ erneuerbar. Niemals konnte Kunst den Geist von Kulturen und Gesellschaften gründen und durchdringen, erzeugen und führen, - die der Griechen nur als Religion zugleich.

Man könnte die satzgesetzliche Imitation das ursprünglich synthetische Prinzip des Musikalischen nennen und die motivisch-thematische Arbeit den Versuch, das analytische Element als gleichberechtigtes dagegenzusetzen, um aus der Synthese beider eine Art Übermusik zu gebären.

Das vollkommen individualisierte Thema, die unverwechselbar sprechende Melodie und sofort, alle Resultate dieses Versuchs einer Hypersynthese vertragen sich nicht mehr mit Geist und Gesetz von Imitation, sie sind gewissermaßen bereits ihre eigene Imitation, nicht mehr die von Musik als verbindlich allgemeiner Kunst. Daher die Unmöglichkeit, einen „freien Satz“ (Heinrich Schenker) aufzustellen und warmzuhalten.

Keine Frage: auch Themen können und müssen wiederholt werden. Aber was geschieht dazwischen? Chopin löst dieses Problem noch kraft überirdischer Anstrengung; Berlioz und Nachfolger nicht mehr.

Man könnte einwenden: dazwischen geschähe eben die freie Variation, die ins Individuelle mutierte Imitation. Ohne Zweifel; aber eben diese hat nicht nur den beschleunigten Verschleiß ihrer Gestalten, sondern zuletzt keine Notwendigkeit in der Sache selbst mehr zu befreien, sie regrediert ins Partikulare, in den modernen und postmodernen Umsturz dessen, was einmal die Verbindlichkeit universaler Personalstile ermöglicht hat.

(Oktober 2009)

## **(50) Schumanns Träumerei**

Paradigmatisch bringt Schumanns Träumerei zu unmittelbarer Evidenz, daß die wahrhaft absolute Musik als ästhetischer Gottesdienst zu Ende ging, - als tönende Trostpredigt über die schwindende Macht christlicher Religion.

Noch einmal kehren die liturgischen Formeln des Gregorianischen Chorals wieder, nun aber in einer Verklärungsgestalt von Melodie, die den schwindenden Wortgehalt ganz in sich, in das Ausatmen ihrer Seeleninnigkeit hineinnimmt, um sich einer zuinnerst berührenden Intervallbewegung mitzuteilen.

Nochmals erfährt sich die Quarte in verklärter Beseligung, und die nachfolgenden, imitatorisch aufsteigenden Terzen als verklingender Jubilus eines eintausendjährigen cantus firmus, der nur im Wissen um sein Verklingen und Verschwinden die innerlichste Innerlichkeit musikalischen Geistes erreichen und deren unübersteigbare Intensität aussprechen konnte.

Eine Quarte und ihre allersanfteste Grundharmonie, getaucht in die Aura letztgültiger Verzauberung, als zarteste Geste eines letzten Abschieds, mit nicht mehr zu steigender Demut und Dankbarkeit dargebracht. Als vernähmen wir in einem letzten Echo den Widerhall hinter uns liegender Phantasiegebirge, deren Schönheit zu durchwandern uns einmal beschieden war.

Ein Abschied nehmendes Echo, dessen rätselhafte Vertrautheit eine Übernähe des Innersten fingiert, die ihr Gegenteil verkündet: Entfernung in fernste Fernen. Die Abschiednehmende sucht sich durch Verbergen zu bewahren gegen die allgegenwärtige Bedrohung der Kolonisierung des musikalischen Geistes, der in den dominierenden Genres der modernen Unterhaltungsmusiken verwest.

Als könne sie nur verdorben, nicht aber zerstört werden, wenn es ihr gelänge, im Gedächtniskult Weniger zu verbleiben, die ihre Stimme als unverlierbaren Empfindungsausdruck des innersten Geistes höchster Musik zu vernehmen wissen.

So mischt sich in das mit ebenso unsäglichem Schmerz wie Trost erfüllte Abschiedswort die Furcht um den bedrohten Fortbestand der ebenso einfachen wie kunstvollendeten Lichtgestalt. Nur mehr eine ihre Ausdruckskraft zerstörende Zerfallszeit könnte den wie mit äußerster

Bedachtsamkeit und zugleich naivster Intuition gesetzten Intervallen gegönnt sein.

Noch ist hörbar, daß der jubelnde Höhenflug des Kopfmotivs in der oktavierten Quarte durch keinen anderen Akkord als den der sanft gesetzten Mollsubdominante zu einer Melancholie gebrochen werden konnte, in der sich zugleich ein Akt der absoluten Selbsterkenntnis von Musik, der ihres geschichtlichen Wesens, wortlos beredt ausdrücken konnte.

Unsägliches Ausschwingen danach, beseligtes Ausweinen der Gestalt; das Liebeslied der großen Musik ist Wiegenlied geworden. Dann noch eine Taktlänge Überleitung zur allerletzten Wiederholung der tröstenden Lichtgestalt, in nochmals gesteigerter Variation die ekstatische Entladung des Schmerzes, - Grenze und Initium des erfüllten Verhauchens vollendeter Melodie von Musik. Ein schönerer Tod kann nicht gestorben werden.

(Oktober 2009)

### **(51) Leittonwirkung**

Die Leittonwirkung der harmoniologisch durchdrungenen Töne tonaler Musik war die Frucht einer Resultante: der Schlusskraft diatonischer Tonarten zum einen, der temperierten Stimmung zum anderen. Diese ermöglichte die instrumentale Ausführung jenes universalen Systems von Tonarten, das konstituiert werden konnte, weil die vollendete Skala verwandter Töne - die dur-moll-tonal bestimmte Tonart - in ein vollendetes, nicht mehr steigerbares System verwandter Tonarten und deren modulierbaren Leittonwirkungen überführbar war.

Der Halbtonschritt gravitiert wirklich in den Endschrift des Grundtons der Tonart, und alle Tonarten gravitieren ineinander gemäß wirklich innerer (nicht projektiv geltender) Verwandtschaften, - in einer Hierarchie von nahen und entfernten Verwandten. Diese Wirklichkeit für ein kulturelles Konstrukt oder eine essentialistische Projektion zu halten, verkennt das Wesen von Wirklichkeit, Essenz und Projektion. Sie projiziert, was sie für projiziert hält.

Ohne das vollendete tonale System hätte alles Temperieren nichts gefruchtet, obwohl ohne Temperieren das Klavier nicht zum Leitinstrument der bürgerlichen Musikepoche aufgestiegen wäre, und diese nicht zur Vollendungsepoche vollendbarer Tonkunst. Der



instrumental betätigbare freie Satz, unbedingtes Handwerkszeug autonomer Tonkunst, setzt die normierende Inauguration temperierter Stimmungssysteme voraus.

Ist aber dem temperiertem System des Klaviers das Leittonwesen gravitierender Grundtöne inkarniert, ist der Widersinn, in demselben System leittonlose Atonalität praktizieren zu wollen, offenkundig: zum Himmel musikalischer Logik um nicht mehr gewährbare Hilfe schreiend. Als ob wir in einem schwerelosen Raum die Bewegung von Körpern an ein immer noch vorhandenes Oben und Unten, an ein Gravitieren in vorgegebene Zentren binden wollten.

Die nicht mehr schließen könnende Musik der Atonalität verlor alle Kraft zu neuer Satz- und Tonartenbildung, und wo sie meinte, dies als Befreiung inszenieren zu können, mußte sie auch von jeder Temperatur als Voraussetzung hierarchischer Tonverwandtschaften Abschied nehmen. Nun waren alle „Systeme“ und alle „Temperaturen“ erlaubt, machbar und vermischbar.

Im sogenannten freien Satz der tonalen Tradition geschieht eine Bewegung von Akkorden, in der die Bewegung der zuvor kontrapunktisch gesetzten Stimmen aufgehoben, nicht vernichtet wird. In der atonal gesetzten freien Bewegung von Tönen ist der freie Satz und dessen Kontrapunkt vernichtet und obsolet geworden. Aus dem freien geht ein überfreier Satz hervor, der mit dem Wort Satz nicht mehr ansprechbar ist.

Er ist die Agonie eines Klangwesens, das nicht mehr als Akkordwesen harmonienotwendig bestimmter Melodie-Töne konstituierbar sein kann und sein soll. Er ist wie ein Schiff, dem auf hoher und höchster See die Elemente seines Baus entwendet werden, weil tollkühne Räuber im Auftrag toller Baumeister meinen, ein noch nie gesehenes daraus erbauen zu können.

Die rituelle Matrix des tonalen Satzes, ein Klangzeitmuster, das, mimetisch automatisierbar, die Grundlage großer Zeitbögen und deren langmächtiger Musikwerke werden konnte, verdankte sich der dur-moll-tonalen Logizität des Bassschrittes als Exzellenz des Leittonschrittes. Grundtöne dieser musiklogischen Stufe begründen einen in sich begründeten Kreisgang von Grundtonarten, dessen Fortschreiten zugleich Rückgang, dessen Rückschreiten zugleich Fortgang ist.

Musik kann als quantitativ und qualitativ große nur geschaffen werden, wenn über deren mögliche Länge durch objektive Grenzen vorentschieden wurde, wenn die große und lange Zeiterfüllung ungebrochen und unbeirrt

an der wirklichen Statik eines wirklichen Bauwesens Kraft und Halt findet. Dieser Teleologie dienen strenger und freier Satz als unersetzliche und schier unermüdbare Diener. Schönbergs Klage über den Verlust dieser Fähigkeit war der Schrei zum Himmel; sein Glaube, dessen Verweigerung ignorieren zu können, ein gerichteter Aberglaube.

Im freien Akkord-Satz entäußert die vierstimmige Kadenz eine führende Oberstimme als Hauptmelodie, die nach außen zur säkularen Gemeinde eines Musikpublikums sprechen soll. Im strengen Satz, dem religiösen Kollektiv gemäß, singen die Stimmen zueinander, um im Dienst am musikkulturell erhöhten Wort, das sie ermöglicht und hält, den Geist der Gemeinde mit klingender Innerlichkeit zu heiligen, - vollendet bei Palestrina.

Bach vollendet die Synthese von freiem und strengem Satz, bevor dieser zum Regelwesen erstarb und jener der säkularen Eroberungsfahrt überantwortet wurde. Als ob er von beiden die Vorzüge verarbeiten und verkosten, die Verfallsseiten aber nicht mehr erfahren sollte. Weder ist die harmonische Kadenz schon zur Formel erstarrt, noch der Geist der Fuge bei Sechter verlandet. Noch ist kein *dégout* am ständigen Wiederherholen der Matrix, und die kontrapunktische Stimme weiß sich geborgen wie nie zuvor, - traumwandlerisch an Höhepunkte und Ziele geführt, in ein Gespräch von Urharmonien und Urmelodien engagiert, das ihr im sakralen Raum nicht zuteil geworden wäre.

(Oktober 2009)

## **(52) Zwölftonreihe und Kontingenz**

Die Töne einer Zwölftonreihe liegen nicht auf der Peripherie eines Kreises, wie die Töne der tonalen Skala. Reihentöne sind nicht Kreistöne, nur diesen ist die teleologische Bewegung einer sogenannten Tonart inkarniert, jenen nicht. Nur diese fangen an und enden wirklich, jene nicht; nur diese prozessieren schlussfähig, jene nicht.

Reihentöne liegen als atomisierte Punkte auf einer Linie, die anfangs- und endlos konzipiert, die Aporie eines offenen Kontinuums ohne innere Fortschreitungsvermittlung inszeniert. Eine Linie, die den Schein des tonalen Skalenkontinuums lediglich auf dem temperiert gestimmten Klavier vortäuscht, weil wir dessen Chroma immer schon als Durchgang durch die Portale der diatonisch vermittelten Töne hören. Einzig Josef Matthias Hauer träumte den kurzen Traum eines atonalen Diatonus.

Reihentöne, im Gefüge tonaler Ganz- und Halbtöne konstruiert, tendieren daher auf weitere Teilung und Brechung in Viertel- und Achteltöne und sofort. Sie fallen in ein vormusikalisches akustisches Kontinuum, das eines von und für messende und reproduzierende Klangmaschinen sein muß. In ihnen erlischt jede atonale Mimikry an Tonalität, jede Kreistöschung dodekaphoner Reihentöne. Mit dieser Mimikry spielte Alban Berg unübertreffbar sensibel, als ob es der Zweck der neuen Wasserscheide der Musikgeschichte sei, in beiden Richtungen neue Gewässer abfließen zu lassen.

Wir würden musiktödlich erschrecken, könnten wir die Klavierskala von C nach h als nichttonal bestimmte Tonschritte hören. Wir hörten nicht Schritte, sondern Fälle und Stürze, ein Stürzen von Sturz zu Sturz, ein Zusammenbrechen jedes Tones in sein Ende, in sein inneres, nur mehr akustisches Kontinuum.

Dieses kann ihm angetan werden, indem er entweder nach prätonalen und prädiatonischen Graden fixiert wird, etwa auf einer Skala von Viertel- oder Achteltönen, die irgendwo beginnen, irgendwo aufhören können und müssen, und deren Einzelgrade und „Töne“ nicht mehr als distinkte Töne gehört werden können und sollen.

Oder indem das Innere des gestürzten Tones als Produkt seiner Teiltöne missverstanden, somit als Spektrum seiner Obertöne umorganisiert wird, - indem sogenannte Teiltöne des Tones akzentuiert oder unterdrückt werden. Und nicht zufällig, daß das Beziehungs-Innere und das Klangfarben-Innere der Tonwelt musikhistorisch zugleich relevant wurde.

Die doppelte Möglichkeit, alle Spuren des tonalen Logos zu löschen, wurde nach dem raschen Ende der Schönberg-Schule gesucht, gefunden und realisiert. Heute erschreckt uns weder Zwölfteltonmusik noch tonhöhenlose Klangfarbenmusik. Nicht, weil zwischen beiden ein nur mehr qualitätsloser Unterschied besteht, sondern weil wir wissen, daß Nicht-Musik-Musik entstehen sollte, nachdem der Kunstbegriff durch autonome Künstler und Komponisten in wirklich autonomem Selbstauftrag erweitert und entgrenzt werden mußte.

Dagegen ist kein Widerspruch, daß beides - Zwölfteltonmusik und tonhöhenlose Klangfarbenmusik - zu erfinden und zu realisieren, für moderne Rechen- und Klangmaschinen ein Kinderspiel für Erwachsene ist. Beide Innerlichkeiten des Tones stimmen nur mehr mit der Innerlichkeit des Kunstgeistes von Künstlern und Komponisten und deren handwerklosem Handwerk überein. Ein Geist, der zugleich als Forscher und Phantast sich berufen hat, neue Musikwelten zu entdecken und zu

erfahren. Musik als Neue Musik wird ihre Einsamkeit, unterstellend, Ausdruck aller Einsamkeiten sein zu können und sein zu sollen.

Was der skalentonale Kreislogos für Tonhöhen, ist der metrische Logos für jede Folge von Klangdauern. Metrumlose Folgen musikalischer Dauern sind freilich keine Errungenschaft Neuer Musik, sondern seit jeher ubiquitär in jeder Musik, die zur Errungenschaft von Metrum und Taktordnung noch nicht vorgedrungen. (Wie selbstverständlich auch Musik als Obertonakrobatik und Klanggeräuscherzeugung nicht erst in der Moderne das Kulturlicht dieser Welt erblickt hat.)

Das Metrum finalisiert Dauern, macht sie kreisförmig und wiederholbar, finalisierbar und schlussfähig. Auf schwerer Taktzeit soll geschlossen sein, also auf der Ersten, nicht auf der Zweiten, auf der betonten, nicht auf der nichtbetonten. Und jeder Anfang ist entweder auftaktig oder nichtauftaktig. Dauern einer Dauernreihe, die nicht durch ein Metrum bestimmt sind, liegen daher nicht auf der Peripherie eines Kreises, wie die Dauernfolgen der metrisch bestimmten Schlagzeitenskala. Nur diesen sind Taktarten zugänglich, jenen nicht; nur diese fangen an und enden wirklich, jene nicht; nur diese prozessieren schlussfähig, jene nicht.

Ohne Schlagzeitordnung werden die Dauern von Klängen gleichsam in den Fluß der Zeit geworfen, in dessen vormusikalisches Kontinuum zurückgeworfen. Halten sie dabei an den einfachen Proportionsunterschieden von ganzzahliger Dauernteilung noch fest, - metrumlose Ganze, Halbe, Viertel, Achtel und sofort in Folge - gleichen sie jener Tonhöhenreihe, die Alban Berg verwendete. Diese war zwölftönig, aber die Leittonwirkungen der tonalen Skala weiter gebrauchend, als wären deren Ruinen ein zureichender Ersatz für das verlorene Schließen des dur-moll-tonalen Logos, - als wären für die Zeitgestaltung der Klänge die Proportionsfolgen ein Ersatz des verlassenen Taktes.

Daß aber die Kreislosigkeit der zwölftönigen Reihentöne die Taktlosigkeit ametrischer Dauerfolgen fordert, leuchtete zuerst Anton Webern ein, während Schönberg, das traditionelle rhythmisch-metrische Idiom festhaltend, einen Widerspruch komponierte, der nicht besser dadurch wird, daß er dem Komponisten verborgen blieb. Webern komponierte ausdrücklich, woran sein Meister und Lehrer ausdrücklich vorbeizukomponieren suchte.

Warum aber die Atomisierung von Ton(höhe) und (Ton)Dauer und deren Verbindung zu neuen Aggregationen nur mehr vom Geist Neuer Komponisten ausgehen, nicht mehr durch Eliten oder gar Massen der modernen Gesellschaft, wie etwa der Pop- und Jazzmusik, initiiert werden

konnte und sollte, muß einen zureichenden Grund haben. Es kann nicht zufällig geschehen sein, was geschehen ist, auch wenn ein qualitativ Neues, ein Niegewesenes in der Musikgeschichte geschehen ist.

Der zureichende Grund muß eine Übereinstimmung der tonalen Struktur mit der Struktur unseres ichhaften Selbstes sein. Dieses muß, metaphorisch gesprochen, in seinem innersten Formgrund so kreisförmig und selbstbezüglich sein wie jene Strukturen von tonal bestimmter Skala, Harmonie und Metrum. Eine Selbstübereinstimmung des Ichs, die sich daher durch und als tonale Struktur vergegenständlicht und musikalisch erkennt und anerkennt.

Eine vernünftige Übereinstimmung, die aber die Möglichkeit nicht ausschließt, durch einen vollständig zu sich befreiten Kunstgeist das Gegenteil zu ersinnen und als neue Kunst Neuer Musik zu realisieren. Eben dies steht in der Gründungsurkunde der heroischen Musikmoderne, als sie befugt und befähigt schien, eine Neue Musik zu kreieren, die alle nicht-mehr-neue Musik in die Geschichte verabschieden könnte. Die Neue Kunstmusik eroberte sich einen Grad an Freiheit, der sie über alle anderen Grade und Weisen moderner Freiheit(en) hinaus- und auf sich zurückschleuderte.

Das tonale Ich war rituell bestimmt und bleibt dies in allen modernen Entwicklungen von Unterhaltungsmusik, - Jazzmusik eingeschlossen. Lediglich in der kurzen, kaum dreihundertjährigen Spanne der Geschichte von Musik wurde dem tonalen Ich der vormodernen autonomen Kunstmusik die notwendige Möglichkeit eröffnet, seinem rituellen Kreisen finale Klangbögen von unübertrefflicher Dignität und Originalität einzuschreiben: Musik als Tonkunst war einmal möglich. Deren Erschöpfung zeitigte die Notwendigkeit musikalischer Moderne am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Mit ihr verließ deren Musik sowohl die rituelle wie die rituell-finale Selbstbezüglichkeit des vormodernen Ich, um dessen musikalische Vergegenständlichung als nicht mehr fortführbar zu erweisen. Sie wird dissoziiert, fragmentiert, atomisiert, - Weisen des Neuen, die den Begrenzungsakt des Kreisens der vormodernen Subjektivität in einen Entgrenzungsakt verwandeln.

Als ob dem Begrenzungsakt des selbstbezüglichen Selbstes, das seine Modernität selbstverständlich als Weise seiner Vernunft überlebt, der Akt eines Vor-Ichs vorausläge, ein Akt im Zentrum des „alten“ Kreises. Dieser wird nun als Nichts erfahrbar, als atomer Punkt, der sich selbst als

(Schein)Kreis aktuiert und dadurch als scheinbar finale Linie konstituiert, als scheinbar teleologische Folge von Klängen.

Diese Scheinfolge einer „offenen Entwicklung“, die den Selbstwiderspruch ihres Entwicklungsbegriffes nicht mehr bemerken kann, vergegenständlicht die Sehnsucht des modernen Kunst-Ichs, in ein Endlos-Unendliches geführt und verführt zu werden. Dabei fällt es in jedem Punkt, in jedem Moment seiner „Entwicklung“ in das Nichts seines Scheinkreises zurück und hinab, um sich entweder als reales Nicht-Ich oder als vorvernünftiges Ich zu erfahren. Eine Fahrt in den Tod, der in aller vormodernen Kunst und Musik, da noch christlich kontaminiert und aufgehoben, entweder ausgegrenzt oder als versöhnbar dargestellt werden konnte.

„Offene Entwicklung“ ist ein verstellendes Deckwort für „Unendlichkeit der Endlichkeit“, für darstellbar gewordene Kontingenz und Zufallsnotwendigkeit als letzte Sinnressource, die ihren Defekt, Sinnlosigkeit von Welt und Mensch nur zu verdecken, weder beheben kann noch möchte. Nicht nur scheinbar findet neue Kunst eine neue Religion, wenn sie sich im Dienst des radikalisierten säkularen Glaubens verdingt, daß Grund und Sinn dieser Welt ein gestaltloses Ungetüm, eine ohnmächtige Unvernunft, das Nichts eines nihil negativum sei. Es konvergieren glaubensloser Glaube und kunstlose Kunst.

Angesichts dieses an sich verzweifelnden Sinnhorizontes zeugt es von Tapferkeit und macht Mut zu neuer, das Betreiben und Schaffen neuer Kunst nicht aufzugeben, obwohl just dasselbe den modernen Glauben nur bestätigt, verhärtet und quasi-rituell wiederholt. Mut und Verzweiflung haben sich untrennbar verflochten.

(Oktober 2009)

### **(53) Cage-Natur**

Die befreiende Wirkung von Cage' Nicht-Musik-Musik auf moderne Gemüter schuldete sich dem erfolgreichen Nachweis, daß die Innovationen neuester (Nicht-Musik)Musik frei seien von allen Gewichten traditionellen Kunstglaubens. Jeder sah (zuerst) und hörte (zugleich), daß die neue Innovation befreiter Künstlerphantasie nicht mehr der Mächtigkeit einer neuen Kunstreligion und auch nicht mehr der Strahlkraft eines neuen Genies und dessen Originalität und Virtuosität folge.

Das (immer noch) ästhetisch genannte Totalexperiment der neuesten Neuheit befähigte jedermann, ausführbaren Prinzipien von Kunst und Genialität zu folgen, weil jedermann nur die seinen als Aktionsanstöße aufstellen und durchführen sollte. Ohne Zweifel eine nicht mehr zu überbietende Neuheit in der Geschichte von Kunst und „Ästhetik“, die auch furchtlos ihre insulare Funktion, den totalen Verlust ästhetischer Macht und innerer Stimmigkeit zu kompensieren, erfüllte.

Einmal mußte in der Geschichte von Kunst und Musik auch die lautere Unlauterbarkeit, die unbefleckte Beflecktheit, die schuldigste Unschuld an die Reihe kommen, um systematisch durchexperimentiert zu werden. Alle Botschaften waren schon erschienen und ausprobiert, es fehlte nur noch die, für ein Nichts von Etwas auf Mission zu gehen.

Ein unwiderstehlicher Sog hatte sich aufgetan: die „absolute Rationalität“ absolut rationaler (Reihen)Musik hatte zum Gegenteil ihres Machtanspruchs geführt, zu einer Entzugerscheinung alles Absoluten in Klängen, die nur mehr eine Gasse in die Zukunft wies. Weil die ästhetische Moderne am wahrhaft Anderen unheilbaren Entzug litt, glaubte sie, durch bewußte Produktion des Niegewesenen Ersatz und Zukunft finden zu können. Anders nicht, sei die Freiheit des Individuums zu retten, dixit Cage. Und natürlich sollte die Freiheit dieses „ästhetischen“ Individuums die des modernen überhaupt stellvertretend retten können.

Breche Innovation mit jeder Tradition, offenbare sich jene Freiheit, zu der das neue Absolute aufgestiegen sei. Dessen Offenbarung bezeuge und erschaffe einen neuen Menschen, der als Dauerkünstler imstande sei, sich mit sich und der Welt der Seinen zu versöhnen.

Aber die Unhaltbarkeit einer Kultur und Kunst, in der jedes Subjekt seine subjektive Substanz als endlose Innovation austrägt, ist offenkundig. Nicht nur ist kein Markt mit hinreichendem Anerkennungspotential für Myriaden von Künstlern vorhanden, es ist auch keine Gesellschaft denkbar, die ein objektives Bedürfnis nach totalitärer Subjektivität antreiben und zusammenhalten könnte.

Ist Kreativität als nur mehr innovative von beliebiger und somit Nicht-Kreativität nicht mehr zu unterscheiden, kann alles Kunst und jeder Künstler sein. Die Religion der Kreativität stürzt in den Abgrund ihres ebenso unverhohlenen wie schamlosen Atheismus. Ich als Gott seiner Welt ist älteste sophistische Weisheit, - eine der gewöhnlichsten und gewohntesten.

Diese Aporie realisierter Moderne kann mit dem Innovationspotential der Natur, das als die Evolution nicht nur wissenschaftliche, sondern auch religionsersetzende Karriere macht, verglichen werden. Natur bedarf nicht der Innovation, sie hat schon alles, wessen sie zu ihrer Erhaltung bedarf; sie ist ihre Selbsterneuerung, und ihr Selbst ist das selbstlos mit sich identische. Dies ist auch der Geist, aber als selbsthafter, selbstbesitzender, selbstverantwortlicher, - dennoch seine unbewusste Selbstreproduktion vor aller bewussten, denn anders könnte er die Natur nicht als sein Anderes erkennen.

Die Innovationsfurie der Moderne, besonders der ästhetischen, ist unschwer als Verlust des unendlichen Selbstes zu dechiffrieren. Das Andere des endlichen Geistes kann nur der unendliche sein, dessen Selbst an jeder Selbstreproduktion und Erneuerung teilhat, an einer, die als ewige die Macht hat, alle Endlichkeit durch Liebe und Erleuchtung zu transzendieren.

Diese Versöhnung muß jede Moderne verfehlen, die an endlichem Material ein stets anderes, ein stets neues Surrogat von Freiheit und Unendlichkeit vorbringt, und zwar im Namen einer unendlichen Subjektivität, die sich zugleich unerträglich befindet, weil sie sich nur mehr im Nichts, in keinem Akt mehr wiederholen, in keinem Produkt mehr reproduzieren soll. Wieder einmal ist Sisyphos wiederauferstanden.

(November 2009)

## **ZEITGEIST UND MODERNES LEBEN**

### **(54) Zeitgeist und Philosophie**

Zeitgeist und Philosophie verhielten sich noch bis ans Ende des 19. Jahrhunderts verbindlich zueinander: hier das Erscheinungswissen der Epoche, dort deren durchschautes Grundwissen. Hier der Strom aller nur möglichen Meinungen, dort die Quelle des wahren Wissens. - Erscheinung und Wesen, einander bedingend und voraussetzend, einander erregend und abstoßend: Philosophie als zeitunbedingtes Hintergehen alles zeitbedingten Verhaltens und Denkens.

Seit dem 20. Jahrhundert ist dieser Gegensatz gekappt und zerstört, weil Philosophie, ergriffen und umarmt vom Geist der Zeit, dessen



Pluralisierung und Hingabe an das je und je Erscheinende teilt. Beinahe gibt es so viele Philosophien wie Wissenschaften, Politiken, Künste, Religionen und Lebensweisen.

Als wäre der Spiegel der Philosophie in viele Teile von Philosophie zerbrochen, und der Geist der Zeit unvermögend geworden, sich als Philosophie auf seinen Begriff zu bringen. Jedem seine Philosophie; gesetzter Nominalismus als ultima ratio qua non-ratio.

Es sei natürlich, konnte Kant noch unterstellen, dass seine Untersuchung der menschlichen Vernunft noch nicht unternommen wurde; „natürlich“ im Sinn der Sache: die Philosophie noch nicht so weit vorangekommen, noch nicht so tief hineingedrungen in den Kern der Sache; „natürlich“ aber auch im Sinne der Zeit und ihres Geistes, weil deren Unvermögen mitbeschreibend, - das Hintennach des Zeitgeistes definiere nur die Grenzen seines Vermögens, das Vermögen der Vernunft zu durchschauen.

Kant unterstellte, was heute nur mehr die letzten fahrenden Ritter der philosophia perennis unterstellen dürfen: dass jeglicher Zeitgeist in gewissen „natürlichen“ Gewohnheiten und Vorurteilen, Voraussetzungen und Unreflektiertheiten agiere und denke. Unvermögend, seine Wurzeln voraussetzungslos zu bedenken, seine Widersprüche bei wirklichen Namen zu nennen, sei er das Problem, das er zugleich immer nur umkreise.

Fortlebend von Stunde und Stunde, von Ort zu Ort und immer zu spät, weil immer nur seiner Zeit gehörend, vererbe er fort, was er ererbt, hinfällige Hüllen des Wahren und Höchsten.

Aber das gewichtigste Gegenwort gegen Philosophie, die den Geist ihrer Zeit auf den Begriff zu bringen vermöchte, ist auch heute noch das Leben selbst: dieses müsse man tun und jenes lassen. Gesellschaften mit globalen und medialen Öffentlichkeiten, bieten so viel Leben an wie keine Zeit und Epoche zuvor, und somit ist die Agenda des gründlichen Denkens, das den Faden zur Ewigkeit weiterspinnen möchte, mehr als gefährdet.

Würden aber Philosophie und Zeitgeist wirklich eins, würde jede Zeit mit ihrem jeweiligen Übermaß an Dummheiten, Gedankenlosigkeiten und Willkürlichkeiten, Irrtümern und Wahnsinnigkeiten, mit all ihrer Anfälligkeit für zeitgemäße Ideologien, immer nur wieder von der nächsten Zeit abgelöst und „überboten.“

Die „Natürlichkeit“ der Philosophie, die dem wahren Begriff zuarbeitet, und die „Natürlichkeit“ einer Kultur, die diese Arbeit verstört, ignoriert und

verkennt, kommen einem Bürgerkrieg im Reich des Geistes gleich, dessen Ewigkeit in ein neues Zeitalter eingetreten ist.

(Dezember 2005)

### **(55) Ataraktisch im Taifun**

Wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte hängt in der modernen Welt die Idee eines gelingenden Lebens am dünnen Faden freier Zeitgestaltung. Ausgesetzt dem Gegensatz spezialisierter Berufswelten hier und überbordend pluralisierter Unterhaltungswelten dort, erfährt der moderne Mensch die funktionale Austauschbarkeit seiner Individualität, die mittlerweile gesellschaftstragend wurde, als verschärftes und zugleich verschärft betäubtes Bewußtsein seiner Vergänglichkeit. Nicht eines, viele Leben scheint er zu leben, und doch ist für den niegewesenen Abwechslungs-Reichtum des säkularen Lebensvollzuges unter den Bedingungen technologischer Zivilisation ein hoher Preis zu bezahlen: ohnmächtiger Verlust an selbstergriffener und selbsterfüllter Lebenszeit.

Dem widerspricht nicht, daß bei fortschreitender Modernisierung der Welt der Arbeitsrasenden eine Welt der Arbeitslosen kontrastiert. Denn diese sind, obwohl der Möglichkeit freier Zeitergreifung scheinbar näher, durch das überbordende Angebot kultureller Abfallproduktion gefährdeter als jene, die in den Arbeits-Systemen – stationär oder jobhoppend – interagieren. Die produzierend interagierende ist nützlich verdungene Lebenszeit, die unterhaltungskonsumierende eine nur mehr unnütze, wenn sie nicht mehr als Erholung für die produzierende, sondern als verselbständigte Abholung gelebt wird.

Denn Unterhaltungskulturen mit technologischer Macht müssen ihre Gemüter mit endlos erneuerbarem Abfall überschütten. Diese letzte Dividende des kulturellen Fortschritts gewährt den lustvoll erlebten Untergang selbstmächtiger Individualität und Lebensgestaltung. Und in dieser ebenso überreichen wie überleeren Welt interagieren die hedonistischen Kulte der verdorbenen Musen mit den ideologischen des wissenschaftlichen Aberglaubens.

Wie lässt sich in der Turbulenz des rasenden Stillstands, in der Vergänglichkeit des säkularen Lebensvollzuges dessen Vergänglichkeit vergänglich machen, die falsch übererfüllte Zeit entmächtigen und jenseits ihrer Verkehrung neu ergreifen? Wie lässt sich asketische Gleichgültigkeit gegen einen Betrieb üben, der alles auf Abruf bereit hält, weil er selbst nicht mehr abberufen werden kann? Wie ataraktisch in der Mitte des

Taifuns stehen und eine Mitte festhalten, die der Betrieb dem Individuum bei lebendigem Leib aus dem Herzen reißt?

(Mai 2006)

### **(56) Mother-Road**

Das Urritual seiner Existenzmeditation vollzieht der säkulare Mensch im klingenden Unterwegs: allein auf endloser Straße dahinschwebend und im Auto die Musik des Great Songbook. Draußen wie drinnen scheint das Leben wie schon gewesen und dadurch bei sich angekommen: wo man auch hinkommt, war man schon da.

Im Gehäuse des meditativen Selbstvergessens, von der Litanei des Great Songbook nach Kräften unterstützt, findet das säkulare Ich einen haltlosen Halt: Ziel ist überall und nirgends, Ankunft unnötig, Heimat keine. Der homo technologicus als Vollendung des homo faber. Weder sich selbst noch anderen noch irgendeiner Sache verpflichtet: Freiheit als Nichtigkeit von Welt wird als höchste Selbsterfahrung erfahren.

Unsere Blicke in diese Welt wie versprengte Lichtstrahlen eines wie sinnlos vorhandenen Universums, unser Körper ein Teil der vorbeiflutenden Landschaft, unser Geist durchläßt von rhythmisierten Lauten infantiler Melodien, deren Glück unser Denken löscht: Keine Gedanken mehr haben als letzten Gedanken erfahren.

Ein Ritual, das der nichtanwesend anwesenden Gottheit opfert, deren Vernunftwesen überall und nirgends. In jedem Augenblick paart sich die unsterbliche Bewegung mit der sterblichen unseres Vergehens. Sein selbst fährt durch uns hindurch, und unerkennbar wird sein Unterschied von Nichts. Zu sein oder nicht zu sein wird eins, absolut relativiert sind wir absolutiert bereit zu sterben.

Im Ohr die letzte Melodie, im Auge das endlose Band, über den Exerzierplatz unserer unsterblichen Sterblichkeit schwebend erkennen wir: wir waren da und fahren vorbei, dies genügt. Doch fahren wir immer noch weiter, und noch andere fahren seit undenkbaren Zeiten: die Erde um die Sonne, die Sonne um die Galaxie, das Universum um seinen verborgenen Schöpfer.

(August 2007)

## **(57) Homo sapiens postoeconomicus**

Durch Arbeit für die Gesellschaft etwas zu leisten, definiert den Arbeitscharakter des modernen Menschen. Daran hängt er den Sinn seines Lebens, sein Urteil über dessen Gelingen oder Misslingen. Doch Soziologen und andere Experten teilen uns mit, daß die moderne Gesellschaft in Zukunft vermehrt den arbeitslosen Charakter benötigen werde und ausbilden müsse: man steuere auf die zweigeteilte Gesellschaft der Antike zu, in der viele Arbeiter für wenige Menschen, die nicht arbeiteten und dem Ideal des freien und gesellschaftlichen Müßiggangs huldigten, als Sklaven und Dienstleister sich verdingten.

Gewiß, eine verklärende Retrospektive, aber diese könnte in Zukunft eine gänzlich neue Realität gewinnen, wenn in der Tat, wie wiederum Experten meinen, moderne Maschinen und Roboter massenhaft in den Rang eines neuen Sklaventums einrücken, um das System der primären und sekundären Arbeiten auszuführen. Wie die Maschinenwelt anfangs und bis heute unzählige Arbeitsstellen „wegrationalisiert“ habe, könne und solle man nun den Arbeitscharakter des modernen Menschen überwinden, und das größte Wohl aller werde wiederum ökonomisch und sozial möglich sein.

Gewiß, eine Rechnung, die ökonomisch nicht ausbuchstabiert wurde und daher als prophezeite Utopie gehandelt wird, als eine jener unzähligen Expertenmeinungen, die heute Aufsehen erregen, um morgen vergessen zu sein. Aber das Problem ist in unseren Tagen des „Prekariats“ nicht verschwunden: immer mehr Menschen müssen angesichts absterbender Arbeitsmärkte mit immer mehr Teilzeitjobs um ihr Überleben kämpfen. Warum nicht ein Grundeinkommen zur Verfügung stellen, um diesen menschenunwürdigen Kampf zu beenden?

Das Grundeinkommen erlaubte zwar kein Leben als „antiker Aristokrat“, aber doch ein arbeitsfreies und dennoch nicht tätigkeits- und sinnloses, wenn es gelänge, den „arbeitslosen Charakter“ umzudefinieren und gesellschaftsfähig zu machen. Für die äußere und ökonomische Bedingung hätte die maschinelle und technologische Produktion durch Geldbeschaffung für die nötige Abdeckung der entstehenden Kosten zu sorgen; und für die innere, mentale und soziale Bedingung hätte eine Jahrtausendrevolution des Sozialcharakters abendländischer Menschheit zu sorgen: der homo oeconomicus werde zum homo postoeconomicus mutieren.

Dieser neue Mensch würde zunächst wohl nicht mehr als aristokratischer Spezialist für erfüllte spezielle Musen tätig, denn er würde vom Angebot

unzähliger TV-Programme und Computerspiele sowie ähnlicher technologischer Vergnügungen erfasst und passiviert. Zwar gelänge auf diesem Wege die Abtötung des auf soziale Anerkennung gedrillten Arbeitscharakters gleichsam spielerisch. Dennoch wäre ein auf Brot und Spiele reduzierter Mensch ein selbststrangulierter, - der Zombie einer Unterhaltungskultur, ein amputierter Mensch, mit dessen Vandalismus und Analphabetentum die moderne Gesellschaft bereits heute zu kämpfen hat.

Sollte die prophezeite Zweiteilung der Gesellschaft wirklich werden, hängt der Fortbestand von Gesellschaft und gesellschaftsfähiger Menschen offensichtlich davon ab, ob es gelingt, zum gegebenen (engen) Begriff von Arbeit einen weiten zu finden, einen, der im Sinne einer universalen Selbstbearbeitung und Selbstvergegenständlichung sinnerfüllte Sozialitäten hervorbringen könnte.

Diese müßten jenseits der kapitalistisch geführten Märkte existieren können, versorgt mit (ausreichend) Geld und verpflichtenden Aktivitäts- und Austauschmethoden. In der kapitalistischen Gesellschaft beruht jede Lebensform auf Überleben durch Tausch und Mehrwert; dieser Prämisse entzieht sich vorerst kein auserwähltes Leben, selbst der "Gestopfte" von heute prahlt mit seinen Erfolgen durch Produkte und Märkte. Und der seinen Lebenstag vor TV und Computer spielend verhockende Arbeitslose übersieht, daß die Unterhaltungs- und Informationsindustrie erfunden wurde, um dem gestressten Arbeitscharakter des homo oeconomicus Ausgleich und Kompensation zu verschaffen.

Entfällt aber das Arbeitsfeld als Gegenkraft zur Unterhaltung, wird letztere zum sinnlosen und subjektzerstörenden Luxus schlechthin. Der (neue) Arbeitslose von morgen wird daher ein Tätigkeitsreich mit eigener Mitte schaffen müssen, er wird inmitten einer sich technologisch und maschinell versorgenden Gesellschaft ein auf sich und seine kleinen und großen Sozialitäten bezogenes Leben führen müssen. Nicht nur das Internet könnte dazu eine sogenannte Plattform bereitstellen.

Läuft die große Gesellschaftsmaschine einmal wie von selbst und wie eine zweite Natur, müßte der Sklavenstand der Maschinen eine von Menschen nur mehr zu überwachende Kaste entwickeln; und der neue Mensch könnte sich der neuen Arbeit widmen: unendlicher Erkenntnis und wissender Bildung und Gestaltung; unendlicher Humanität und bewusster Adoration. Der Ausstieg aus dem Modulationskreis von Arbeit und Unterhaltung wäre demnach die *conditio sine qua non* für die mögliche Existenz des homo postoeconomicus. Der homo oeconomicus, definiert als soziale Symbiose von Arbeits-, Unterhaltungs- und Konsumtier, müßte

diese Trias in sich zerschlagen: auf welchem Opferstein und unter Garantie welcher Zukunft?

(August 2007)

### **(58) Die Vollendung des säkularen Blicks**

Vollendet wäre der säkulare Blick, erführe er alles und jedes unter dem Bann der Kategorie von Aha!, die bestätigt, alles und jedes bereits so oder ähnlich erblickt zu haben. (Gilt vice-versa für die Vollendung des säkularen Hörens von Musik.) Die Fähigkeit nicht-trivialen Betrachtens und Kommentierens hätte kapituliert vor der Allmacht einer Déja-vu-Motorik, deren Leere durch mediale Unterhaltungsprogramme ebenso kompensiert wie bestätigt, ebenso erzeugt wie scheinbar vertrieben würde.

Eine Krankheit, die sich für ihre Heilung hält, verweist auf eine tiefere Erkrankung, die einer tieferen Heilung bedarf. Ohne den Dauerkonsum von TV-Filmen - und Musik von Ipods, Radios und CD-Playern - unerträglich: Bus-, Eisenbahn-, U-Bahnfahrten, Flug- und Schiffsreisen; lediglich noch im Autoverkehr wäre den Lenkern das Filme-Schauen während der Fahrt untersagt, - das Hören von einschlägig einschlagender Musik ist mittlerweile Kult geworden.

Blickt der moderne Erholungstourist über Alanya aus dem Flugzeug, begegnen ihm die Äonengrößen Meer und Land, flüchtig erkannt und mechanisch unter die Aha-Kategorie des wiedererkannten Sammellagers von Hotelketten subsumiert, samt obligatem Sandküstenstreifen davor, auf dessen Altar dem Feriengott säkulare Lebenszeit zu opfern ist. Ein Aha-Spiel, das sich wiederholt an jeder naturgeschichtlichen und kulturhistorischen Augenweide, die dazu dient, die Leerzeiten des jährlichen Badeurlaubs erträglich zu machen.

Die Hinfälligkeit dieser Wiederholung wird geahnt, aber verdrängt: am und im Geschehen von Natur und Geschichte sind die austauschbaren Unterhaltungsevents des massentouristischen Wanderbetriebs kaum mehr als ein belanglos über Küste und Meer hinweghuschender Wolkenschatten. Als hätte die Natur schon vorweggenommen, worauf es mit dem modernen (Unterhaltungs)Geist hinauskommen sollte.

Dies veranlasst die Vermutung, daß unter der Decke säkularer Verblendung die Sehnsucht nach dem unverschleierte Gegenblick wächst. Was sich trivialisierend vor die Welt gelegt, könnte ein kleines

Weltgewitter vertreiben: und niemand wüßte, von wannen es gekommen. Demnach wäre noch in den verunterhaltenen und zugehörnten, in den verhärteten und zerstreuten Säkulargemütern der modernen Welt das unbewusste Wissen unausrottbar, daß nur ein völlig anderes Erleben von Welt und Selbst, von Gegenwart und Leben, das Telos des gegenwärtigen ist, ein Leben, in dem die Endstufe des säkularen auf einen Schlag verschwunden sein wird.

Darauf geht die Sehnsucht des kontemplativen Blicks, der das Nahe fern, das Kleine groß, das Vertraute unvertraut und das Trivialisierete als dessen Gegenteil entlarven möchte. Wie kann das unter dem Schutt der säkularen Ahas verschüttete Wesen künftiger Weltbilder rekonstruiert und in die Gegenwart gerufen werden? Doch vorerst bleibt alles wie gehabt, - die Maschinen der Unterhaltung transportieren ihre Gäste durch alle Tage und Nächte, man brät und siedet auf dem endlosen Altar zwischen Meer und Land, döst unter der heißgeliebten Sonne und empfängt über Gehirnhörer die Botschaft einer Musik, deren Geistlosigkeit die der Hörenden als auswegloses Glück bestätigt.

(April 2008)

### **(59) Vom Geist der Unterhaltung**

Pointiert und übertrieben formuliert: Unterhaltung ist eine Schwester der kontemplativen Muße, aber als Prostituierte. Schon die Muße der neuzeitlichen Poeten, Denker, Künstler und Musikanten mußte sich in einem Gradus ad Parnassum als Säkulargestalt religiöser Versenkung verwirklichen; und die modernen Unterhaltungswelten und -künste, scheinbar ein Abfallprodukt von Aufklärung und Industrialisierung, sind die nochmalige und endgültige Säkularisierung einer schon säkular gewordenen Kultur und Gesellschaft.

Dies erklärt erstens den modernen Widerspruch, daß die säkular gewordene Kultur und Gesellschaft keine eigenständige Muße generieren kann, keine, deren Geist vom Geist der Musen wäre geküßt worden. Sie ist unfähig, einen neuen und modernen Goethe hervorzubringen.

Es erklärt zweitens den Antipoden des Widerspruchs: daß die säkulare Welt eine in aller Vormoderne unmögliche und unbenötigte Vielfalt an Mußen generiert und kein Ende der endlosen Generierung abzusehen ist. Offensichtlich ist eine endgültige Säkularisierung ihr eigenes widersprüchliches Kompensat: ein Ende ohne Ende, ein Ende als reale Endlosigkeit, ein sich endlos reproduzierendes Verenden.

Die scheinbare Antinomie, einerseits keine eigenständige Muße mehr produzieren und andererseits eine nie gesehene Fülle und Pluralität von Mußen in die Welt setzen und in dieser erhalten und weiter generieren zu können - vom Massenmuseum bis zur Disco, vom Kirchenbesuch als Touristenattraktion bis zum Fußballspiel in Großstadien und TV-Kanälen ohne Ende - erklärt auch, weshalb das Wort Muße entweder unverständlich oder zur entleerten Bildungshülse oder so zwei- und vieldeutig wurde, daß eine neue Muße nötig wäre, im verworrenen Dickicht der Bedeutungen die klärende Gasse zu finden.

Um eine eigenständige zu finden, in der das Säkulare und das Sakrale neu verbunden und vermittelt wäre, müsste die moderne Gesellschaft an vergangene Vermittlungsweisen regenerierend anknüpfen. Aber Regenerierungen sind keine Generierungen. Oder sie müsste eine erreichbare totale Leere als neue Muße propagieren. Wer die bewusste Entleerung vollzogen, erreichte das vollkommen entleerte und entspannte Bewußtsein, dessen vegetative Pulsbewegung als Einssein mit dem Seinsgrund zu verstehen wäre. Eine Leere von Sein, die jedoch die sportadelige Muße des Golfspielers schon kennt: kein Loch ist wie das andere.

Goethes Kontemplation stand quer zur Reflexionsepoche der anbrechenden Moderne. Seine denkende Schau, der das Faktische als dessen sich vollziehende Theorie erscheinen konnte, hat keinen Ort in der Monade der modernen Gesellschaft. Diese fordert unerbittlich, daß jede Theorie, jede Komplexion von Forschung und Gedanke, jede Tiefe und Erkenntnis unterhaltsam serviert werde. Nur das Unterhaltsame kann in das Zelt der vergnügungssüchtigen Spaßkultur hereingelassen werden. Alles andere ist Frevel und Sektierertum, hermetischer Dünkel und akademische Marginalität. Und dies ist eine unbemerkte und nicht geahndete Schändung von Geist und Kultur, die ubiquitär vollzogen wird.

Der verlassende Ort kontemplativer Muße wurde von der zerrissenen Moderne und deren massenwirksamen Mächten okkupiert. Das hyperaktiv Reflektierende verwandelt seine Opfer in Plappergeister, das hyperpassiv Sich-Unterhaltende in sprachlose Stumpfgeister. Und die Hyperspezialisierten aller Fachwelten verteilen sich an Orte, die einander fremden Welten angehören. Trennen sich Begriff und Anschauung, wird diese leer und banal; jener eine Anstrengung von und für Experten.

(Oktober 2009)



## **(60) Nochmals Muße**

Wer zwischen Freizeitmuße und schöpferischer Muße unterscheidet, versucht einen Zwiespalt der modernen Kultur zu thematisieren. Diese möchte die alt gewordene Muße als Selbsterbauung des Individuums retten, weiß aber zugleich nicht mit welchen Inhalten, weil unzählige im Angebot harren. Welcher Muße ein Müßiggänger auch frönt, jede ist vom Dilemma belegt, nur eine unter unzähligen Freizeitaktivitäten zu sein. Verschwindet aber der Sinn von Muße in dem von Freizeitaktivität, wird auch der Sinn von Selbsterbauung problematisch, - pluralistisch zerbrochen.

In der Vormoderne wurde die schöpferische Muße seit der Antike als Gegensatz zur Welt der Arbeit begriffen. In dieser wurde gehakelt, in jener wurde gesonnen. Mehr als eine Welt trennte den Sklavenarbeiter vom Studierenden und Schaffenden. Daß aber der Makel der Inhaltsbeliebigkeit schon früh der guten alten Muße anhing, bewies das Christentum, indem es den Müßiggang als aller Laster Anfang diffamierte, die Sünde der Trägheit als Tor zur Hölle der Sündenfahrt an den Pranger stellte.

Also, schloß der frühe Protestantismus kurz, sind Arbeit und Beruf des Menschen höchste Berufung, und alle Freizeit nichts als leere Erholungszeit. Dieser Kurzschuß wurde durch die moderne Gesellschaft mit ihren unübersehbaren Labyrinthen an Freizeitindustrien gerächt. Nun ist Freizeit Kult und Arbeitszeit Nötigung – sei es zum Erfolg, sei es zum Lebensunterhalt, sei es zum Zeitvertreib.

Wer sich durch Freizeitaktivität einen Bonus für seine psychosoziale Gesundheit ergönnt hat, hat die Muße bekommen, die er sich durch Arbeitszeit verdient hat. Früher galt der Spruch: man lebt, um arbeiten zu können; nun gilt der Gegensatz: man arbeitet, um leben zu können; und wer es ohne Arbeit kann, der kann leben um der Wellness willen.

Eine letzte Verfallsstufe von Muße wird im Chillout erreicht, wenn die in den Diskotheken und Techno-Clubs erschöpften Tänzer und Tänzerinnen ihre idiotisierten Geister und erschlafften Sinne und Nerven, Muskel und Knochen durch einschlägige Medizin und chill-out-trance-music zu neuem Vernichtungskonsum regenerieren lassen. Das Tor zur Hölle wurde unbemerkt passiert, mit dem Resultat einer Gesellschaft, die ihre Kindheit und Jugend auf den Muße-Altären der neuen Musen opfert und kein Mittel mehr weiß, wie das unterhaltsame Vergnügen nach seiner Mutation in selbstzerstörerische Vergnügungsarbeit nochmals in den Höllengrund von Kultur abzuschieben wäre.

Dieser Endzustand von Kultur und Muße erinnert an die vormoderne Definitionsgeschichte von Freizeit als Freizeyt. Sie wurde den Marktreisenden und Marktbesuchern im 14. Jahrhundert als Marktfriedenszeit gewährt, um sie gegen Gewalt und Störung jeder Art zu schützen. Am Ende dieser Geschichte steht der moderne Markt, der alle Kultur okkupiert, weshalb seine unübersehbare Phalanx von Submärkten keine Marktfriedenszeit mehr zulassen kann. Der Krieg von Märkten wird nicht mehr nur auf dem Rücken von Marktbesuchern und Marktreisenden ausgetragen, er fordert das Lebensopfer von Konsumierenden.

Die Grenzen zwischen Frieden und Krieg sind in den Räumen und Zwischenräumen der modernen Kulturmärkte unkenntlich gemacht. Nur scheinbar besiegen sie ihre Opfer gemeinsam, in Wahrheit um gegen andere Märkte überleben zu können. Und auf diesen Schlachtfeldern starben die vormodernen Arten der Muße ihren kultürlichen Tod.

Zu diesen Opfern zählt auch der Sinn von Arbeit. Dienten Erholung und Zerstreung einst der Wiederherstellung ermüdeter Arbeitskraft und –konzentration, werden nun Vergnügen, Zerstreung und Unterhaltung selbst zu arbeitsamen Dienern und alimentierbaren Opfern von Märkten, die als kulturindustrielle Produkt- und Konsummärkte für die moderne Gesellschaft unersetzlich wurden.

Jetzt muß die Welt des hyperangestregten Vergnügens ihr eigenes Chillout, ihre eigene Erholungszeit, eine Freizeit von der Freizeit organisieren, um mit hype-energy weiterleben zu können. Und die Soziologie erwägt ein neues Modell von Arbeitsteilung: die moderne Gesellschaft kann unmöglich allen ihren Teilnehmern Arbeit garantieren; aber sie kann ihnen Vergnügen und Unterhaltung garantieren.

Ein Bruchteil wird arbeiten, spricht das Modell, der überwiegende Teil aber wird sich der Arbeit am endlosen Vergnügen in den Märkten und Kanälen der Unterhaltungsindustrie widmen. Wie schon Karl Marx zu wissen glaubte: „Freie Zeit ist von der Arbeit befreite Zeit, in der sich jedes Individuum besonders gut entfalten kann.“

(Oktober 2009)

## **(61) Rennschifahrer**

Jeder Rennschifahrer kämpft unmittelbar gegen die Tücken der Strecke; eine Unmittelbarkeit, die durch den Kampf gegen seine Konkurrenten und durch das Telos ihres Kampfes – Sieg – vermittelt ist. Drei

Unmittelbarkeiten und drei Vermittlungen, die einander in jedem Augenblick des Renngeschehens durchdringen.

Lediglich an den Rändern des Kampfes treten sie auseinander, etwa bei den schwächsten Konkurrenten des hinteren Starterfeldes, die nur um gute Plätze, nicht um Sieg sich quälen, oder bei Trainingsläufen, die ohne Belang für die Startaufstellung durchgeführt werden und lediglich dazu dienen, die Tücken der Strecke, des Materials und die aktuelle Verfassung des Rennfahrers zu prüfen.

Die Unmittelbarkeit der Vermittlungen wäre für kein Publikum erfahrbar, wäre sie nicht durch das Maß der absolvierten Rennzeit meßbar. Diese ist einerseits absolut als jene Zeit, die der Sieger benötigt, um die Strecke zu bewältigen; andererseits relativ durch jene Zeiten, die beweisen, daß die unterlegenen Konkurrenten die Siegerzeit verfehlt haben. Sieg, Sieger und Siegerzeit sind unmittelbar vermittelt durch Niederlage, Besiegte und Verliererzeiten.

Während des Rennens wirken die möglichen und die schon verwirklichten Zeiten der Konkurrenten wie unregierbare Dämonen auf alle Konkurrenten, weil noch keinem Gewißheit gewährt wurde, wem diesmal die kürzeste Zeit zufallen wird. Der Kampf der Zeitdämonen definiert die gemeinsame Konkurrenzzeit, und allein die Siegerzeit ist das Maß aller Maße, dem unüberbietbare Anerkennung zuteil wird. Und moderne Uhren, deren Dämonen noch Hundertstel-Sekunden erkennen, schließen peinlich-unentschiedene Doppelsieger-Siege aus, oder lassen sie als Kuriosität erkennen.

An den Rennsportarten und deren Zeitenkampf haben wir eines der sprechendsten Symbole unserer Gesellschaft als eines Kollektivs von Einzel- und Gruppenkämpfern. Dieser Symbolkraft steht die anderer Sportarten, die das zeitliche Leistungssystem durch räumliche Leistungen, Treffer, Schläge, Sätze, Tore, Punkte und sofort ersetzen, kaum nach.

In der nicht sportlich spielenden Gesellschaft unserer Kultur, der im weitesten Sinne arbeitenden und dienenden, produzierenden und reproduzierenden, tritt an die Stelle der sportlichen Werte und Normen das ganze Arsenal ökonomischer und kultureller Werte und Normen: Geld und Besitz, Reichtum und Ruhm, Anerkennung und Macht. Diese Dämonen meinen es ernst; und selbst die angeblich heiteren der Kunst sind heiter nur mehr auf den Märkten der unterhaltenden, dort allerdings massenwirksam.

Die symbolische Relation von gesellschaftlichen Konkurrenzsystemen und sportlichen ist keineswegs eine weltgeschichtliche Invariante. Dies beweisen der Boxsport und ähnliche „Kampfsportarten“, welche die letzten Reste der mordlüsternen Gladiatorenspiele antiker Sklavengesellschaften bewahren oder reanimieren. Was in den zivilisierten Sportarten nur mehr ideell zugelassen wird, gilt hier noch reell: der Konkurrent soll zu Boden, soll kampfunfähig geschlagen werden.

Ob eine „ewige Moderne“ archaischer Verhaltensweisen vorliegt, um ihre „ewige Wiederkehr“ zu feiern, ist unmöglich zu prognostizieren. Sogar die Sklavengesellschaften der archaischen, antiken und vormodernen Kulturen und Epochen wurden eines späten Tages verabschiedet. Insofern ist die Formel von einem bloßen „Restbestand“ archaischer Brutalkonkurrenz problematisch. Auch ist nicht objektiv festzustellen, inwiefern die gesellschaftliche Empörung über einen Boxer, der an Gehirnschaden laboriert oder durch Verletzungen gezwungen wurde, das Koma aufzusuchen, gespielt oder ernsthaft ist.

Noch ist die moderne Kultur, auch nach zweitausend Jahren Christentum und befreiender Vernunft, gezwungen, den Veitstanz unserer geschichtlichen Herkunft gewähren zu lassen. Kampf und Konkurrenz haben ihr geschichtliches Koma noch nicht erreicht.

(Juli 2009)

## **(62) Geliebter Fernmensch**

Das Faszinosum des Superstars, die Projektionsmechanismen unserer Fähigkeit, Fremd- und Fernmensch zu lieben, grenzenlos zu bündeln und zu steigern, wird seit dem 20. Jahrhundert massenwirksam erprobt und mit höchstem Erfolg vermarktet.

Mögen die Inhalte, die uns Frank Sinatra vermittelt, im Vergleich zu jenen der vormodernen Künste von nulldimensionaler Größe sein, so sind es doch jene und nicht diese, welche die Kulturgeschichte der USA bestimmten und erfüllten.

Säkularen Inhalten Beliebigkeit und Austauschbarkeit vorwerfen, verkennt, daß dieser Vorwurf tautologisch ins Leere schlägt. Es ist ein massentauglicher Inhalt, der als Stoff für massentaugliche Charismatiker taugt. Dieser vermag sein Publikum vorzuführen, indem er jeden säkularen Inhalt als Beglückung unaustauschbarer Lebensaugenblicke vorzuführen weiß.

Ob diese Gottheit scheinender Einzigartigkeit weniger grausam ist als die antike, wäre zu fragen. Deren Heroe wirkte als erfolgreiches Medium erlebbaren Göttereingriffs, der moderne bedarf desselben nicht mehr. Dort war jede Normalität der omnipräsenten Gefahr falscher Sakralität, hier ist jede Normalität omnipotenter Säkularität ausgesetzt, - Leere und Selbstbestrafung umdüstern alles menschliche Tun und Lassen.

Auch der magische Schauspieler des säkularen Zeitalters kommt in seinen Rollen nicht darüber hinaus, dessen Banalitäten und Verbrechen darzustellen. Doch die Art und Weise, in der er die Darstellung vorführt, fingiert im Betrachter eine unerreichbare Tiefe, die zugleich durch den Schauspieler erreicht worden sei. Daher erscheint bereits die Wiedererkennbarkeit des Schauspielers, seines Gesichtes voran, als Angesicht eines Hoffnungsträgers in hoffnungsbedürftiger Existenzlage. Schon von ferne wird jener wiedererkannt, der uns in alle Ferne führen soll.

Man hat Frank Sinatra als den Rolls-Royce der Sänger bezeichnet: Eine gelungene Umschreibung der Mutation Homers im Zeitalter säkularer Moderne. Was dieser erzählt, widerfährt den Menschen im mehr als odysseischen Jahrhundert, und einzig die Form des popular singing kann versprechen, mit jedem säkularen Schicksal versöhnen zu können.

Nur mehr Lieder leiden nun stellvertretend für stellvertretende Fans, und der Sänger als Empfindungsdarsteller aller Empfindungen aller Empfindenden kann keine falsche Form, kein falsches Medium mehr wählen. Er ist der Richtige, weil alles richtig gewählt und richtig ausgedrückt wurde.

Mag der song unwahr sein im Sinne wahrer Kunst, ist er doch für den Fan unvergleichlich gelungen, weil unvergleichlich gesungen. Mit "I'll never smile again" scheinen alle Tränen weggewischt und das Leben auf den Augenblick eines songs pointiert, - nichts als austauschbares Material für unmögliche Göttergeschichten gewesen zu sein.

(Oktober 2009)

## PHILOSOPHIE

### **(63) Ich als absolute Kommunikation**

Die Grundlage des Ichs ist reine Nichtigkeit; sein wahrer Grund deren absolute Positivität, das absolut Andere seines nichtigen Seins: das Ich existiert nur als beider Erscheinung und Synthese.

Für den modernen Menschen gilt jedoch: ein anderes als meines kann nur ein anderes menschliches Ich sein, ein göttliches kommt nur mehr als Marionette von Aberglauben in Frage. Dem folgt die Strafe auf dem Fuß: jedes Ich kann sich nur noch als Erscheinung anderer Iche, der nächsten und der fernsten, deuten und erfahren, ein Anerkennungstausch von Nichtigen, weil jedes Ich so nichtigen Grundes wie jedes andere.

Zwar machte der Ahnenkult dereinst (und in gewissen Kulturen noch heute) glauben, ein anderes Ich könnte Grundlage des meinigen sein, und die Ganzheit der familiären Ich-Kette könnte der absolute Grund und letzte Zweck unseres Iches sein. Jedes Ich nur die Erscheinung anderer, zwar der „eigenen“, aber doch zum Verwechseln verwandter, weil wiedergeborener.

Genau entgegengesetzt und doch insgeheim identisch das Programm des modernen Menschen, dessen Agnosis jedes Ich als Grund und Erscheinung anderer Iche setzt, nun aber nur mehr naturalistisch: als Fortleben der verstorbenen Väter- und Mütter-Iche in den nachlebenden Kinder-Ichen. Die natürliche Familie als letzte Religion in der Epoche säkularer Nichtreligion. Die Gene der Alten in den Genen der Jungen wiedergeboren.

Ist aber unser Ich Erscheinung seines absoluten Grundes und seiner absoluten Nichtigkeit, dann ist jedes von einer absoluten Ichheit durchdrungen und unmittelbar als absolute Kommunikation seiner mit seinem absolut Anderen bestimmt.

Eine Kommunikation, die unausgesprochen den ganzen Tag des modernen Lebens durchzieht; aber sie sollte ihn als fortwährendes zum Grunde Gehen durchziehen. Und es ist ein und derselbe Akt: in seinen Grund zurückgehen und sich als nichtiges Erscheinen des absolut positiven Grundes zu erfassen.

Das Ich als absolute Kommunikation ist die Kommunikation des Absoluten im Ich. Dies war schon in der traditionellen Fassung der Religion,

jedenfalls der monotheistischen und in Vollendung in der christlichen, angelegt und gesetzt. Und dennoch war die Kommunikation keine direkte, keine von Ich zu Ich; dies konnte sie noch nicht sein, weil sich das Ich noch nicht als vollendet Endliches und Einzelnes erfaßt hatte.

Dies aber ist dem modernen Ich mehr als geläufig: als wandelnde Nichtigkeit sich und seinen anderen zu erscheinen, erst in ihm gelangt die Freiheit des Geistes an ihre absolute Grenze: das Ich berührt seinen Tod in Permanenz. Auch deshalb die verzweifelten Versuche der modernen Kultur, den Tod der Individuen an die Peripherie des Lebens zu verdrängen.

Eine totale Kommunikation des Ichs mit seinem absoluten Grund setzt voraus, daß wir in jedem Augenblick nicht bloß vorbereitet sind, unseren Tod als Grenze unserer Endlichkeit zu überschreiten. Damit tritt auch der Glaube in sein wahres, von jedem religiösen Wissenkönnen getrenntes, in sein absolutes Stadium ein.

Selbstverständlich hängt daran eine neue, heute noch unbekannte Sprachfähigkeit des Ichs, die dennoch als unübersetzbare und verborgene heute schon gegründet wird. Auch diese war „früher schon“ vorhanden – aber zumeist nur dekretiert und vorgesagt, rituell vollzogen und nicht das Opfer einer durch und durch ichhaften Freiheit fordernd, denn diese war noch nicht in der Welt.

Erst nach dem Durchschlagen seiner säkularen Schallmauer wird das moderne Ich erwachen und mit neuen Nichtigkeits-Sinnen die neue Nähe des absoluten Grundes erhören und ersprechen.

(Dezember 2005)

## **(64) Wahrnehmung**

Die nur wahrgenommene Welt ist nichts als der Prozeß ihres Wahrgenommenseins, - jedes wahrgenommene Ding existiert als sein Wahrgenommenwerden. Diese Tautologie scheint wenig ersprießlich zu sein.

Welt in der Bewußtseinsform von Wahrnehmung ist korrumpierte Welt, weil Wahrnehmung wähnt, die ganze Wahrheit von Welt sein zu können. Sie wähnt sich als das wahre Subjekt-Objekt, ohne erkennen zu können, daß sie eine Selbstäußerlichkeit von Geist, eine Begrifflosigkeit des Begriffes sein muß.

Wir nehmen wahr: was es auch sei: einen Berg, ein Tier, einen Menschen, eine Maschine, eine Wolke, die Sonne und dieses Meer: es ist nur als Wahrgenommenes ein Wirkliches für uns Wahrnehmende. Ohne Wahrnehmung könnte ein endlicher Geist weder Welt noch sich selbst haben und sein. Was das Wahrgenommene jenseits seines Status sein könnte, kann von der Wahrnehmung nicht einmal als Frage erhoben werden, da es Wahrnehmen, nicht Denken über sich und seine Wahrnehmungen ist.

Ohne Denken wechselwirkt das Wahrnehmen daher immer nur mit der sinnlichen Gewißheit unserer Sinne, - wir nehmen mit allen Sinnen wahr; und diese von der modernen Pädagogik angebetete Instanz wurde unterm antiintelligiblen Affekt der konkretistischen Moderne als Gegeninstanz eines als „verkopft“ verteufelten Denkens inthronisiert. Mimesiert eure Sinne, vergeßt euer Denken, fürchtet nicht Dummheit, sondern Erkenntnis.

Doch gehört zur Peinlichkeit des homo sapiens sapiens, daß sich Gedanken von seiner Wahrnehmung nicht abhalten lassen. Irgendetwas soufflieren sie immer, wenn die Wahrnehmung nur fähig ist, wenigstens kurze Zeitweilen wirklich zu verweilen. Wirklich gedankenlos kann sie in ihrem Element nur werden bei und durch Wahrnehmungen, die einen tollen Wechsel von Welt in jeder Sekunde präsentieren: Film und Zugreise, Musik und mechanisch zu wiederholende Handgriffe in unseren Arbeits- und Nichtarbeitswelten. Das Wahrnehmen im Affekt von überrasch wechselnden Wahrnehmungen verohnmächtigt alle höheren Instanzen von Geist und Welt.

Und dennoch: wie das Auge des Taifuns über alle Peripherien und Turbulenzen lauert der Gedanke im Inneren jeder Wahrnehmung; er will und muß zur Wahrnehmung zurückkehren, um an dieser ein Ende und Wiederanfangen zu gewinnen. Diese Hochzeit soll sein, sie ist eine der höchsten.

(März 2006)

### **(65) Klang und Bild**

Das Wesen von Klang ist nicht weniger fragwürdig als das Wesen von Bild. Anders als jener verfügt jedoch dieses in der modernen Welt noch über gewisse Reste einer numinosen Würde, wie der beliebte Plauderspruch, ein Bild besage mehr als tausend Worte, verkündet.



Zwar unterminiert die Dauer- und Fließpräsenz des Bildes in den Welten von Film, Fernsehen und Werbung den Appellwert der gutgemeinten Bild-Numinosität; und wohl versuchen Musiker und Komponisten an einer ähnlichen Numinosität ihres Sinnenmaterials Klang festzuhalten; dennoch wird Klang vom modernen Bewußtseins weithin nur mehr als mechanisches Epiphänomen physischer und bildhafter Prozesse wahrgenommen.

Auch seine notorische Unsichtbarkeit konnte den Klang vor seiner Banalisierung nicht bewahren. Im Gegenteil: seine flüchtige und wie scheinlose Erscheinung scheint dessen intelligibles Wesen so gelöscht zu haben, wie Musik gewöhnlicherweise die Gedankentätigkeit des modernen Menschen zu löschen pflegt.

Dies hilft erklären, weshalb das epochale Vorurteil, Schall mit Klang gleichzusetzen, ebenso das Hören von Klängen mit mechanischen Reiz-Reaktions-Kausalitäten, geschichtsmächtig werden konnte. Die vollständige Erklärung ist leicht zu ergänzen: neben der maschinellen Erzeugbarkeit von Schall hat ein Pool empirischer Wissenschaften jene Vorurteile nicht nur „bewiesen“, er hat sie überdies in den Rang einer die Dinge des Klanges letztdefinierenden Weltanschauung erhoben.

Ideologie als Absurd der Idee muß in der modernen Welt durch wissenschaftliche Fehleinschätzung von Welt entstehen, - nicht mehr durch Religion und Kunst, und Politik fährt auf dem neuen Schlitten nur ab, sie hat ihn nicht mehr zu erbauen, sie kann an ihn gleichfalls nur mehr „glauben.“

Natürlich lesen und hören wir auch über das Wesen von Bild den üblichen Gedankenstrauß naturwissenschaftlicher Letzterklärungen; das ganze Ensemble vermeintlich erst- und letztkonstituierender Dinge, Kräfte und Akte. Die Theorie- und Experimentalküche der Optik lehrt uns beispielsweise, das wahrgenommene Bild von Welt bereits auf unserer Netzhaut zu erblicken.

Dennoch versteigt sich der Empirismus dieser und verwandter Wissenschaften des Sehens und des Bildes nicht generell dazu, in der sogenannten äußeren Welt eine vollkommen für sich existierende Existenz des Bildes anzuerkennen. Noch die kümmerlichste und absurdeste Werbung kann nur als wenigstens kurzzeitig beaufmerksamte zu Bild geworden, als Bild bei uns und daher bei sich angekommen sein.

Die optischen Wissenschaften unterscheiden genauer zwischen Substrat und Wirklichkeit, zwischen Bedingung und Unbedingtem, zwischen dem,

was für Sehen und Bild *conditio sine qua non* ist, und allem anderen, was durch keine Bedingung von Sehen und Bild erzeugt und gemacht werden kann.

Außer uns mag alles Mögliche wirklich sein und wesen, aber kein Bild als wirkliches Bild. Die verworrene Gleichsetzung der verschiedenen Realitätsebenen von Welt schießt hier nicht so ins Kraut wie etwa in der modernen Akustik und Gehörphysiologie, die freilich mit der modernen Gehirnforschung und deren Vorurteilen kongenial ergänzende Partner bekommen haben.

Dies macht in Summe einen immunisierten Pool von Wissenschaften, deren „Beweise“ mit den Agenden dessen, was man früher „gesunden Hausverstand“ nannte, stets trübere Mischungen eingeht, und diese Mischungen sind im Reich des Klanges und seiner Definitionen wesentlich trüber und verworrener als im Reich des Bildes und seiner Verstehensweisen.

Dies muß noch nicht bedeuten, dass in Zukunft nicht auch das Bildwesen in einer durchgängig medial dominierten Gesellschaft und Kultur auf mechanische Modelle und deren Verstehensweisen absinken und durch wissenschaftlich und alltäglich ritualisierte Diskurse selbstverständlich gemacht werden könnte.

Wie in der Welt des Klanges dessen Verschwinden tendiert, wenn sein Widerpart Stille aus einer technologisch vergeräteten Welt verschwindet, könnte die Allpräsenz flutender Bilder, die einander permanent verschlingen, die Hydra einer Bilderschlange in diese Welt setzen, die schon die Frage nach dem Wesen von Bild als unverständlich gewordene verschlungen hätte.

Doch beweist die Menge von sogar philosophischen Monographien, die sich dem Bildwesen immer noch sachvernünftig widmen, daß diesem Trend noch widerstanden wird; während das Klangwesen kaum etwas Vergleichbares an Menge und Qualität vorweist. Die esoterischen Versuche eines Behrendt sind sachfremd ausgefallen, weil sie in die Falle eines Neopythagoreismus tappten, der seine Prämissen und Denkweisen nicht selbst befragen und läutern kann.

Weil Klang nur als wahrgenommener Schall; weil Farbe nur als wahrgenommenes Licht; weil Bild nur als wahrgenommene Licht-Gestalt möglich und wirklich ist, bleibt der Klang im Reich des Hörens eine ebenso zentrale und ewige Frage wie das Bild im Reich des Sehens.

Weder das Schwingungsspektrum der Schallwelt noch das Wellenspektrum des Lichtes sind mit Klang und Bild identisch. Wer dies behauptet, weiß unmittelbar nur, was er behauptet; nicht, was er erklärt zu haben glaubt. Und dies ist der Fall alles dessen, was uns heute als Gemeinverständnis von Klang begegnet.

Damit ist die Existenzberechtigung des wissenschaftlichen Pools keineswegs bestritten; aber alle psychophysischen Modelle zeugen stets nur unvermittelte Vorstellungen von Vermittlungen dessen, wessen Wesen vermittelt werden sollte: Klang und Hören, Bild und Sehen. Wären diese auf empirische Pfründe zu reduzieren, könnten deren Besitzer sein, was sie vorgeben, geworden zu sein.

Mittlerweile kann – durch Ausdifferenzierung und Überschwappen des Pools – das Psychische und das Physische ein sehr verschiedenes Etwas meinen und bedeuten, sowohl im Reich des Klanges wie in dem des Bildes. Aber alle diese Verschiedenheiten der empirischen Pfründe können weder als Wechselwirkungskreise noch als erste und letzte Ursachen jene Erklärungs- und Begründungsmacht hervorbringen und legitimieren, die nötig wäre, um das Phänomen selbst – als erscheinendes Erscheinen eines übersinnlichen Wesens – begreifen zu können.

(März 2006)

## **(66) Der unmittelbare Schluß**

Im unmittelbaren Schluß setzen wir eine Qualität des Etwas als dessen Art, worin sich wiederum deren Gattung mit dem Individuum Etwas zusammenschließen läßt. Weil jedes Etwas unzählige Qualitäten besitzt, verfügen wir an diesen über ebenso viele unmittelbare Schlüsse und somit über eine Art von Narrenfreiheit, um an jedem Etwas unzählige Gattungen mit deren Arten und der Individualität des Etwas zusammenschließen zu können. – Der absolute Grund aller Arten von Dummheit, Unverstand und Unvernunft.

Dieses Goldstück hier kann auch als Individuum einer Art von gelber Farbe erschlossen werden. Diese weltgeschichtliche Handlung kann als Auswuchs einer bösen Denkungsart erschlossen werden: „Kein Blut für Öl“. – Und noch die äußerlichsten Verwahrungen von Objekten, die bibliothekarischen und dateidigitalisierten, enthalten ein Heer an unmittelbaren Schlüssen, die anstandslos die Zollgrenze aller Selbstverständlichkeitsländer von Unverstand und Unvernunft passieren.

Einer der bekanntesten: Bücher, die nach den Büchern über Physik im Regal zu stehen kamen, sollen Bücher der Gattung und Arten Metaphysik genannt sein. Der Begriff des Etwas (Aristoteles: Metaphysik) setzt sich in diesem Schluß einer aberwitzig zufälligen Äußerlichkeit aus, dem Denken eines empirisch die Welt ordnenden Bewußtseins, dem kein Merkmal dieser Welt zu schlecht ist, um nicht in den klassifizierenden Rang eines empirisch bewiesenen Gründungsmitgliedes von Gattung und Art erhoben zu werden.

Die Basis dieser empirischen Schlüsse ist daher begrifflos und dennoch und zugleich im Medium des Begriffes vollzogen, - gleichsam dessen logische Karikatur. Denn der unmittelbare Schluß verstößt nicht gegen das universale Gesetz des Schlusses, daß in ihm nicht Sätze, sondern Begriffsbestimmungen und deren Urteile, nicht nur zusammenhängen, sondern zusammengeschlossen sein sollen.

Im „Daher“ und „Also“ des unmittelbaren Schlusses erscheinen daher nicht nur sprachlich unterstützende und den empirischen Verstand verzaubernde Selbstbeschwörungsgesten, es erscheint auch an ihnen jener Mittelbegriff, der zwischen den Begriffs-Unterschieden und seinen Urteilen vermittelt, um einen objektiven Schluß in diese Welt zu setzen. Alles was ist, ist ein erschließbarer Schluß; und jedem die Welt, die er sich erschlossen hat.

(März 2006)

### **(67) Inkommensurabel: Materie und Geist**

Weil Materie und Geist inkommensurabel sind, bewegen sich materielle und geistige Akte entweder neben- oder über- oder ineinander; aber welche Metapher eines gegenseitigen Umgreifens wir auch verwenden, das Inkommensurable kann nicht weggeredet werden. Weder ist ein geistiger Akt das Maß für einen natürlichen, noch ein natürlicher für einen geistigen. Wer behauptet, dass Gehirn erkenne etwas, hat daher bereits einen Maß- nicht nur einen Wesensfehler begangen.

Gleichwohl ist endlicher Geist ohne Natur inexistent; beide sind daher ineinander, und ihre Inkommensurabilität ist Ausdruck ihrer absoluten Differenz: Geist ist nicht Natur, Natur ist nicht Geist. Je geistiger die geistigen Akte, umso irrelevanter die natürlichen des menschlichen Organismus; je natürlicher die natürlichen Akte, umso irrelevanter die geistigen des menschlichen Geistes. Wer lange schläft, dessen Gehirn ist

besser ausgeruht, also lässt sich mit ihm besser erkennen; obwohl das Gehirn sowenig denkt wie das Bett, in dem wir schlafen, schläft.

Ein Gebirge ist groß, der es betrachtende Blick im Verhältnis dazu nicht klein, sondern wie nicht vorhanden. Eine Galaxie ist groß, der sie betrachtende Mensch im Verhältnis nicht klein, sondern wie nicht vorhanden. Aber die Umkehrung dieser Sätze hat größere Wahrheit: Ein Gebirge, eine Galaxie auferstehen erst in einem sie erblickenden Blick des Geistes als erscheinendes Gebirge, als erscheinende Galaxie. Sie sollten sein: gewusst und erblickt.

Wir denken zwar, auch unser Blick müsste doch empirisch feststellbar und messbar sein. Aber wer es versucht, ist schon einer Versuchung und deren Übel erlegen. Die Inkorporierung des Blickens in den Organen des Sehens, ist weder mit diesen noch mit dem, was es erblickt, identisch.

Gewiß könnte unser endlicher Geist auf Erden nicht existieren, könnte er nicht mit zwei Beinen auf einem Gebirge namens Erde stehen. Dennoch ist der Geist des Individuums ein unendliches Mehr und Anderes als das All aller natürlichen Welten. Also ist das Individuum größer als das Universum, weil sein Geist über dieses in den absoluten hinausragt. Also ist vorausbedacht, daß endlicher Geist einer endlichen Natur bedarf, einer unendlich verschwenderischen und großen, und sofern der endliche Geist bei seiner Betrachtung der Natur diese ursprüngliche Mittel-Zweck-Relation nicht vergisst, ist seine Bewunderung wahr und gut und schön.

(August 2006)

### **(68) Der Begriff als Entität**

Der Begriff scheint entweder ein Seiendes, eine empirische Vorstellung, aber zugleich nichtempirisch, eine Art Tier ohne Skelett und Fleisch zu sein; oder aber das Gegenteil: eine bloße Fiktion, eine Einbildung von Seiendem, in Wahrheit aber gar keines, eine bloße Maske vorgetäuschter Realität.

Hegels Vorschlag, den Begriff als die eigentliche Realität zu setzen, bedeutet, daß jede empirische Realität, obzwar durch eine andere verursacht und deren Wirkung, darin nur eine relative Verursachung erführe. Der Begriff hingegen und seine absolute Form wäre die absolute Ursache alles empirisch Seienden und zugleich auch dessen absolute Finalursache und Zweckbestimmung. Dies, auf die Geschichte angewandt, würde bedeuten, daß in bestimmten empirischen Wirkungen und

Realitäten der Begriff sich erreichte und danach die Sphäre dieser Realität zum Absterben brächte.

Die Anwendung auf Individuen scheint sympathischer zu sein: jedes Individuum, verursacht durch den ewigen Begriff, hätte die Bestimmung, die freilich im diesseitigen Leben kaum je zu erfüllen wäre, im ewigen Leben des Begriffes zu seiner Formbestimmung zu finden, also zu realisieren, was ihm hier, durch eigene und fremde Schuld bedingt, nicht gelingen kann. Letztere Lösung ist schon deswegen sympathischer, weil darin festgehalten ist, daß das Individuum, und zwar jedes, nicht unter den Tisch der Geschichte fällt, oder wenn auch der Schein davon vorherrscht, daß dieser nicht das letzte Wort über die Prozesse der Geschichte sein kann.

Jede Erscheinung ist übrigens immer und überall die Inkarnation einer ganzen Begriffspyramide. Ein Zug fährt über einen Viadukt, darin ist Industrie, Technik, Eisenbahn, und all dies in bestimmten geschichtlichen, nationalen und speziellen Unterschieden vorhanden. Aber zugleich ist es auch dieses Ereignis und diese Lokomotive, dieser einmalig einzelne Zug, dahinfahrend seines und keines anderen Weges, - die flüchtige Epiphanie eines versuchten Individualbegriffes.

Der Begriff als Inbegriff besagt: jeder Begriff ist Inbegriff, sofern er die Einheit seiner Unterschiede setzt und enthält, also umfaßt. Die Unterschiede sind die Entäußerung seiner Innerlichkeit, aber zugleich ist die Reflexion unseres Denkens auf den Begriff der Versuch, die Unterschiede in ihn hineinzusetzen, er also das synthetische Fundament, der Zusammenfasser der Realität selbst. Der Inbegriff ist also das, was Hegel die Einzelheit als Negation der Negation denkt, das gesetzte Anundfürsichsein des Begriffes.

Und eine der Hauptfragen ist natürlich, ob im Begriff geschichtlicher Substanzen (Kunst, Musik, Religion, auch Philosophie) vor dem Ende der Geschichte deren Inbegriff denkbar ist. Denn gerade wenn die Geschichte die Emanation des Begriffes sein soll, kann dessen Inbegrifflichkeit weder logisch noch empirisch zu Ende sein. Inbegriffe könnte es insofern lediglich von der Natur und deren Momenten geben, und selbst dies wäre angesichts des Evolutionscharakters des Universums fragwürdig geworden.

(November 2006)

## **(69) Begriff der Schwere**

Jeder Körper kann nur als Totalität jenes Außersich-Sein und Sein-für-Anderes artikulieren, das die Schwere zur Grundkategorie der Materie macht. Denn an jedem Körper gravitieren dessen sämtliche Teile zunächst in deren organisierendes Zentrum. Am und für den Organismus gilt dieser Satz zwar nur als Leiche, denn es wäre nichts als ein toter Gedanke, nichts als ein Leichensatz über den Organismus, den lebendigen als ausschließlich mechanisch organisiertes Aggregat zu betrachten.

Die Teile der Erde gravitieren in das Zentrum der Erde, diese gravitiert als ganze zugleich in das Zentrum der Sonne. An dieser Gravitation haben alle Teile Anteil; insofern ist an ihnen eine doppelte Gravitation: jene in den unmittelbaren Selbstgegenstand und diese in den unmittelbar tragenden Zweit- oder Grundgegenstand. Ein Prozeß der im Begriff gleichermaßen für die Sonne wiederum gilt; ungleichermaßen jedoch und daher nichtwiederum in der Realität von Sonne. Ohne den Begriff des sich wiederholenden Gesetzes ist die Sonne nicht möglich, ohne die nichtwiederholende Realität der Sonne ist der Begriff und sein Gesetz nicht wirklich. Und dieser Prozeß einer sich selbst transzendierenden Gravitation scheint ins Unendliche fortsetzbar - nicht zu sein, aber zu denken.

Was aber für die Erde gilt, diese doppelte Gravitation der Teile ins heimatliche Zentrum und des Ganzen in ein anderes Zentrum, gilt für jeden Teil der Erde gleichfalls wiederum. An einem Stein ist die Kohäsion auch als Gravitation zu definieren, siehe Magnetismus und ähnliche Phänomene, etwa die Polarität der Elektrizität. Daher lässt sich mit Fug und Recht behaupten, jeder Berg, jeder Stein, jeder Krümel sei die große ganze Erde, aber als kleine und mitgeteilte.

Einzig das Licht scheint eine Materie zu sein, die sich jeder Schwere enthebt. Sie scheint als ihr Widerspruch und dessen triumphierend leuchtende Aufhebung zu scheinen. Als Materie existiert sie schwer; als Welle unschwer. Und die Frage, welches merkwürdige Zwischenwesen diese Welle sein mag, zwischen den Höhen der Materie und des Geistes, ist erlaubt.

Es scheint nicht nur, es erscheint, dass der manifeste Widerspruch des Lichtes, Materie und Nichtmaterie, Schwere und Nichtschwere zu sein, durch Strahlung ebenso ausgedrückt wie überwunden wird. Jeder Strahlungsakt hat beide Momente, den materiellen wie den nicht-materiellen an sich und in sich; Korpuskel und Welle scheinen nicht nur, sie sind untrennbar. Für sich wäre die Welle nicht an das Atomgewicht der Korpuskel (aller ihre Teile) gebunden; aber das Korpuskel als Korpuskel leuchtet nicht; erst das in die Welle verschwindende Korpuskel erleuchtet

seinen Tod. Ein Verschwinden und Töten, ein Sterben und Auferstehen, dass in jedem Strahlungs Augenblick geschieht, - gleichsam als Strafe und Belohnung dafür, daß sich die Materie unterwindet, dem Schwereverhältnis sich zu entwinden. Materie wünscht sich als Nichtmaterie. Licht ist erste Freiheit im Universum, ohne Licht keines und keine.

(November 2006)

### **(70) Schwere und Zeit**

Jeder ganze Körper hat sich immer schon, sofern er schwer ist, in das Zentrum eines anderen bewegt, er ist fallend. Schwere ist das Prinzip der Bewegung schlechthin. Auch Atome sind daher ganze Körper. Was wir jedoch die ‚freie Bewegung‘ nennen, ist nicht diese ideale reine Fallbewegung, sondern deren Antipode, also sie selbst und ihr Anderes: das materielle Aufhalten der Schwere, das selbstgravitierende Widersprechen jedes ganzen Körpers gegen seinen übermächtigen äußeren Gravitationsregenten. Dieser beweist seine Übermacht, indem er die Gegenmacht des Dagegenstehens und Dagegenbewegens nicht nur zulässt, sondern ermöglicht.

Und an dieser Relation zweier bewegter Körper beginnen wir das Phänomen der Bewegung als Ursprung des Phänomens Zeit zu definieren. Wenn aber gilt, dass in der idealen reinen Fallbewegung das Werden und das Gewordensein aller Körper ein und dasselbe ist, ein ewig seiendes Werden und Gewordensein, dann ist unser Hinzudenken einer „zeitlichen Bewegung“ ein äußerer und äußerlicher Akt, der mit dem Zentrum der Sache nur nichts und Nichtiges zu tun hat. Es geht nicht darum zu behaupten, dass das Universum zeitlos existiere, aber es kann ohne Zeitlosigkeit nicht zeitlich existieren. Das Früher und Später der Zeit tut (nur) nichts zur Sache eines sich gewordenen Werdens hinzu. Muß dann die Bewegung der ideal fallenden Urbewegung nicht bewegungslos gedacht werden? Allerdings. Und wer hält das aus? Erlaubte Frage.

Ist im zentrumlosen Zentrum der reinen idealen Fallbewegung nichts als die Schwerebeziehung des Außersichwerdens als immer schon gewordenes Gewordensein zweier und dank zentrumlosem Zentrum aller Körper, dann enthält die Bewegungsrichtung der Schwere durch den Raum in zeitloser Gestalt die prospektiven Momente der Zeit, die Zeit somit noch als „reinen Raum“, - eine Metapher für das reine und doch bestimmende Sein im Inneren alles Werdens von Welt und Universum. Und nach



unseren Begriffen ist in diesem „reinen Raum“ und dieser „reinen Zeit“ die größte Freiheit mit der größten Unfreiheit identisch.

Denn hier bedarf es keiner freien Bewegung in Raum und Zeit, keiner auf sich bestehenden Materie, keiner für sich gravitierenden, denn das endlose Fallen ist zugleich nur das Erscheinen eines ewigen Sich-Haltens und Bestehens. Man könnte in unseren Begriffen erklären: diese sich entfallende Fallbewegung ist gleichsam schneller als die Zeit, räumlicher als der Raum, denn sie hat sich immer schon vollzogen, ehe noch ein Maß oder Maßzähler die Bühne des Universums betreten konnte. Es ist also diese eine Bewegung und Beziehung, welche die Welt zusammenhält, alle Materien, alle Galaxien und Galaxienverbände, alle Stern- und Planetensysteme. Mehrere Universen sind weder möglich noch wirklich denkbar. Denn außerhalb der absoluten Bewegung absoluter Bewegungslosigkeit kann sich nichts bewegen, weder bewegt, noch unbewegt.

Die Wegstrecke, die jeder gravitierende Körper dieses Universums in den ihn begravitierenden zurücklegt, ist konkret empirisch: sie ist durch die Phasen ihrer zeitlichen und räumlichen Sukzession definiert. Beides ist untrennbar, aber nicht identisch. (Daher auch nicht auseinander ableitbar. Und Zeit und Raum als Epiphänomene von Materie ableiten, ist (ein) nichts als ein Kinderspiel.) In der Realität dieser Welt sind alle Orte aller schweren Körper nur in der Zeit erreichbar. Ein reger Bahnhof ohne Stillstand und Wärter. Oder doch? Angesichts der Anschaulichkeit eines universalen Bahnhofs von Universum vergeht uns - wie natürlich - der Gedanke an Sein und Werden; verständlich: wir haben es eilig, dorthin zu gelangen, wo wir noch nicht gewesen sind. Daher machen uns Bahnhöfe melancholisch - auch weil wir bemerken, an wie vielen Orten zu wie vielen Zeiten wir schon gewesen sind - ohne doch uns selbst als Selbst bewegt zu haben. Noch die biographische Lebensreise setzt ein Selbst voraus, das zugleich außerhalb seines Lebenszuges mitfährt.

In der ersten Materie dieses Universums war, für den ewig nichtigen Moment ihres ersten Erscheinens, Schwere (Materie) als absolute Gegenwart, als weder gewordene noch werdende, weder fallende noch steigende, weder örtlich und zeitlich ruhende, noch örtlich und zeitlich explodierende, anwesend. Aber der Gedanke einer ersten und ‚reinen Materie‘ ist ebenso unerträglich wie alle reinen Gedanken, weil ihnen reine Worte, die wir nicht sprechen können zuinnewohnen. Aber eine Materie, die so schwer ist, dass sie keine schwerere findet, in die sie nach außen gravitieren konnte, war absolut schwer und daher absolut leicht. So leicht wie schwer, so nichtig wie zugleich alles, so in sich wie außer sich, so in

der Welt wie außer der Welt, - und daher befähigt, diesen Widerspruch als Spruch eines Wortes zu vernehmen und auszutragen: als Bewegung von und in Raum und Zeit, denn auch Materie ist zwar von Zeit und Raum untrennbar, nicht jedoch identisch mit diesen.

Es ist der Spruch in diesem Widerspruch, der die erste Materie zur Sprengung zwingt. Es sollte eine gefallene Freiheit in und als ein Universum bewegt werden. Spruch und Widerspruch ist untrennbar, aber nicht identisch. Wer dies behauptet, hat den Akt des Sprechens noch nicht erkannt. Jeder Widerspruch existiert nur als ein gesprochener. Aber welche Sprache absoluter Leichtigkeit hat die Materie absoluter Schwere aus- und ausgesprochen? Ohne Zweifel ein Aus- und Einsprechen, das nie begonnen hat und nie aufhören wird.

(November 2006)

### **(71) Das Ich denke in seiner neuen Welt**

Zu Beginn der Neuzeit erscheint die Konzeption des Bewußtseins als eines denkenden Dinges: Descartes. Am Ende steht dessen Realisat: der Computer. Aber beide sind nur der Schein eines denkenden Dinges und nicht so ernst gemeint wie vielmehr nur gewollt. Zwei verkehrte Weisen, die Identität von Denken und Sein als praktisch erreichbare anzunehmen. Wessen Denken wäre so denkend, daß es das Denken des Denkens nicht nur dächte, sondern auch wäre?

Anfänglich diente die Konzeption des denkenden Dinges dazu, Geist von Körper zu unterscheiden, nun aber, in der technologischen Denkmaschine, scheint dieser Unterschied eingeschmolzen, und die alte Frage nach der Unsterblichkeit der menschlichen Seele völlig obsolet geworden; die Unsterblichkeit des Computers aber ebenso gewiß wie einst im religiösen Zeitalter die des Menschen.

Aus einem denkenden Ding hätten die beiden Grundprinzipien der Neuzeit: Freiheit und Gleichheit, Vernunft und Autonomie niemals generieren können. Daher gilt: weil denkend, ist der Mensch frei; weil frei, ist er denkend, - in allem Handeln, Wollen und Empfinden. Er erblickt unentwegt seine unterschiedene Identität von Denken und Sein als Quelle seiner unaufgebbaren Freiheit.

Praktisch erscheint Denken als das durchdringendste Distanzierungsmittel von der äußeren und inneren Natur; theoretisch als naturlose Freiheit, die in vollkommener Distanz zur Natur nur sich selber lebt. Doch ist innerhalb

des cogito sum die Ermöglichung absoluter Distanz und Beziehung zur Natur nicht cogitierbar. Daher blieb an der These Descartes, das denkende Ding sei vollkommen unterschieden von seinem Körper und dennoch vollkommen geeint mit ihm, der Blick auf ein höheres und tieferes Denken als das des menschlichen Ich denke erhalten; was in dem Ich denke immer schon vorgedacht und geschaffen, blieb im Visier des denkenden Blickes. - Das Ich denke hat weder seine Kategorien noch seine Einheit mit seinem Körper, mit der Natur insgesamt, geschaffen; es setzt die Existenz und Konformität der Kategorien mit den Erscheinungen der Natur und Geschichte voraus. Wir leben schon in ihnen, wenn wir das Leben denken.

Das neuzeitliche Prinzip des Ich denke mußte einen Umsturz in der Gottesdefinition bringen, weil es den Auftrag enthielt, alle anderen Tätigkeiten unseres Geistes und seiner Sinnlichkeit in das Ich denke zu versenken, um sie darin als vernünftig begründbare erscheinen zu lassen. Aber exakt dieser vernünftige Grund des Ich denke enthielt zugleich eine Gravitation auf ein absolutes Denken hin, das als vorgängig-unverfügbarer Grund die Offenbarung eines absoluten Denkens erdenkbar machte.

In dieser weltgeschichtlichen Wende lag der Beginn eines nicht endenden Begreifens sowohl der Natur wie der Geschichte: Naturwissenschaft und Historismus, universale Kosmologie und die ganze Geschichte der Menschheit als gegenwärtiges Museum. Mit der Offenbarung des Denkens als Prinzip von Freiheit und Leben gerieten jedoch die theoretischen Sinne: Sehen und Hören, in eine radikale Ambivalenz: entweder erklärten sie sich bereit, dem Denken zu dienen und darin ihre Vollendung zu finden, wie etwa in der Autonomisierung der Musik zu einer unüberbietbar schönen Klangkunst im 18. und 19. Jahrhundert; oder sie verweigerten sich dem Ich denke und allen seinen Verstandes- und Vernunftkategorien, um eine Art von Sinnlichkeit hervorzubringen, die als bewusste Anti-Vernunft agierte, um „subversive Erlösungen“ in eine Moderne zu streuen, die sich als Opfer einer falschen Vernunft, eines falschen Ich denke, eines falschen und verheerenden Mythos deutete.

Wer uns heute - ein halbes Jahrhundert nach 1945 und ein Vierteljahrhundert nach 1989 - das prinzipielle Scheiternmüssen der Vernunft erklärt, hat mit kühlen Reaktionen zu rechnen; denn wir rechnen ihm vor, daß er die bisherige Anwendung der Vernunft - im Gang von der Neuzeit in die Moderne - als unausweichliche und einzigmögliche Anwendung unterstellt. Als wäre schon aller Tage Abend gewesen, als wären Neuanfänge nicht das geheime Gesetz der Geschichte.

Doch wie auch immer, ob Dienen oder Verweigern: ist das Denken als Wesensbestimmung von Geist und Freiheit einmal in der Welt, muß sich alle Sinnlichkeit - die des Lebens, der Religion und der Künste - danach richten; entweder so oder so. Entweder als vollständig selbstgenerierte und vernunftfreie; oder als vollständig im Dienst an Erkenntnis aufgehende: Computer.

(November 2006)

## **(72) Es denkt und wird frei**

Ist alle Materie realisierter Gedanke, ist eine Galaxie ein denkendes Wesen, aber ohne Bewußtsein von sich als denkendem Wesen. Wie läßt sich ohne Bewußtsein denken?, fragt unser Bewußtsein kühl und kritisch. Keine Frage: die kleinsten und größten Prozesse jeder Galaxie folgen den Gesetzen ihres als Realität erscheinenden Begriffs. Ein Arsenal von Prinzipien macht sich zum Arsenal von Sonnenwelten: All inclusive, Kontingenz und Zufall eingeschlossen.

Offensichtlich ist Gedanke und ‚Gedanke‘, sind Denken und ‚Denken‘ zweierlei, unter zwei differente Kategorien subsumierbar. Verständlich daher die Antwort des denkenden Bewußtseins: Da eine Galaxie ihr Gedanke und dessen prozessuales Erscheinen nur ist, so ist sie dieser Gedanke auch nur, nicht aber denkt sie ihn. Sie ist ihr Denken, das zugleich nicht ihr Denken ist.

Wenn es regnet, pflegen wir nicht zu sagen: Es denkt Regen oder Regen denkt sich als Regen oder das Denken des Regens realisiert sich als wirklicher Regen. Und dennoch denkt unser Denken, wenn es regnet: Es regnet, und ohne Zweifel dem ‚Gedanken‘ von Regnen und Regen gemäß. Kein Unterschied von ‚Gedanke‘ und Realität bei wirklichem Regen, aber ein wirklicher Unterschied zwischen unserem Denken dieses Gedankens und diesem Gedanken selbst. Zwischen unserem bewussten und dem unbewussten Denken der Natur kann ein Zusammenhang nicht ausgeschlossen werden.

Denkt sich der Gedanke der Natur von selbst, weil er kein davon unterschiedenes Selbst besitzt, denkt auch kein Selbst von Natur die Gedanken der Natur. Wir hingegen, Besitzer und Betreiber eines Selbstes, denken diese Gedanken; in unserem Erkennen der Natur wird deren Gedanke offenbar, eine Offenbarung, die nicht zur Natur spricht, weil diese deren Vollzug ist.

In unserem Denken ist somit das Denken der Natur selbstnegationsfähig geworden; es ist ein und dasselbe Denken, aber bereichert um den Unterschied von Bewußt-Sein und Unbewußt-Sein des Denkens. Dieser Unterschied kann daher nicht durch diesen Unterschied in die Welt gekommen sein, sondern wodurch? Ist ein Unterschied am Denken, ist er auch in diesem; ist er aber zugleich nicht durch dieses, scheint Denken nicht das bewegende Prinzip von Vernunft sein zu können.

Wie die Natur ihr Gedanke ist, ist unser Denken eine Natur, die keine mehr ist. Es ist das Materiewesen Mensch, dessen Geist erkennt, daß eine Galaxie realisiertes Denken ist. Bewusstes Denken erkennt unbewusstes Denken: also ist doch jenes der Grund von diesem, also ist die Essenz von Bewußtsein – Geist – der erste und letzte Grund auch jedes Denkens.

Daher konnte und mußte Natur ihr Anderes werden, daher konnte und mußte das Denken der Galaxie wirklich gedacht werden. Da der Gedanke, die Materie sei realisierter Gedanke der Materie, für alle Materie gilt, gilt er auch für deren möglichen Beginn und Anfang als materieller Welt. Der Urknall knallt seinen Gedanken, hört sich zwar naiv an, ist aber zeitgemäß gedacht. Myriaden von Wissenschaftlern erzählen ihren Kindern die materielle Version dieses Gedankens: der Urknall sei der Urvater aller Gedanken.

Oder in anderer, noch beliebterer Version: Wir kommen aus dem Sonnenstaub, die letzte Sonne aus der vorletzten Supernova, alle letzten und somit ersten Supernovae aus dem Urknall und gemäß fulminanter Logik kommen wir daher aus dem Urknall. Ziemlich verspätet zwar, aber das macht nichts, sollte das Universum in seine Anfangs-Singularität wieder kollabieren, kommen wir doch noch rechtzeitig ans Ziel. Aber Vorsicht: Hitze, Dunkelheit, kaum erträgliche Schwere und alleszermalmender Druck.

Der Gedanke, daß die Materie ihr realisierter Gedanke sei, wollte jedoch eigentlich sagen, daß die Form, die an und in einer Materie diese formt, nicht auf eine andere Materie zurückgeführt werden kann, daß somit die Einheit von Materie und Form bereits den Begriff, den Gedanken, den ganzen Gedanken der Materie erfüllt.

Und jeder Übergang eines Materiezustandes in einen anderen setzt diese Voraussetzung schon voraus; jeder Übergang, jede Mutation und Veränderung ist schon im Begriff der bestimmten Materie vorgegeben, und jede bewirkte Mutation vollzieht nur die Möglichkeiten der gesetzmäßigen Veranlagungen bestimmter Materie. Keine Supernova zaubert aus Nichts ihr Gold und Silber, kein Leben und Sterben der Sterne

ist möglich jenseits der Realität ihrer Begriffe, jenseits der Wirklichkeit ihres Denkens.

Durch die Erkenntnis des Universums sind wir dahin gekommen, nach möglichen anderen intelligenten, also selbstdenkenden Wesen im All fragen zu müssen. Diese können so anders sein wie nur möglich, wenn sie im Selbstdenken der Gedanken von Materie und Universum mit uns übereinstimmen, können und müssen wir sie als intelligente Denkwesen anerkennen. Nicht als Materie, nicht als Natur, die sich weder vorstellen, anschauen, empfinden noch denkend erkennen kann, sondern als bisher unbekannte Art des Gattungswesens Mensch wäre Kommunikation mit ihnen möglich.

Warum Geist und Freiheit, erkennender und handelnder Geist andernorts nicht sollte möglich sein, konnte bisher nicht begründet werden, weil kein Gedanke ausschließen kann, daß sein eigener Grund, der ihn erschaffende, nicht auch die Örter und Zeiten seiner Existenz frei bestimmt und wählt.

Daß der Geist und sein Wille nicht multipel sollte existieren können, wo schon in dieser Welt an vereinzelt Singularitäten nur Verrückte und späte Künstler Interesse und Plaisir haben, ist nicht durch Vernunftdenken zu begründen. Ist schon die Materie aller materiellen Welten als realisierter Gedanke eine Realisierung des ursprünglich freien Geistes, umso mehr die zum Selbstdenken mutierte Materie in uns.

Dies ändert kein Jota daran, daß sich endlicher Geist, wo und wann immer in dieser oder anderen Galaxien existierend, nur aus vorhandener Materie, diese sich als Mittel und Bedingung voraussetzend, entwickeln kann. Freiheit ohne Beziehung auf ihr Anderes, auf Natur als Materie, wäre zwar Geist, aber kein denkender von Welt, kein handelnder als Welt.

Da die Reflexivität unseres Denkens, das Bewußtsein seines Bewußtseins, nicht aus dieser Welt kommen kann, nicht aus den Räumen und Zeiten realisierter Materiewelt, kann es nur aus der Welt des freien Geistes kommen, die sich zugleich in dieser materiell erregten soll verwirklichen, wenn es möglich ist, daß sich diese als Mittel und Bedingung für geistige Zwecke und Inhalte konformieren lassen.

Eine Welten-Zusammenstimmung, die einen vororganisierenden Akt einer vorausliegenden universalen Freiheit voraussetzt, um als mögliche Wirklichkeit verwirklicht werden zu können. Nur auserwählte Planeten sind bewohnbare Planeten.

Die beliebte Rede, daß wir ferne Abkömmlinge eines allgegenwärtigen Sonnenstaubs sind, ist so wahr wie falsch. Daß wir als denkende Natur das Evolutionsziel aller galaktischen Evolutionen sind: Wer könnte es leugnen? Aber schon unser Wissen davon und darüber kann kein Produkt und Resultat dieser Evolutionen sein, weil ein bewusstes Wissen über etwas zugleich auch wirklich über dem erkannten Etwas stehen muß.

Nicht das Denken der Materie hat uns ein bewusstes Bewußtsein verschafft, nicht die Natur und deren Evolutionen haben uns als freie Erkenntnis und freies Wollen und Handeln erschaffen – zu unbedankter Überlegenheit über jede Galaxie und dieses Universum hinaus.

(November 2009)

### **(73) Ungezeugt**

Nichtgezeugtsein und Totsein, das Vor und das Nach des menschlichen Lebens scheinen ein identischer Zustand zu sein, - die ontologisch identische Abwesenheit von Leben, ein identisches Nichtsein von Sein. Die Vorlebendigen und die Nachlebendigen scheint kein Iota zu trennen, und nicht nur besser wär's demnach, nicht geboren worden zu sein, sondern vollkommen gleichgültig, ob nicht geboren oder tot.

Dem säkularen Glauben dieser Scheinlogik scheint unsere Eifersucht auf übermenschlich langlebige Naturen wie die der Berge, der Planeten, der Sonnen und Galaxien zu entstammen. Berge und Flüsse, Täler und sogar Gletscher dürfen unverschämt lange unter der Sonne verweilen, eine dreiste Ewigkeit, verglichen mit der kümmerlichen Kürze unserer Lebenszeit.

Aber Gestein und Gebirge, souffliert uns neuzeitliche Vernunft, existieren doch nur als totes Sein und Wesen. Gigantische Leichname unter, um und über uns, reale Inkarnationen des Todes, in kaum zählbaren Arten anorganischer Materie aktiv, kaum übersehbare Anfangs-, Daseins- und Endprozesse erleidend. Wollten wir als Leichname Jahrmillionen unter der Sonne liegen? Als Sonnen Jahrmilliarden in einer Galaxie kreisen?

Ein seiner Vernunft bewusstes Wesen sollte dies nicht erstreben wollen, wollte es seine Vernunft nicht verspotten. Als Leichnam existierte es außerhalb seiner selbst, folglich selbstlos; ebenso außerhalb seiner Vernunft, folglich vernunftlos, folglich nicht. Besitzen wir uns nicht als lebendige Vernunft, scheint uns also der Tod zu besitzen. Doch dieser Satz

scheint nicht recht zu wissen, ob er sich als Antwort oder als Frage verstehen soll.

Als freies Individuum existiert der Mensch in einer organischen Singularität, genannt Körper, durch seine und in seiner Vernunft. Jedem vernunftgemäßen Individuum wird die universale Vernunft individuell übereignet, jedes ist vernunftgeboren, jedes ist also nach dieser Seite tätowiert als Repräsentant seiner Gattung, provisorisch genannt Mensch, als ein mit allen anderen Individuen vergleichbares Exemplum.

Doch nach seiner Rückseite ist jedes Individuum zugleich auch ein totales Nichtexemplum, denn ohne Unvergleichlichkeit wäre es nicht Individuum, und als alle anderen ausschließende Individualität repräsentiert es nichts als sein unvergleichliches Selbst. Und alle Defekt-Individuen - bis hin zu den monströsen Geisteskranken - sind nur als Abweichung von der Norm erkennbar und behandelbar.

Behauptet jemand, - ein Mensch, wer sonst?, die universale Vernunft existiere nur in und durch Individuen, hat sich der Sinn der Ausdrücke "in" und "durch" unversehens verwandelt, - die Quelle des Scheins hat sich trügerisch bewegt. Da nie kein Mensch Vernunft und Leben ersonnen und erschaffen, hat auch keine ihrer Avantgarden von Philosophie und Wissenschaft, geschweige von Kunst, Religion und Zauberei die Wundertat vollbracht, Vernunft und Leben zu erfinden und zu erschaffen.

Sie wurden immer schon vorgefunden und vernommen wurde, was die Vernunft aus ihrem Innersten zu Vernünftigen sprechen wollte und zu gegebener Zeit und Welt sprechen konnte. Und die Vernünftigen wurden vernünftig, nach bestem Wissen und Gewissen, - oder auch nicht. Worein sich aber das Innerste der Vernunft verliert und woraus es sich entbirgt, darüber darf gerätselt werden.

Der revolutionäre Welt- und Gnadenakt, durch den die Vernunft ihre Individuen in eine vorhandene Welt des Todes und des pflanzlichen und tierischen Lebens versetzt, geschieht somit unter der unersetzlichen Mithilfe der leiblichen Natur des menschheitlichen Gattungswesens, immer jedoch zugleich gegen diese Natur, weil der Mensch dazu erkoren und verurteilt ist, anders als ein Skelett und auch anders als ein vegetabilisches und tierisches Leben zu existieren.

Zwar vermag jeder Mensch nur als sein Skelett und seine Pflanze und Tierheit zu überleben, aber keine dieser Instanzen besorgt ihm jene Einheit, die ihn über seine vormenschliche Natur frei erhebt, keine jenen



Dirigenten, der sein heiliges Natur-Trio zu lebensfähigem Zusammenspiel befähigt.

Im Ganzen passieren somit einige merkwürdige Existenzen die Zollstelle unserer beobachtenden Vernunft. Erstens eine vorhandene äußere Welt als Leichnam; zweitens eine gleichfalls vorhandene Welt des vegetabilischen und tierischen Organismus; und drittens die nicht mehr für sich vorhandenen Akte, die unseren Körper zum Leib machen, indem sie ihn vernünftig beseelen, und viertens die nicht mehr äußerlich vorhandene Welt aller Akte unseres Bewußtseins.

Im Rückschlag gegen diesen Prozeß der Verinnerlichung folgt die wieder äußerlich-materiell vorhandene Welt aller kulturellen Artefakte, in denen sich Intelligenz und Wille der Vernunft vergegenständlichen, - Geschichte als sich bewegende Einheit von arbeitender Vernunft und verarbeiteter Natur.

Daß unsere leibliche Natur und deren Evolution im Gang der Menschheitsgeschichte nicht erster und letzter Grund unserer Bewusstseinsakte und ihrer Vergegenständlichungen sein kann, sollte einleuchten. Die Natur des Menschen - sein anorganisch-vegetabilisch-tierisches Wesen - kann auf jeder ihrer Entwicklungsstufen stets nur ein Mittel für die sich in ihrer Geschichte bewußt werdende Vernunft sein.

Umgekehrt sollte ebenso einleuchten, daß jede dieser Entwicklungsstufen nur dies ist, Entwicklung einer immer schon tätig vorhandenen Vernunft zu sein, niemals der erste und letzte Schaffensgrund von Vernunft und Natur.

Ein gentechnisch reproduziertes Baby öffnet nur den Bauplan vernunftnatürlicher Babys nach, ein gentechnisch verändertes verfügt über positive Kriterien für die Grade seiner Veränderung nur aus jenem Bauplan, dessen Norm als Ideal fungieren muß, denn jenseits davon beginnt das Reich der Monster und selbstverschuldeten Missgeburten.

Was daher vor unserer Geburt als individueller Iche immer schon vorhanden ist, ist eine Vernunftwelt von Vernunft und Natur, versenkt in das Reich der anorganisch-vegetabilisch-tierischen Natur. Und das individuelle Leben des Menschen wird nur durch die lebendige Beziehung dieser Reichsteile möglich, letztlich dadurch, daß sich die Vernunftseinheit des Ichs in dessen Leibeinheit durchsetzt. Ohne dieses Durchsetzen kein aufrechter Gang, kein freier Entschluß, keine freie Tat und auch keine Lust an Leben und Kampf.

Dennoch ist uns neuzeitlich keine Vorstellung geläufiger als jene, die uns erklärt, unser individuelles Ich entstehe "natürlich" aus unserer organischen Natur, durch die Evolution der Gattung und durch den einzelnen Zeugungsakt. Doch besagt schon der Name Begattung, daß es stets das ganze Wesen der Gattung Mensch ist, also deren Einheit von Vernunft und Natur, von Ich und Organismus, von Geschichte und Naturgeschichte, aus der ein neues Individuum gezeugt wird. Widrigenfalls wohnte dem Zeugungsakt keine absolute Teleologie inne, und dem je neuen Vernunft-Ich könnte kein Körper zuwachsen.

Wir können daher auch nicht sagen, die neue Individualität, - und jede ist eine absolut neue, eine nie gewesene und niemals sich wiederholende, denn kein Individuum gleicht als Individuum irgend einem anderen -, verdanke sich ausschließlich der Zufälligkeit der Organismen des Elternpaares, sie sei ein Zufallsprodukt der Verbindung zweier beliebig ausgewählter Geschlechtspartner der Gattung.

In diesem angenommenen Fall wäre außer Kraft gesetzt, was unzerstörbar gilt: die immer schon in der Natur des Menschen anwesende Vernunft. Dem widerspricht nicht, daß kranke, unfruchtbare und zu alte Paare unter Umständen lädierte oder keine Kinder zeugen, weil in diesen entweder gar nicht oder doch bedauernswerten Fällen jenes Durchsetzen der Vernunft gegen und in ihrer Natur nicht erfolgreich sein kann.

Weil also ein lebendiges menschliches Individuum in der ganzen Gattung, folglich auch in deren göttlicher Vernunft gewesen ist, wenn es stirbt, die göttliche Vernunft aber jederzeit ein und dieselbe ist, so ist das Vor und Nach des menschlichen Lebens keineswegs dasselbe. Vor seiner Geburt ruht das Individuum präformiert im Schoß der Gattung. Nach seinem Tod ruht es wieder, aber endformiert im Reich der göttlichen Vernunft.

Daß dieses Reich nicht von dieser Welt sein kann, versteht sich, denn in diesem Fall wäre es in die anorganische und organische Natur so versenkt, wie es bei uns lebendigen Menschen zeitlebens der Fall ist. Es wäre nicht die Freiheit, die es ist, und deren absolutem Sein sich jedes relative Werden endlicher Freiheit in Individuen und in der Geschichte der Menschheit zuletzt und zuerst verdankt.

Der archaische Mensch – noch heute restbeständig existierend – spricht daher mit seinen Toten wie mit seinen Lebendigen, mit seinen Ahnen wie mit seinen Mitmenschen. Er weiß um die Identität der individuellen Iche in der Vernunftgattung tiefer Bescheid als der wissenschaftsabergläubische Mensch der modernen Welt, der sich daher auch gern als toten Stein und ewig lebendiges Gebirge imaginiert.

Umgekehrt besitzt der archaische Mensch keinen universalen Begriff von Individualität als unvergleichlicher Ineffabilität; Individuum und Individuelles ist ihm verdächtig, sei es als Zufälliges, sei es als Gefährliches. Von diesem Nichtwissen ist jene modern geläufige Vorstellung und Erklärung der Genesis des Menschen, die ein natürlich-zufälliges Entstehen des Ichs aus seiner organischen Natur behauptet, lediglich eine säkularisierte Abform. Eine Abform und Behauptung, die allergisch auf ein die Moderne umstellendes Tabu reagiert: das wirkliche Individuum ist schon in diesem Leben nicht als Individuum kommunizierbar.

Gegen die Prozesse der Freiheit - stets Prozesse der Befreiung des Geistes in der Natur gegen die Natur - sind die Kreisläufe der anorganischen Natur stets nur Fremdbestimmungen eines Leichnams, worin jedes Ende einer Prozeßgestalt zum Beginn einer neuen wird.

In der anorganischen Natur sind daher Präformiertheit und Endformiertheit der Gebilde identisch, ihre universale Materie ist nur die äußere Grundlage für eine Welt, in der Freiheit sollte möglich werden. Die anorganische Natur ist nicht schaffender Grund des Lebens noch gar Endzweck von Leben und Vernunft, und sie sollte daher nicht unseren Neid auf sich ziehen, weder durch die Länge ihrer Dauer noch durch die unendlichen Weiten ihrer Räume noch durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Massen und Größen.

Mag auch dieses Stück Erde, auf dem wir noch leben, dereinst in die Sonne, und die Sonne in das Schwarze Loch unserer Galaxie verschwinden, so wird doch schon im Zerfall einer Galaxie das Material für eine neue und deren Sonnen und Planeten freigesetzt. Und ein anderes Universum, das unter demselben Begriff anorganischer Materie existierte, den wir als den universalen unseres Universums kennen, wäre wieder nur ein anderes materiales Universum, in dem die Notwendigkeit ihrer Gesetze und die Zufälligkeiten ihrer Einzelereignisse absolut konvergierten, ohne jemals Leben und Freiheit begründen und durchsetzen zu können.

Weder aus den Gesetzen noch aus den Zufälligkeiten der anorganischen Materie kann Leben und Freiheit entstehen. Im Reich der Vernunft aber und in ihrem Widerschein in dieser Welt ist deren Individualität nicht Mittel für andere, des Menschen höchster Zweck daher nicht, andere Menschen zu zeugen. Jedes Ich ist relativer Endzweck des Universums schon in diesem Leben. Folglich konvergiert jedes Ich mit Gott als dem absoluten Endzweck, und jede endliche Vernunft adoriere die unendliche.

Bei unserem Neid auf Berge und deren Verwandte tritt eine zentrale Versessenheit unseres Wünschens zutage: daß wir nämlich in der Einheit mit unserem Leib oder auch in der Einheit mit unserem Werk, das unseren Tod überlebe, eine universal verleiblichte Existenz, die andere tragen und führen könne, im Gedächtnis der Verstorbenen einnehmen möchten.

Beide Vorstellungen verfehlen das Wesen der unendlichen Vernunft. Da das Ich - als Ich - schon in der Verschränkung mit der leiblichen Natur unendliche Selbstbeziehung ist, hat es darin Teil an der unendlichen Selbstbeziehung der Vernunft. Dies nannte man früher die Ebenbildlichkeit des Menschen an Gott.

Weil das leibliche Hineinscheinen der Natur zu Lebzeiten nicht aufhören kann, wir wären sonst unverschränkter Geist, bleibt unsere Selbstbeziehung zugleich eine endliche, unsere Freiheit ist als Freiheit zugleich bestimmt durch unsere individuelle Natur und die der Gattungsgeschichte.

Es ist daher unmöglich, daß der Mensch in diesem Leben seine absolute Identität mit göttlicher Vernunft erreicht. Diese ist aber zugleich das Telos und der Sinn seines ganzen Daseins. Schließlich wird das Individuum aus einer schuldlosen Identität seiner Vernunft mit seiner Natur in diese Welt gekommen sein.

Da er die letzte Identität weder durch Angleichung an die Natur noch durch deren Negation, weder durch Mimesis noch durch Abstraktion, weder durch rituelle Beschwörung noch durch reines Denken erreichen kann, bleibt nur die Erhebung durch das, was man den Tod zu nennen pflegt, eine Erhebung, die wir nicht kennen können, weil wir vor unserem Tod nicht hinter dessen Grenze zu gehen vermögen. Der Tod aber verwandelt alles Denken in Glauben.

Die Differenz des Geistes zur Natur ist in uns und daher in dieser Welt; da wir uns aber den Geist absolut differenzlos nicht vorstellen können, - allein im Denken denken wir sie, ohne sie zu erkennen - können wir uns den absolut differenzlosen Geist der Vernunft "natürlich" nicht vorstellen, wie könnten wir dies auch als natürlich Vorstellende?

Man könnte fragen: wann hat die göttliche Vernunft ihr Genug daran, sich unzählige endliche Individuen einzuverleiben? Als ob eine unendliche Vernunft durch Zugabe von endlichen Vernünftigen größer oder kleiner, erfüllter oder lädierter werden könnte, - man denke an Auch-Individuen wie Hitler, Stalin und deren Helfer und Nachfolger.

Unser angemessenes Verhältnis zu dieser Grenze unseres vorstellenden und denkenden Bewußtseins über unsere Endformiertheit ist daher Glaube, ein nichtwissendes Wissen, das genügen soll und genügen muß.

Wäre diese Grenze unseres Selbstverhältnisses und unseres Wissens überspringbar, wären wir immer schon reine Vernunft gewesen. Der Glaube (jeder Religion an ihren Gott) ist ein aktives Verhältnis zu dieser Grenze und ein notwendiges, das nur unter Strafe des Selbstbetrugs vergleichgültigt werden kann.

Eine Vergleichgültigung, die einem zweiten Tod gleichkommt, einer Ermordung der unendlichen Vernunft in uns, von dieser ewig überlebbar. Jede Religion muß reale Glaubensreligion werden und ihre Dogmen von wißbaren Auferstehungsleibern, wißbaren Wiedergeburten und wißbaren Endgerichten verabschieden.

(November 2009)

#### **(74) Ich und Sein, Blick und Welt**

Denken wir das Ich als geistigen Punkt, der in sich pulsiert, denken wir ein inhaltsloses Sich-Erhalten, ein inhaltsloses Sich-auf-Sich-Beziehen, ein Inneres ohne Äußeres, eine Innerlichkeit, die nur sich, daher nicht sich zu äußern vermag.

Definieren wir diesen Innenvorgang der Ich-Monade als eine Bewegung von Nichts zu Nichts, verlieren wir, was wir durch diese Definition vielleicht gewinnen wollten: eine Abgrenzung des Ichs gegen andere Iche, einen Unterscheidungspunkt in einem allgemeinen Ich, aus dem viele, sehr viele, alle Iche hervorgehend hervorgedacht werden könnten.

Jedes Ich ist nichts als die ausschließende Setzung des Eins, jedes der Vielen ist immer nur dasselbe Eins, und woher und wozu und warum unser liebes Ich kommen mag, das uns sosehr am Herzen liegt, daß wir uns von seiner Eigen- und Einzigkeitsart, die uns von allen anderen Ichen unterscheidet, nicht trennen können, bleibt undenkbar.

Wir zögern anzuerkennen, daß die endlose Vielheit von Ich(en) ein leerer, ein täuschender Schein sein könnte. Aber ist dieses Ich jenes Ich, ist jedes Ich alle Ich. Keines ist mehr oder weniger Ich als alle anderen. Dieser Punkt ist einer, und mag er als viele existieren, keiner ist anders als die anderen.

Also gäbe es in dieser Welt sehr wohl nicht nur zwei gleiche, sondern sogar zwei identische Dinge, (wenn auch nur in einer unsichtbaren, nur dem Denken zugänglichen Innenwelt dieser Welt) und nicht nur zwei, sondern Milliarden und Abermilliarden, denken wir alle verstorbenen und künftig lebendigen Iche hinzu.

Vom sich auf sich beziehenden, in sich pulsierenden Ich kann nicht behauptet werden, daß es nicht existiert. Kein Gedanke, kein Wort, kein Satz, der das Stigma des Ich denke, Ich sage, Ich setze nicht an seiner Stirn trüge, der es nicht jeder seiner Äußerungen und Inhaltssetzungen voran- und voraussetzen muß.

Ein Wir, das als Wir spräche und dächte, muß als Chor inszeniert werden, unter freiwilliger oder unfreiwilliger Knechtung von Ichen, die sich in Stadien oder auf Bühnen und vor Altären einfinden, um auf Befehl oder durch Nachahmung dasselbe zu denken, dasselbe zu sagen, dasselbe zu äußern, in diesem Hier und Jetzt.

Weil das Ich nicht als Nichtsein gedacht werden kann, muß es in einem umgreifenden und ichsetzenden Sein pulsierend gedacht werden. Dieses Sein kann nicht durch das Sein des Ichs gesetzt sein, weil das Ich in seiner pulsierenden Reflexion, die aus nichts besteht, nur sich und nichts anderes setzt. Das Sein bedarf auch keiner Pulsation, keiner ausschließenden Negation und Reflexion, sein Umgreifen wäre unmöglich, wäre es nicht umgreifend und jeder Pulsation vorausgesetzt.

Ist aber das nichtige Selbstsetzen des Ichs schon ein Gesetztes, ein Teil von Sein, ein Mitgeteiltes des sich mitteilenden Seins, muß darin auch die Möglichkeit und Notwendigkeit enthalten sein, in unendlicher Differenz zu allen Ichen Inhalte und Äußerungen setzen zu können. Eine Freiheit, die sich äußert, weil sie von ewiger Freiheit dazu bestimmt und entäußert wurde. Umgreifen und Entäußern müssen im Sein ein Akt sein, ein tieferes Pulsieren, das nicht mehr als reflektiertes existiert, weil es keiner ausschließenden Reflexion bedarf.

Die Differenz der gesetzten Iche mag so unwesentlich wie nur möglich sein, aber ohne diese ist keine Wiedererkennbarkeit von Ichen möglich. Dieser Neandertaler dort in seinem verschwundenen Grab, aus dem auch die letzten Reste seines irdischen Gewandes verschwunden sind, wäre derselbe wie jener Mensch der Zukunft dort, der vielleicht schon bald auf dem Mond oder anderen Planeten und deren Monden wird begraben oder verbrannt oder in Raumschiffen anderen Zuständen von unlästiger Materie wird zugeführt werden.

Die Freiheit des Ichs pulsiert als einfache Bewegung der Selbstbestimmung; nur indem es sich aktuiert, sich als Ich aktuiert, existiert ein freies Ich. Eine für unser empirisches Ich obskure Behauptung, weil doch evident sei, daß Ich immer schon Ich bin, womit es bestätigt, was es nicht bemerkend bestreitet.

Während die Pulsation und Selbstsetzung des Ichs in der Zeit erfolgt, kann der actus purus des umgreifenden Seins, da zeitlos und raumlos - ein Akt des absoluten Geistes und seines Seins - nicht in der Zeit erfolgen. Daher bleibt die Differenz von absolutem und endlichem Geist uneinholbar, zwischen jenem und diesem actus vermittelt kein Zwischenakt und doch ist die Vermittlung immer schon geleistet. Das umgreifende Sein kann nicht als bestimmter Begriff erkannt werden und muß doch als denknotwendige Voraussetzung und Vermittlung gedacht werden.

Daß ich „immer“ schon Ich bin, soll vermutlich nicht besagen, daß ich immer schon Ich gewesen bin. Das „immer“ gilt nur für meine Lebenszeit, für die Zeit jedes Ichs, woraus folgt, daß ich aus der punktuellen Pulsation meines Ichs die Linie meiner Zeitpunkte heraussetze, innerhalb welcher ich mich als Ich behaupte und in meiner Zeit erfahre. Und ebenso und doch qualitativ different in meinem Raum, in meinem Körper, in meiner Welt.

Mein Ich hat jedoch weder meinen Körper, noch meine Welt, noch die Zeit und den Raum hervorgebracht; für diese Entitäten gilt somit ein anderes „Immer schon“, obwohl das Ich als Einheits- und Vereinigungspunkt auch meines körperlichen und sonstigen Lebens behauptet werden muß. Widrigenfalls könnte ich die Kausalitäten dieser Welt nicht in mir als meine Selbstempfindungen erfahren. Doch ist die Möglichkeit dazu, obwohl von meinem Ich verwirklicht, nicht durch mein Ich ermöglicht, kein endliches Ich ist die absolute Ermöglichung der Möglichkeit dieser und seiner Welt.

Der moderne Mensch, geborener Atheist, glaubt an die entgrenzte Setzungskraft seines Ichs, doch zugleich daran, daß die ihn umgebende Welt gänzlich unabhängig von seinem Ich da sei. Obwohl zugleich gelten soll, daß sein Dasein und Ich zuletzt und zuerst eine Setzung äußerer Welt, ein Produkt natürlicher Evolution natürlicher Natur sei. Ein Gegebenwordensein durch säkulare Natur, deren Kontingenz nach Belieben als allmächtig, als omnipotente Zufallsnotwendigkeit gedacht wird.

Evident, daß Tahiti, das wir unter uns aus dem Flugzeug erblicken, bereits existiert, bevor unser Blick seine Erscheinung umfängt. Der Unterschied

zwischen physisch gegebener und in einem Ich als Bild erblickter Welt kann nicht aus dieser Welt hinweggedacht werden.

Um eine Welt zu erblicken, um eine Erscheinung in mir erscheinen zu lassen, muß sich der pulsierende Punkt meines Ichs an den augensinnlichen Akten meines Blickes bewegen, er muß und kann die Erscheinung zu einer Bildeinheit zusammenziehen. Er unterscheidet und verbindet, unbewusst oder auch bewußt, gliedert und vereint, akzentuiert und goutiert Unterschiede, versucht Einzigartiges von Artigem zu unterscheiden, um ein Erlebnis als Icherlebnis, das eines sondergleichen sein möchte, in das Buch seines Lebens einzutragen.

Im Inbegriff des Erscheinens einer nur in Ichen erscheinenden Welt ist eine unendliche Mannigfaltigkeit des Sehens nicht nur angelegt, obwohl deren Intensität und Modalität nicht allein durch die gegebene Welt bestimmt wird. Zwar wird aus Tahiti niemals Sizilien, aus Sizilien niemals Tahiti, aber in welcher Weise die genannten Weltobjekte in uns erscheinen können und sollen, ist durch diese vorgegebene Umgrenztheit nicht einmal gefragt worden.

Selbstverständlich läßt sich der säkulare Blick seine Freiheit nicht nehmen, in beliebiger Weise das Erscheinen der Erscheinungen dieser Welt zu erblicken, eine Welt, die er kennt und fast nur noch wiedererblickt. Eine Insel ist eine Insel, und diese hier sieht zufällig so aus, wie sie aussieht. Und ein Blick ist ein Blick, wozu über dessen Vollzug reflektieren?

Was „immer schon geschieht“, erregt kein säkulares Interesse, es macht kein säkulares Ich betroffen. Wie es geschieht, daß aus einer Erscheinung ein Bild, aus einer viele entspringen; aus einer physischen Welt deren Erscheinen in allen Ichen dieser und nicht dieser (physischen) Welt, - das sind sekundär gewordene Fragen angesichts der primär gewordenen, die von jeder Insel deren vulkanische Genealogie erzählen möchten.

Und ebenso selbstverständlich fällt es ihm nicht ein, sich beim Anblick von Erde und Wolken, Inseln und Meeren für deren Existenz zu bedanken, obwohl es ohne deren Dasein und Gleichgewicht nicht existieren könnte. In den Abgründen seines säkularen Ichgrundes glaubt es an einen nur dinglichen Zusammenschluß seiner selbst und der Dinge dieser Welt.

Es glaubt sich selber als Insel, Vulkan und Wolke, als Auswurf natürlicher Evolutionen, und davon sei die des Erscheinens und Ichseins nur eine unter vielen. Ein zusätzlicher Mechanismus, aber auch nur einer von natürlicher Kausalität.



Diesem Determinismusglauben widerspricht auffällig des säkularen Blickes Lizenz zur Beliebigkeit und inflationärem Bildgebrauch durch Kamera und Film. Daß es einen Logos-Blick auf diese Welt geben könnte, kommt ihm nicht mehr in den Sinn.

(November 2009)

### **(75) Sprache und Sprechakt**

Ist Sprache wirklich nur als Sprechakt, wie die einschlägigen Vertreter dieser These in einem permanenten Anfall unbelehrbaren Sprachnominalismus' behaupten, ist Sprache nur als individuelles Sprechen wirklich, - denn nur in Ausnahmefällen kommt ein simultanes Sprechen eines Wir, etwa im Chor, in der Kirche, im Stadion undsofort zustande?

Doch ist jeder individuelle Sprechakt zugleich nach der Art seiner Sprache, also nach wenigstens sechstausend Sprachen geartet, er ist eine Individualisierung jeweils spezieller Sprache und deren allgemeiner Individualität.

Außerdem ist der individuelle Sprechakt geartet nach dem Formenarsenal jeder Sprache, nach den gebräuchlichen Formarten jeder Grammatik. Sprechakte erscheinen und werden betätigt als Ausrufe, Schreie, Einzelworte, Sätze, Reden, Dialoge, Frage und Antwort und anderes mehr.

Was zum unbelehrbaren Sprachnominalismus der Sprechakttheoretiker beitragen mag, zu deren Immunisierung gegen Theorien, die versuchen, die ganze Wirklichkeit von Sprache ins Visier zu nehmen, mag der Mechanismus unseres Sprachverhaltens sein.

Sprechen erscheint uns als Mechanikum, als Produkt einer Selbstverständlichkeitsmaschine, die wir als selbstverständlichen Besitz mit uns führen und als selbstverständliche Technik jederzeit üben und ausüben, gebrauchen und anwenden.

Das richtige Vorurteil, Sprechen könne und müsse auch mechanisch erfolgen, kann zum falschen Vorurteil mutieren, wenn durch naturwissenschaftliche Reduktionserklärungen das Modell eines Reiz-Reaktionsvollzuges jedem Sprechakt unterschoben wird.

Neuronale Netze, Nervennetze, Genomnetze und andere stehen zur Verfügung, um als Verursacher, Träger und Regisseure aller Sprechakte Stellung zu beziehen. Eine kabarettreife Selbstaufhebung des mentalen

Nominalismus, der sich plötzlich bereit findet, natürlichen Kausalitäten als universalen Gesetzen und Prinzipien seiner Sprachhandlungen zu folgen.

Sprechakte sind Sprachhandlungen, die sprechende Iche wirfäbig erhalten, nicht weil die Sprache für sie spricht, sondern weil die Sprache durch sie und in ihnen spricht. Ohne diesen gründenden Rückbezug auf Sprache als objektivierter Freiheit, als objektiv wirkendem Geist, ist kein individueller Sprechakt sinnvoll möglich. Noch das nur zu sich sprechende Ich spricht als sprechende Sprache seiner Sprachgemeinschaft.

Jeder Begriff von Sprache, der ihr Sprechenkönnen aus Freiheit negiert, ist ein sinnschwacher Begriff von Sprache, einer von toter Sprache. Der wirklich wirkende Begriff von Sprache setzt seine energetische Verwirklichung in und durch Individuen voraus, weil menschliche Iche ohne Sprache nicht existenzmöglich sind.

Im Sprechakt geschieht somit eine Vereinigung von aktiver und passiver Sprache. Der die Sprache individuell aktivierende subjektive Geist ruft aus dem Arsenal seines Sprachreservoirs ab, was ihm beliebt und nötig erscheint, abgerufen zu werden.

Dieses Abrufen ist offensichtlich nicht ein simples „Erinnern“, weil gewisse Teile und Funktionen des Arsenal nur abgerufen und „erinnert“ werden, um für aktuelle Zwecke und Inhalte als nützliche Sprechakte verwendet zu werden.

Aufgerufen sprachzuhandeln, bequemt sich der individuelle Geist dazu, die Schätze seines Sprach(en)reservoirs anzuzapfen und sich einen Schluck zu genehmigen. Und jeder trinkt die Weise seiner Sprache auf seine Weise.

Die zweckgerichtete, auf jeweils neue Inhalte zielende Abrufung der Passiva, scheint diese nur als Passiva zu achten und zu aktuieren. Doch gilt auch die gegengerichtete Kausalität: der individuelle Geist kann nur aktivieren, was im objektiven Geist seiner Sprache an Sprachmöglichkeit angelegt wurde. Die Passiva seines Sprachkontos werden durch seine Sprechakte aktiv, verzinst, lebendig, auf neuesten Stand gebracht.

Die Konten aller Sprachbürger sind von endlicher Höhe, die der meisten von endlicher Gebrauchshöhe, obwohl innerhalb eines statistisch erhebaren Quantitätsrahmens eine stete Neukombinierung und sogar „Erfrischung“ des gewöhnlich gebrauchten Altbestandes erfolgt oder erfolgen soll.

Von den rustikalen Beschränkungen in den engen Tunnels der Dialektsprecher bis zum druckreifen Sprechen der Hochsprachensprecher erstreckt sich das unübersehbare Panorama der Sprachmitläufer. An dessen Rändern mögen auch noch die Erfinder und Praktikanten von Privatsprachen existenzmöglich sein, etwa als Künstler im innovativen Sprachatelier und dessen Avantgardemärkten.

Im Idealfall wirkt das sprechaktliche Aktuieren verändernd auf den passiven Vorrat ein; und dieser veränderte somit verändernd auf das aktuelle Aktuieren. Mit dem Formniveau steigt das Inhaltsniveau, - kein freier Geist, der seine Welt nicht sprachindividuell durchpflügt.

Dennoch kein Sprechender gezwungen, den Dummheitsvertrag des Sprachpositivismus, wonach die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt sein oder werden sollen, zu unterschreiben. Umfasste die Welt nicht auch Vorsprachliches, lohnte sich keine Erweiterung von Sprache und Sprechen.

Der Schein, daß unser Sprachschatz ein passives Reservoir sei, ist ein realer Schein. Das Reservoir scheint statisch in sich zu ruhen, und dies „tut“ es auch, wenn es nicht aktiviert wird.

Der Sprechakt als Aktiveur der Sprache ist transitorisch, ein vergängliches Element, ein vergängliches Medium. Mit üblichem Sprachausdruck formuliert: er ist das „Verzeitlichen“ von Sprache, als ob die verzeitlichte Sprache jenseits ihrer Verzeitlichung im Ewigkeitsstatus einer unsterblichen Sprache lebte und zugänglich wäre.

Auf einer tieferen Ebene verwirklicht sich die Relation von aktiver und passiver Sprache, wenn wir die Relation jeder Sprache, jeder National- oder Stammessprache, zu den Akten der universalen Vernunft erwägen.

Schon die einfachen Ausdrücke für Sein, Wesen, Begriff undsofort, für Unten und Oben, für Eins und Zwei, für gerecht und ungerecht, für wahr und unwahr undsofort werden fortwährend in andere Sprachen über- und versetzt. Schon daher ist vorerst keine Sprache möglich, die das von jeder Sprache unabhängige, weil freie Wesen universaler Vernunft, in endgültiger Sprache aussprechen könnte.

Die Vernunft scheint insofern das Passivste, das Verborgenste, das Ignorabelste, das Hinfälligste und Verzichtbarste zu sein für jeden, der den Sprechakten seiner Sprache frönt. Nicht anders nimmt die Vernunft ihre Obliganten, jeden Sprecher jeder Sprache, auf ihre metasprachliche und unsterbliche Schaufel.

(November 2009)

## **(76) Sprache und Bedeutung**

Unmöglich, Kriterien aufzustellen, welche die letzte Sprache der Menschheit, in deren Globalität alle nationalen und stammesgeschichtlichen verschwunden wären, zu erfüllen hätte. In ihr hätten sich alle Differenzen zwischen Arten und Gattung von Sprache geschlossen, die Endsprache wäre die vollendete, keiner weiteren Entwicklung mehr bedürftige, - eine artlose Gattungssprache der auch politisch und historisch eins gewordenen Menschheit.

Diese wäre mit ihrer Sprache eins; eine Menschheit, eine Sprache, weil nicht nur durchdringend technologisch-medial vernetzt, sondern in Denken, Glauben, Wissen und Kommunizieren, Deuten und Bedeuten eins geworden. Eine Einheit, die zwar Vielheit nicht ausschlosse, doch zu deren Entfaltung und Vermittlung nicht mehr des Rückgriffes auf das Erbe divergenter Volks- und Weltsprachen bedürfte. Vielleicht noch in Museen und ähnlichen Enklaven würden die Erinnerungsstücke an das tote Erbe, an das Panoptikum abgelebter Sprachen, - der verstorbenen Welt- und Regionalsprachen und ihrer Dialekte aufbewahrt.

Auch wäre die letzte Sprache durch sich verständlich und begründet, sie bedürfte zu ihrer Kommunikation keiner Erinnerung an und Herleitung aus den vollständig abgestorbenen Sprachen. Sie wäre semantisch und grammatikalisch autark und autonom, das letzte Okular letzter Worte auf ihre Welt, die sich nur mehr in dieser letzten Sprache entwickelte und darstellte.

Die These oder Imagination einer durch sich verständlichen Globalsprache wirft die Frage nach der Verständlichkeit und Selbstverständlichkeit von Sprache überhaupt auf. Denn an diesem Begriff und Wesen müsste auch die letzte Sprache Anteil haben, sofern nicht eine uns völlig unbekanntes Neugattung von Neusprache unter ihrem Neunamen das Licht der letzten Welt erblickte.

Für das empirische Verständnis von Sprache und Sprachvermittlung ist bereits die Annahme einer Gattung von Sprache problematisch, eine „metaphysische“ Annahme, die keiner wissenschaftlichen Überprüfung standhalte. Da wirklich existent immer nur Einzelsprachen sind - für die radikalen Vertreter der Sprechakttheorie sogar immer nur einzelne Sprechakte -, muß die Präexistenz von Sprache und Sprachverstehen überhaupt zurückgewiesen werden.

Eine aporetische Zurückweisung, wie sich selbstverständlich versteht, weil der Name Sprache, der in der Zurückweisung gebraucht wird, auch für diese Zurückweisung mehr als nur ein Name ist, - ein Unwesen, eine Ungattung. Man anerkennt durch Negation, was man als inexistent behauptet. Man hat sich des Grundes seiner Sprache und seiner Sprachphilosophie noch nicht versichert. Unmöglich, verschiedene empirisch existente Sprachen unter den Terminus und Begriff von Sprache zu subsumieren, hätte der Sprachempirist nicht diese Voraussetzung vorausgesetzt.

Die immer noch vielzählig existierenden Schriftsysteme, in denen Sprache in mehr als sechstausend praktizierten Sprachen existiert, enthalten eine analoge Relation von Gattung und Arten. Das „westliche“, aus indogermanischen Entwicklungen hervorgegangene Buchstaben-Alphabet, ist offensichtlich das abbreviativste und daher effektivste, sieht man von der Stenographie ab, die jedoch lediglich für Schnellschreibspezialisten erfunden wurde.

Arabische und chinesische, indianische und japanische und viele andere Vor-Buchstabenschriften sind nicht im Maße der westlichen Buchstabenschrift globalisierungsfähig, obwohl keine führende Macht dieser Welt erzwingen kann und soll, daß sich die vorwestlichen Schriftsysteme dem westlichen hätten anzupassen oder gar zu unterwerfen.

Gewaltakte in dieser Richtung können unter Umständen, politischen und kulturellen, etwa bei Atatürks gelingender Kulturrevolution, unvermeidbar sein, bleiben aber eine Ausnahme von der großen Regel. Auch dürfte die internationale Lautschrift schwerlich ein besseres Schriftalphabet in sich tragen als das in der Ersten Welt praktizierte.

Sind Sprache und Spracheverstehen aus ihrem nur mündlichen, nur gesprochenen Kulturstatus, also gleichsam aus ihrer Kindheit in ihr schreibendes Erwachsenenstadium aufgestiegen, scheinen sie unabdingbar an dingliche, buchstäbliche Zeichen gebunden.

Diese Verdinglichung verabsolutiert jede Zeichentheorie von Sprache, indem die Relation von Laut und Zeichen als Urrelation von Sprache und Spracheverstehen behauptet wird. Sprache scheint nichts als ein Bezeichnungsritus zu sein, und diese These scheint tiefer und auch noch „wissenschaftlicher“ beglaubigbar als die vormalige These, Sprache sei Namengebung der Dinge nicht durch die Dinge, sondern durch einen göttlichen oder menschlichen Namengeber.

Wäre Sprache das Bezeichnen von Lauten, wären die Bedeutungen, die durch Sprache verlautet und bezeichnet wären, nichts als Laute oder Zeichen oder beides: Lautzeichen, Zeichenlaute. Eine These, die weniger witzig ist, als sie dem vorwissenschaftlichen Beobachter des wissenschaftlichen Sprachexpertentums erscheinen könnte. Ein schriftliches Todesurteil wäre nichts als ein Zeichnungsakt buchstäblicher Zeichen, und die in diese Zeichen durch sprachliche Nichtexperten hineininterpretierten Bedeutungen wären als Irrealitäten zu falsifizieren. Es gibt keine bedeutungslosen Verbrechen, auch das theoretische, Sprache als Zeichensystem zu definieren, fordert eine Berichtigung durch ein gerechtes Urteil.

Ist Sprache und Sprechen das Setzen und Ausdrücken von Bedeutungen, wird also Bedeutung durch Sprache ausgedrückt und gesetzt. Ein tautologischer Satz, dessen zweiter Teil das Wortzeichen „durch“ verwendet, um mit der doppelten Bedeutung des Bedeutungsworts ‚durch‘ die vermeintliche Tautologie als stimmig deutbare Satzäußerung zu erhellen.

Die sprachphilosophische Antinomie der Sprachbedeutung lautet: A) „Durch“ Sprache werden die Bedeutungen des Ausgesprochenen erzeugt, konstruiert, auch dekonstruiert, jedenfalls in einer Magie der Zeichen imaginiert. Jenseits dieser Magie der Zeichen ist bedeutungslose Leere, jede ausgedrückte Bedeutung nichts als Schein und gelungener Trug, sprachprofessionelle Konstruktion, ein „sprachkulturelles Konstrukt“, wie der gängige Ausdruck lautet.

B) ‚Durch‘ Sprache werden Bedeutungen des Ausgesprochenen wirklich ausgesprochen und ausgedrückt. Die Bedeutung kann in und durch Sprache zwar nicht ohne deren Ausdrucksmittel und Bezeichnungsmedien erscheinen, aber die Bedeutung muß zugleich ihrer sprachlichen Erscheinung präexistieren, weil sie sonst nicht in der Sprache erscheinen und nicht auf verschiedene Weise in einer und vielen Sprachen ausgedrückt werden könnte.

Der Schein von A) ist durch das Sein von B) durchschaubar. Weil der Sprechende und Schreibende als Aktiveur aller Passiva seiner Sprache spricht und schreibt, ist der Schein, Sprechen und Schreiben erzeugten alle Bedeutungen, sie erfänden und legten das Ei der Henne, scheinmöglich möglich. Jeder Plappergeist erfindet seine Sprache wie einen Wasserfall von eigenen Gnaden, und jeder Literat, der sich für bedeutsam hält, hält sich für einen Denker von Bedeutungen.

Was aber ist Bedeutung? Was bedeutet Bedeutung? Nicht so viel, wie man meint, nicht so wenig, wie man dekonstruiert. Zunächst nur dies, daß jedes Etwas nur es selbst und kein anderes und auch nicht das Sein aller Seienden ist. Die Bedeutung, Gold zu sein und nicht Kieselstein, ist nicht ohne Bedeutung.

Die Wahrheit, daß Etwas nur es selbst und kein anderes ist, ist jedoch nur die halbe Wahrheit der ganzen. Denn jedes Etwas ist es selbst nur in der Beziehung auf sein Anderes und alle Anderen und in der unabschüttelbaren Beziehung auf das Sein aller Seienden.

Daher ist auch Sein bedeutend, weil nur innerhalb seines Seins das Beziehungssystem Seiender seiend möglich ist. Kein Beziehungssystem von Bedeutenden, das nicht von seinem Sein getragen und ermöglicht wäre. Und weil Bedeutung ist, ist auch Bedeutungsloses erkennbar und aussprechbar.

Jedes Etwas bedeutet sich selbst, seine anderen und das Ganze, in dem es Teil und Einzelnes ist. Keine Einzelbedeutung ohne Gesamtbedeutung, keine Teilbedeutung, die nicht in einem Ganzen von Bedeutungen bedeutend sein müsste.

Der Versuch, Bedeutung auf materielle Ressourcen einerseits, auf willkürliche Zuschreibungsakte andererseits zu reduzieren, muß scheitern. Einerseits hängt der materiellen Existenz der Dinge deren Bedeutung nicht zur (materiellen) Zunge heraus, wir müssen sie ihnen zuschreiben, sie schweben gleichsam über allem Seienden.

Aber andererseits ist es nicht unserem Zuschreiben zuzuschreiben, daß dem Etwas Bedeutung, Wesen und Begriff seiner Bedeutung, zugeschrieben werden muß. Und daß es ein willkürliches Zuschreiben gibt, können wir erkennen, weil es ein nicht nichtwillkürliches gibt. Welchen Namen Gold in welchen Sprachen erhält, ist nur Zuschreibungsgold; welche Eigenschaften und welches Wesen von Gold in möglichen Sprachen erfasst wird, ist bedeutsam erkanntes Gold.

Zuschreiben als bedeutungsvoller Zuschreibungsakt ist möglich innerhalb geltender Zuschreibungssysteme. Kein Akt ohne System, kein System ohne Akt. Jedes spezifische und einzelne Zuschreiben hat Anteil an seinem allgemeinen Zuschreiben, realisiert und individualisiert dessen Wesen; noch die Verfehlungen des Zuschreibungssystems: Gold ist nicht mehr als Kiesel,  $2+2=5$ , sind als Verfehlungen nur durch ihr bedeutungsrichtiges Gegenteil erkennbar. Auch die mathematischen Zuschreibungssysteme

bleiben auf die nichtmathematischen bezogen, sind nur gegen diese als mathematische bestimm- und exerzierbar.

Ist aber das Wesen von Bedeutung schlicht und ergreifend der Begriff; der eindeutig vieldeutige, in dem das Sein alles Seienden sich auslegt und jeweils neu erkennen lässt, gilt auch des Begriffes absolute erkenntnistheoretische Grundlegung der Möglichkeit von existierender und erkennbarer Bedeutung. Er setzt sich in objektiver und subjektiver Existenz, als Sein und Denken, und daher immer schon zuvor in absoluter Selbstsetzung, weil nur diese die absolute Differenz aus sich heraussetzen kann.

Weder konstruiert unser Erkennen bedeutendes Sein, noch kann bestimmtes Sein das Tun und Lassen unseres Erkennens begründen. Es ist wahr, daß Gold Gold bedeutet; und auch dieser Satz seiner Erkenntnis ist wahr. Beides ist nicht auseinander ableitbar und dennoch ist beides wahr.

Der Begriff existiert subjektiv-objektiv: in allen Formen von Geist und Realität, - als Anschauung und Angeschautes, als Vorstellung und Vorgestelltes, als Angesprochenes und Ausgesprochenes, als Fühlendes und Gefühltes, als Erkennen und Erkennbares, als Denken und Sein. Unsere Theorie X der Galaxie Y trennt wahrlich mehr als eine Welt, und dennoch ist es eine und dieselbe Welt; einmal diese unerkannt, dann dieselbe erkennbar und beizeiten erkannt.

Daß das Formmedium Denken und Erkennen seine Wahrheiten nicht ohne Sprache erfassen kann, durch die der Worte, erklärt sich aus einer ursprünglichen Konnexion von Denken und Sprache. Nur in und durch denkende Sprache setzt sich die Bedeutung als sprachlich kommunizierbarer Begriff.

Auch diese Konnexion verdankt sich der absoluten Selbstsetzung des Begriffes als Geist, so sehr die historische Genese alles Denken als ein linguistisches Produkt, als Präzisierung anfänglichen Laute-Chaos`, als sich entwickelnde sprachliche Marmorsäule anfänglich-archaischer Glossolalie erscheinen läßt.

Dies hebt nicht auf, sondern bestätigt die Differenz von Geist (in seinen Medien und Formen) und Begriff. Obwohl allein das Denken den Begriff rein erfassen kann, ist es doch nur eine Art unter den anderen geistigen Medien, und nicht wenigstens, das in den anderen als Bedeutung und bedeutend erscheint – subjektiv und objektiv – kann in der Sprache der Wortbegriffe nicht ausgesprochen werden. Daher gibt es Wahrheiten



dieser Welt, die nur durch die Sprache der Zahlen, der Bilder, der Symbole und sofort erfasst werden können.

Weder kann reines Denken und Erkennen, wie schon seine Abhängigkeit von kommunizierbarer Sprache zeigt, jemals ohne die anderen Medien des Geistes aktiv sein, noch kann durch Sprache – der Worte und der Zahlen – das Einzelne und Sinnliche als Einzelnes und Sinnliches bezeichnet und ausgesprochen werden.

Der Name eines Mondkraters muß diesem selbst eingepflanzt worden sein, um als Name dieses Kraters erkennbar und kommunizierbar zu sein. Die bedeutungserfüllten Sprachen aber, in denen jeder Mondkrater von sich und seiner und der Geschichte des Ganzen erzählt, bestätigen durch ebenso viele wissenschaftliche Sprachen – bis hin zur Sprache der Röntgen- und Infrarotstrahlung – daß sich der Geist alles ausspricht, was seine erkennbare Natur aussprechen kann.

(November 2009)

### **(77) Plotins Selbstsehen**

Das unmittelbare Selbstsehen und Beisichsein des Geistes, das Plotin als erreichbare Ziel-Ekstasis des Erkennens behauptet, scheint jeglicher Intention auf Welt-Herrschaft abgeschworen zu haben. Der sich selbst sehende und „geistende“ Geist ist sich genug und mehr als genug.

Dennoch geschieht das Gegenteil, weil der in der Seele „immer schon anwesende Geist“, indem er sich durch absolute Selbsterkenntnis gleichsam aus der Fremde - der Sinne und der Welt - zurückholt, dies nur vermag, indem er alle Welt als – hierarchisch gesetzte – Stufen des Geistes erkennt und weiß.

Die Unmittelbarkeit der Ekstasis muß eine durch sich selbst vermittelte sein, denn der Geist muß alles in allem sein. Dies darf nicht sogleich als Gnosis missverstanden werden; aber ungewiß bleibt, wie sich die christliche Trinität dazu verhält.

Ist diese die Wahrheit des Geistes, kann oder könnte die Plotinsche Theorie nur deren – philosophische – Umschreibung sein. Der in sich selbige Gott, in seiner Selbstanschauung selig bei sich, in seinem Anderen (Sohn, Wort, Logos) bei sich und ebenso dieses im Vater bei sich, alle im Beisichsein des Geistes bei sich: vollendete Ekstasis.

Doch bleibt die Fragwürdigkeit von Philosophie überhaupt: eine Unmittelbarkeit dieser höchsten Seins-Art kann nicht erarbeitet, nicht durch Erkenntnisarbeit herbeigeschafft werden. Dies behaupten, setzt eine falsche Identität oder Gleichheit zwischen Gott und Mensch voraus.

Höchste Unmittelbarkeit kann nur gewährt und geschenkt werden; zwischen dem Beisichsein Gottes und dem Beisichsein des befreiten und versöhnten Menschen verbleibt ein (Rest)Unterschied. Der absolut vollendbare Zielfortschritt im Erkennen des Geistes, den Plotin reklamiert, ist unter Menschen in eine ebenso absolut relative Approximation hineingestellt.

Die Grundstruktur der Plotinschen Vision scheint jene Hegels zu sein: der Geist erkennt alles Seiende als ein Anderes seiner selbst; in absolut bestimmter Weise und Folge; noch die geistloseste Natur und Realität kann dies nur sein und als dieser defiziente Modus von Geist erkannt werden, weil sie in das Ganze des (Anderes gewordenen)Geistes hineingestellt ist.

Es ist alles des Geistes eigene Setzung, auch noch als Anderes seiner selbst zu existieren; noch sein Exil habe er frei erfunden und aus Freiheit aufgesucht.

(November 2009)

## **ÄSTHETIK UND KUNST**

### **(78) Zum Begriff der Kunst**

Am Beginn des 21. Jahrhunderts wird zunehmend evident, daß die traditionellen Gestaltungsweisen von Kunst nicht mehr dazu taugen, ein neues Leitbild für ein neues künstlerisches Schaffen zu entwickeln. Sinn und Auftrag der traditionellen Gestalt des Kunstwerkes war Durchdringung, Darstellung und Repräsentation des Lebens - vornehmlich der Eliten vormoderner Gesellschaft und Kultur - ein Spiegel, in dem sich die vormoderne Welt beschauen, verstehen und mit sich - noch über Seuchen und Kriege hinweg - versöhnen konnte. Diese vormoderne Gestalt von Kunst ist in der modernen Welt in ein unwegsames Gelände

geraten, weil sämtliche Bewußtseinszellen der modernen Gesellschaft einer permanenten Transformation durch neue Technologien und Medien unterliegen, die ein eigenes, ein metakunstwerkliches Darstellen und Verstehen von Welt praktizieren.

Daher läuten die Alarmglocken in der Welt der traditionellen Künste und ihrer Kunstwerke-Produktion: das neue Weltbewusstsein, Produkt einer technologisch-wissenschaftlich-medialen Bewußtseinsrevolution, bedarf entweder eines gänzlich neuen Bewußtseins von und für Kunst, oder die moderne Welt bedarf der traditionellen Künste gar nicht mehr, weil sie als wirklich neue Welt ihre eigene Gestalt von Kunst schon mitgebracht und mitgeschaffen hat, obwohl und weil dies vorerst noch kaum bemerkt, geschweige anerkannt wird.

Was wir erleben ist eine Kulturkollision, ein verdeckter kultureller Bürgerkrieg, in dem das herkömmliche Verhalten im Medium traditioneller Gestaltungs- und Erscheinungsweisen von Kunst notwendigerweise diffus, ungreifbar, antiquarisch, beliebig, - oder und vor allem: fremdbestimmt wird. Etwa ökonomistisch als Bedienung eines Kunstmarktes für Superreiche; oder spaßistisch als Befriedigung eines schier unerschöpflichen Unterhaltungsbedürfnisses des modernen Menschen; oder pädagogisch, weil die traditionellen Künste unter Anleitung einer Utopie-Pädagogik das Lied vom ganzen Menschen, der „mit allen Sinnen“ durch die moderne Welt zu strampeln habe, ungebrochen fortsingen könnten; oder intellektualistisch als Pfründe des sich kritisch dünkenden Künstlerintellektuellen, welcher der gesamten modernen Welt einen negativen Zerrspiegel vorhält, als sei er zum Richter und Henker der modernen Welt und Kultur berufen. (Die Fremdbestimmung der Künste durch politische Ideologien, schändliches Erbstück des 20. Jahrhunderts, findet sich nur noch in Nordkorea, Kuba und einigen islamistischen Staatskulturen.)

Ist es möglich, die Resultante der aktuellen Kulturkollision als Antinomie zu formulieren? Im Falle der Möglichkeit vielleicht in folgender Gestalt: Zwar wird das traditionelle Gestalten und Rezipieren von Kunst aus dem Zentrum der modernen Gesellschaft vertrieben, weil keine dieser Gestaltungs- und Rezeptionsweisen das Ganze und Innerste der sich ausdifferenzierenden modernen Kultur und Gesellschaft nochmals stringent darstellen, anschaulich begreifen oder gar versöhnen kann.

Aber zugleich bleiben die traditionellen Weisen künstlerischer Selbst- und Welt Darstellung unverzichtbar, sowohl als private Spiegel und Medien individueller Selbstreflexion und Selbsterfahrung wie auch als partikuläre soziale Vereinigungsmedien. Daß in Europa jeder zweite Gymnasiast

„Künstler“ werden möchte, drückt diese Unverzichtbarkeit in naiver Unbestimmtheit aus, ebenso das Faktum, daß viele Gemeinden ohne Musikverein und Musikschule noch trostloser wären, als sie ohnehin schon sind.

Die Suppe dieser Antinomie wird also nicht so heiß gegessen, wie sie (soeben) gekocht wurde, sie mildert und verharmlosigt sich zu dem verbindlichen Satz: was nicht mehr universaler Spiegel sein kann, das kann und soll immerhin noch ein partieller sein; einer für Individuen und Gruppen der modernen Gesellschaft, für deren spezielle Märkte und Szenen von und für Kunst.

Dies entlastet den modernen Künstler endgültig von der zwiespältigen und illusionären Aufgabe, Ersatzpolitiker spielen und den Besitz von Lösungen für die großen und kleinen politischen Probleme der modernen Welt vortäuschen zu müssen. Er darf seinen Status als Angehöriger aktueller Plaudereliten bejahen und erkennen.

Diese Partikularisierung und Privatisierung belastet jedoch all jene, die mit der Erhaltung von Kunst der traditionellen Machart zu tun haben, mit der Aufgabe, über eine genaue und begründete Erkenntnis der eingeschränkten Unverzichtbarkeit zu verfügen, um daraus Strategien zu entwickeln und vor allem Lobbys anzuheuern, die - jenseits der stets enger werdenden Spendierhose von Vater Staat - eben diese Unverzichtbarkeit als Verpflichtung der ökonomisch potenten Schichten der modernen Gesellschaft zu vertreten und durchzusetzen vermögen.

Zeichnen und Malen, Schreiben und Lesen von Prosa und Poesie, Komponieren und Musizieren, Schauspielen, Tanzen, Gestaltung von Skulpturen, Gebäuden und öffentlichen Plätzen und Anwesen etc. mag noch so antiquarisch und historisch gebrochen, noch so partikular und eigenspezifisch geworden sein, keine community kann darauf verzichten, wenigstens versuchsweise die ganze Palette von „Kultur“ mitzuführen und mitzutragen.

Und dennoch wäre es falsch und Ausdruck einer naiven Kulturideologie, würden wir die radikalen Veränderungen jener Bedingungen verkennen, unter denen diese ständig unübersehbarer werdende Palette heute und morgen bestehen muß. Nicht nur hat sich das Verhältnis von Privat und Öffentlich umgekehrt oder verflüchtigt, auch die Organisierbarkeit einer ausdifferenzierten Kunstkultur ist nicht mehr zentral - politisch - zu steuern, die Organisation von Kultur ist der Politik längst entglitten und an die Spezialorgane aktueller Kultur und Kunst überantwortet worden, als wäre ein Gesamtorganismus von Kultur, in dem die Künste, längst nicht

mehr die Religion, mittels Kanons und Sinnhierarchien orientieren und führen könnten, für immer verschwunden.

Seit dem 20. Jahrhundert verschwindet die traditionelle Kunstkultur in der modernen Lebenskultur in ein Kulturleben, das keinen Part der modernen Lebenssegmente, keinen ihrer Berufs-, und keinen ihrer Freizeitwege ausschließt. Ist alles Kultur, ist der vormoderne Graben von Hoch- und Niederkultur gefallen, und Eliten für beides sind nur mehr Spezial-Eliten, keine gesellschaftlich tragenden mehr.

Zwar können und sollen die einzelnen Kunstsegmente - durch spezielle Marketingstrategien, anerziehbare Konsumgewohnheiten und Charismaspekulationen - vortäuschen, als wäre die vormoderne Kraft des Kunstwerkes durch moderne „Genies“ revitalisierbar, etwa im Metier der Literatur, doch schon am Antipoden der Literatur, an der Mächtigkeit des Films über das moderne Lebensgefühl, wird dieser antiquarische Glauben zuschanden.

Nicht einmal die moderne Architektur, öffentliche Kunst schlechthin, verfügt über verbindliche Repräsentationsformen und -inhalte, die mit ihren Gebäuden und „Denkmälern“ an die Verbindlichkeit und Repräsentationskraft der vormodernen Baukunst anknüpfen könnten. Und noch das einsamste künstlerische Treiben: das gute alte Schreiben, das als „Schreiben“ unveränderbar zu sein scheint, weil die unsinnliche Eindimensionalität von Schreiben und Schrift dies zu gewähren scheint, wird qualitativ verändert, wenn es am Computer geschieht und nicht mehr in den vormodernen Schrift- und Papiermedien.

Nicht verwunderlich daher, daß unter den Auspizien einer sich ausdifferenzierenden und darin zerfallenden Kultur ein Kampf um die Ressource Aufmerksamkeit eingesetzt hat, der den Strategien und Taktiken der Märkte und Marktmacher überantwortet werden mußte. Was sich besser bewirbt, erscheint als das bessere Produkt. Was sich nicht bewirbt, erscheint nicht und scheint daher nicht zu existieren. Aber Privat und Öffentlich sind nicht mehr die Koordinaten, nach denen der Sinn des künstlerischen Lebens und Wirkens bewertet werden kann, wenn der Spiegel der traditionellen Künste individuell und partikular geworden ist.

(November 2006)

## **(79) Ethik und Ästhetik in der modernen Welt**

Was in wirklicher Ethik eine Katastrophe, ist in moderner Kunst und ihrer Ästhetik selbstverständlich: radikale Individualisierung der Inhalte und Formen, die zu einer ästhetischen und künstlerischen Pluralität führt, die Willkür und Freiheit ununterscheidbar zusammenfallen lässt. Und die Vielheit der Werte wird tendenziell als wertlos, weil austauschbar und beliebig erfahren.

In wirklicher Ethik gilt notwendig, daß nur der sittliche Wille wahrhaft frei ist, der unsittliche aber unfrei. Weshalb die Befriedigung lediglich meiner Wünsche, die immer auch heteronome, durch Natur und Gesellschaft angefachte - extrem vielfältige - sein können, noch nicht mit Freiheit, sondern nur mit Willkür und Beliebigkeit zusammenfällt.

Dagegen gilt für alle moderne Kunst per definitionem, daß deren Künstler machen kann und muß, was er will, weil das Individualitätsprinzip seines normfreien Schaffens dies gebietet. Und dass eben dieser Künstler so oft als Vorbild für den modernen Menschen hingestellt wird, verweist auf die Tatsache, dass in der modernen Gesellschaft statt wirklicher - normativer - Ethik ein Skeptizismus und Relativismus in den Fragen der Moralität und Sittlichkeit epidemisch wurde, der freilich nicht davor gefeit ist, bei Gelegenheit in totalitäre Ideologie umzuschlagen.

Auch die verflossenen Avantgarden der ästhetischen Moderne gedachten nicht selten daran, einen neuen Menschen und eine neue Gesellschaft zu schaffen; und als auch noch der Marxismus dasselbe Lied sang, schien der Tag der Erfüllung nicht ferne. Noch die fragwürdigsten und unmoralischsten politischen Normen konnten unter Umständen mit den ästhetischen moderner Künstler (und Wissenschaftler) zusammengehen. Und zwar auch freiwillig, wie wir wissen.

Die heutigen Avantgarden können nur mehr negative formale Prinzipien als vermeintlich verbindliche ausrufen oder sich - realistischer - endgültig auf die den Markt der Künste bestimmenden Trends berufen; denn diesen zu willfahren, ist für den Erfolg des modernen Künstlers unabdingbar geworden. So ist beispielsweise der Imperativ, stets neue, nie noch erhörte Klänge zu schaffen, als kategorischer Imperativ formal; letztlich im Reich der modernen Kunst ein Produkt jener durch die Geschichte der Kunst eroberten Freiheitswillkür, die sich jede Verbindlichkeit an Formen und Inhalten vom Leibe halten möchte und muß.

Während in wirklicher Ethik der Satz: "Welche Wünsche sollte der wahrhaft freie Mensch überhaupt haben?" sinnvoll und notwendig ist, um eine autonome Ethik zu begründen, ist derselbe Satz im Reich der Kunst und Künste durch deren pluralistische Zersplitterung und radikale

Individualisierung nicht einmal verständlich formulierbar. Was für den Jazzler wahre Freiheit, ist für den entgrenzten Aleatoriker das Gegenteil; was für den Unterhaltungsmusiker oberstes Gebot, ist für den Avantgarden der Kunstmusik oberstes Verbot.

Das Gebot, immer neue Klänge zu setzen, zu hören und zu erfahren, gehorcht einem Begriff von Kreativität, der inhaltsleer und normenfrei gebietet. Als Künstler darf der moderne Mensch daher in geraffter und konzentrierter Weise tun und lassen, wozu er in der modernen Konsumgesellschaft tendiert: alle Wünsche als seine zu befriedigen, um als kluges Tier der modernen Welt ein vermeintliches Schnippchen zu schlagen.

Denn immer schon dominiert die List des Marktes über dem freigesetzten Individuum moderner Kunst; diese List ist gleichsam die Rache des Ganzen an der verabsolutierten Individualität; denn was diese auch immer an Innovativem ausbrütet, es ist gleichsam noch nichts, wenn es nicht auf dem Markt erschienen ist, sich also gegen andere Innovativa anderer Individuen wenigstens partiell durchgesetzt hat. Nur die anerkannte individuelle Wunschbefriedigung ist auf dem ästhetischen Markt ein ästhetischer Wert. Daher die Exaltationen der Selbststilisierungen, der Machtkämpfe, das System der Wasserträger, der Werbung, des Vorurteils usf.

Solange Kunst eine gesellschaftlich verbindliche Sprache besaß, was heute nur mehr für den Film zutrifft, war es möglich, die ethische Setzung: - nur der sittliche Wille sei ein wahrhaft freier - im Reich der Kunst und Ästhetik zu repräsentieren durch den Satz: nur der Schöne schaffende Genius ist wirklich freier Genius. Das Schöne war verbindlich gesetzt und an syntaktische Formen und Stile sowie deren geschichtlich fortschreitende Individualisierung gebunden. Seitdem dieser Prozeß erschöpft ist und die nicht mehr schönen Künste die Bühne betreten haben, dämmert das vormoderne Geniewesen gleichsam in einem Vakuum; es ist auf der Suche nach seinem verlorenen Ort in der modernen Gesellschaft. Das emanzipatorische Freiheitskonzept ist in der Tat, wie Vittorio Hösle anmerkt<sup>1</sup>, formaler und vor allem kontingenter als das von Kant, das sich immerhin auf einer intelligiblen Vernunftbasis erbaute.

Ob die vollkommen freigesetzte Freiheit der modernen Kunstphantasie überhaupt noch gesellschaftlich belangbare Kriterien enthält und repräsentiert, benötigt und sucht, ist die eine Frage; die andere: ob diese omnipotente Freiheit zum Untergang verurteilt sein könnte, wenn die klugen Tiere erfolgreicher Wunschbefriedigung ihren Kampf zu Ende gekämpft haben. Mit anderen Worten: wenn die Organisation spezieller

Sinnlichkeiten mit jenen der Märkte für dieselben identisch geworden ist. Eine vollkommen als Marktkunst existierende Kunst existiert nicht mehr als Kunst im Sinne von Befreiung und Repräsentation moderner Gesellschaft.

Die Notwendigkeit zu ständiger Innovation erbte die moderne Kunst von Gnadens einer Aufklärung, die sich das Wesen von Kunst-Schönheit als unendlich erweiterbar vorstellte. Ein Irrtum ihrer endlichen Vernunft, weshalb „diese“ Erweiterung mittlerweile an die technologischen Künste, die nicht mehr Künste im Sinne der Aufklärung genannt werden können, delegiert wurde. Während das postmoderne Wunschbefriedigungsindividuum das autonom sein sollende moralische Subjekt der Aufklärung unterläuft, unterläuft die moderne Kunst durch Selbstanwendung ihres aufklärerischen Innovationsprinzips gleichsam sich selbst.

Für die Zukunft der ästhetischen Moderne ist es eine entscheidende Frage, warum Innovationen, die realisiert wurden, überhaupt gesammelt werden, wenn sie doch nicht Vorbild für kommende sein können, weil die moderne Innovation alles vormoderne Vorbild- und Musterwesen ausschließt. Daß die Innovationen der bildenden Künste wegen ihrer Verkaufbarkeit gesammelt werden, ist keine Antwort auf diese Frage.

Keine vormoderne Kunst hat die gigantische Musealisierung der modernen erlebt, die Depots der privaten und öffentlichen Sammlungen moderner Kunst dürften mittlerweile Millionenstückzahlen erreichen. Auch dies eine Rache der Gesellschaft und ihrer Märkte an einer Kunst, deren radikal ‚modernes‘ Innovationsprinzip den Artefakten kein natürliches Altern und Verschwinden zugestehen kann. Das novitäre Schaffen geschieht ebenso überstürzt wie das Verschwinden seiner Resultate. Ein paar „Ikonen“ bleiben als Dauerbrenner im kollektiven Bildgedächtnis hängen, Reklameschildern gleich, damit der Kunde weiß, in welcher Abteilung und welcher Ausstellung, was zu finden ist.

Weil ein museales und ein Marktleben lebend, generieren die raschzeitig alt gewordenen Innovativen keinen Appell an Nachahmung und Individualisierung durch künftige Werke, sie sind gleichsam atypische Typen, tote Genres und Gattungen. In jener Musik beispielsweise, die sich heute noch Kunstmusik nennt, muss deren Komponist alle Werke seiner Zunftgenossen als Widerpart, als Beispiele nicht zu befolgender Beispiele hinnehmen, obwohl man - vormodern denkend - behaupten möchte, jede gewesene Innovation könnte doch unentdeckte und unausgeführte Möglichkeiten für weitere Innovationen enthalten. Es wäre ein Bruch des modernen Individuationsprinzips, den Geist irgendeines anderen



Komponisten zu empfangen und fortzuführen. Was bleibt, ist vereinzelte Anregung, die mit dem Geist der vereinzelt Produktion übereinstimmt.

Die im 20. Jahrhundert verschwindende Analogie und gegenseitige Repräsentation von Ethik und Ästhetik bahnte sich in der Ethik schon bei Schopenhauer an. Der Altruismus seiner Mitleidsethik lässt erkennen, dass er die Frage, ob etwas sei, das sein soll, kaum noch versteht oder nicht mehr verstehen will. Ähnlich wie ein Konsument von moderner Unterhaltungsmusik die Frage, ob sie etwas sei, das musikalisch sein soll, nicht mehr verstehen kann. Wie in der bürgerlichen Gesellschaft einzig die Empirie des sozialen Umgangs für das Ethische, soll in der modernen Spaßkultur einzig die faktische Empirie des sozialen Unterhaltungsgenusses zur Norm erhoben werden. Die klugen Tiere obsiegen ethisch wie ästhetisch, und wirkliche Normen jenseits der modernen Gesellschaft scheinen obsolet geworden.

(November 2006)

## **(80) Postmoderne Ästhetik**

Ästhetik und Kunstphilosophie sind dem Vorwurf ausgesetzt, weder das einzelne Kunstwerk, noch den schöpferischen Akt, noch den Rezeptionsakt, noch auch das Einzelurteil darüber einholen: begreifen und ableiten zu können. Sie könnten kein Allgemeines vorbringen, aus dem das Einzelne und Individuelle ableitbar sei. Eine Theorie aber ohne Allgemeines, in dessen Prinzipien das Individuelle wenigstens allgemein angelegt sei, kranke an Selbstwidersprüchlichkeit.

Doch sehen wir andererseits, dass sich das Einzelne und Individuelle durch sich selbst weder gründen noch begreifen kann. Versucht es dieses, setzt es jeglichen Inhalt - von Geist, Form und Material - immer schon als Allgemeines zugleich, und wäre es der einzelnste und der individuellste Inhalt, der zwischen Himmel und Erde als Kunst ein einziges Mal erschienen wäre, denn schon seine Wiederholbarkeit widerspräche seiner allgemeinheitslos sein sollenden Einmaligkeit.

Um dieser doppelten Aporie zu entgehen: Kein prinzipienmächtiges Allgemeines dort, dem metahistorische Deduktionsregeln für Kunst-Erscheinungen zu entnehmen sind; kein nominalistisches Absolutum von Kunst hier, das ohne Voraussetzungen allgemeiner Natur bestehen kann, wandte sich Hegel an einen konkreten Geist- und Freiheitsbegriff, der als Ideal den geschichtlichen Wesensgang von Kunst als zugleich absoluten Gang begreifbar machte. Alles Einzelne ist immer schon sein Allgemeines.

Das Ideal ist gerade nicht, wofür es gehalten wird: eine abstrakte Einheit oder gar Identität aller Einzelkünste in einem abstrakten Schönheits- und Kunstbegriff; denn das Ideal normiert einen Begriff absoluter Kunstschönheit, der die besonderen der Einzelkünste nicht außer sich hat, weil er deren Ideale und Inhalte aus der Geschichte der Künste aufzunehmen und dieses Aufnehmen als Selbstausslegung des Ideals auszulegen erlaubt. Das Kunstschöne opfert sich an und in den Idealen der Einzelkünste; es beutet sein Allgemeines aus, wird seiner verlustig und vergisst auch nicht, sein eigenes Ende als sowohl kunstlogisches wie menscheitsgeschichtliches Erschöpfungsende zu gestalten.

Begriff und Realität des Ideals gründen in der durch die Geschichte der Menschheit möglich gewordenen Sinnlichkeit, die sich als ‚Kunst‘ für uns darstellt, obgleich jedes der besonderen Ideale zunächst untrennbar von und als ‚Religion‘ in die Geschichte eintrat. Jedes war und ist eine besondere und einmalige Art, eine neue Art höchster Freiheit von Geist zu vergegenständlichen. Und in diesem je bestimmten Verhältnis von Geist und Natur erlaubt der Begriff des Ideals, die Vermittlung von Allgemeinem und Einzelem als geleistete zu erkennen und zu erleben, ohne auf einen abstrakten metahistorischen Begriff von Kunst oder den ebenso abstrakten eines nominalistischen Supergenies von „zeitloser“ Kunst rekurreren zu müssen. Phidias ist Kultdiener wie noch Bach; moderne Kunst ist die erste und bleibende, die getrennt von und nicht als Religion in die Geschichte eingetreten.

Am welthistorischen Wesensgang des Ideals in sein Ende wird auch der Sinn des nominalistischen Vorwurfs gegen die Ästhetik und Kunstphilosophie verstehbar: als ebenso selbstwidersprüchlich wie das, dem es angehört: Hegels gewalttätiger Konstruktion eines modernen Ideals von Kunst, das als Ideal sollte möglich und zugleich nichtmöglich sein. Denn der nominalistische Vorwurf beantragt insgeheim, was er zu bekämpfen oder als Unmöglichkeit behauptet: dass in der Einholung des Einzelnen durch ein Allgemeines das Einzelne überflüssig und durch Begriff und Reflexion ersetzbar wird. Eine Erlösung der modernen, nur mehr nominalistische Freiheit darstellenden Kunst, die Hegels ‚Ende der Kunst‘ als Selbstverlust des Ideals bereits erkannt hat: „Der Gedanke und die Reflexion hat die schöne Kunst überflügelt.“ Alle nichtschöne Kunst des Nach-Ideals muß ihren Begriff ebenso suchen wie fürchten.

Daß die nominalistische These, nur Nichttheorie sei angesichts der Phänomene von Kunst, ihrer Individualität und Freiheit, sinnvoll und möglich, gleichfalls ein theoretischer Ansatz einer möglichen Ästhetik und Kunstphilosophie ist, versteht sich: der Satz, das Einzelne stehe

allgemeinheitslos für sich, ist ein allgemeiner Satz. Keine postmoderne Anästhetik entkommt dem Zirkel von Allgemeinheit und Einzelheit, von Begriff und Realität, von Geist und Sinnlichkeit. Das vermeintlich absolut Singuläre ist auch nur eine Singularität unter vielen.

Daher muß auch das Allgemeine jeder anästhetisch sein wollenden Ästhetik eine geschichtliche Substanz, eine bestimmte Art von Freiheit sein, und wäre es die unartigste, eben die nominalistische. Jede vermeintlich übergeschichtliche Substanz von Kunst oder Kunsttheorie wurde stets wieder als undurchschautes Vorurteil durchschaut. Wäre sein Allgemeines ein übergeschichtliches gewesen, wäre es das Absolute selbst gewesen: Kunst wäre die wirkliche absolute Religion; des Logos eigenstes Wort und erlösendes Erscheinen gewesen. Und dennoch war und ist das Ideal - als Inbegriff erschiebener schöner Kunst - das absolute Erscheinen einer endlichen Wesensgeschichte absoluter Schönheit, die unüberbietbar die Geschichte der vormodernen Künste als absolute Kunstgeschichte definiert.

Zwar existieren die vormodernen Praxen von Kunst auch noch in der Moderne und ihrer völlig neuartigen Freiheitswelt; vormoderne Weisen und Betätigungen, deren gesellschaftlicher Gebrauchswert gegen Null, deren individueller Gebrauchswert gegen Unendlich tendiert: eine Privatisierung der vormodernen Kunstarten als Geschenk an den homo privatus, der sich der gesamtgesellschaftlichen Reproduktion von Kultur entziehen darf und muß.

Einzig der Film anerkennt schon durch sein Wesen, dass die Freiheitsweisen des modernen Absoluten über die Eingrenzungen der vormodernen Kunstfreiheit hinausgehen. Er scheint erfolgreich dem Ende der Kunst zu escapieren und eine erfolgreiche Universalmaske neuer Schönheit zur Schau zu stellen. Daß die Art des Films, Freiheit zu vergegenständlichen, keiner religionsordinierten Sinnlichkeit entsprungen, definiert seinen Ort im universalen Ende von Kunst als bleibenden: Nichtkunst als Kunst und Kunst als Nichtkunst: worum sich die modernen Künste traditioneller Art bemühen - Entgrenzung aller ästhetischer Grenzen - das besitzt die allgemeine Natur des Films von Gnaden moderner Wissenschaft und Technologie.

Die Schwierigkeiten der modernen Künste traditioneller Art (Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Dichtung), in der modernen Welt nochmals universale und verbindliche Freiheitsdarstellung zu repräsentieren, sind mit der Nominalisierung des vormodernen Kunstbegriffes untrennbar verknüpft. Diese stößt den Künsten nicht von außen zu, sie bekennt und demontiert deren Freiheit als vormoderne, die gegen das Absolute

moderner Freiheit nicht standhalten kann: eine Viele-Welten-Welt autonomer Freiheiten, die ihre eigene „Kunst“, ihr eigenes Ingenium und Können sein müssen. Daher gilt die Formel unbedingt: Im Vergleich zum gesellschaftlichen Gebrauchswert des Films für das moderne Leben ist der ihre verschwindend.

Angesichts dieses weltgeschichtlichen Freiheitsprozesses (durch Kunst über die Kunst hinaus) hatte die traditionelle Kunst keine Wahl: sie musste ihre Sinnlichkeit von jeder Idealvorstellung befreien und dieses Befreien als „Ideal“ inthronisieren; sie musste freier als sie selbst werden, gleichgültig, ob dies zur Marginalisierung im modernen Leben führte oder nicht. Und das „Glück“, dass der Marktwert den Gebrauchswert ersetzt, wie in der bildenden Kunst möglich und in der unterhaltenden ubiquitär, ist nicht so glücklich, wie es scheint.

Die weltgeschichtlichen Premiere einer neuen Art von Kunst, die sich von jedem religiösen, natürlichen und gesellschaftlichen Kanon an versöhnenden Inhalten, Typen und Vorbildern trennte, führte im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert zur Inthronisation eines Künstlers, der früher nur als Außenseiter (Bosch, Villon u.a.) das Verhalten Einzelner gegen ein als zerstörerisch empfundenen Allgemeines artikulierte. Nicht Freiheit, sondern Unfreiheit sei in der Welt; und Kunst als Antipode einer anderen Freiheit und Welt aufgerufen, die vorhandene zu sprengen, zunächst in Bild, Klang und Wort. Und als der Marxismus-Leninismus dasselbe auf politisch-sozialer Ebene predigte, schien die Stunde der totalen Menschheitsveränderung nahegekommen.

Der moderne Künstler traditioneller Machart benötigt daher die Einbildung einer gegen seine Freiheit widerständigen Gesellschaft wie der Bettler den nächsten Bissen Brot. Ohne diese Notvorstellung ist es nicht möglich, den aufbegehrenden, widerständigen, subversiven und innovativen Geist zu spielen, ohne den die moderne Welt moderner Freiheitswelten angeblich nicht bestehen könnte. An der als rückständig vermeinten Phantasie der gesellschaftlichen Kollektive hat die freigesetzte der modernen Kunst einen Reibungsgegenstand und am Reiben des Reibenden eine „gesellschaftliche Praxis“, die sich die moderne Kunst freilich von eben dieser Gesellschaft, die sie rückständig glaubt, gesetzlich hat festschreiben lassen. Woraus ersichtlich, daß die behauptete Deformiertheit der modernen Gesellschaft eine Notvorstellung ist, um der eigenen Beliebigkeitsfreiheit eine substantielle Notwendigkeit als nochmals verbindlich sein könnende zu unterschieben.

Der postmoderne Genius von Kunst ist der allmächtige, er kann tun und lassen, was ihm beliebt, und noch in den Gehegen gesetzlich geschützter

Nachbargebiete, der alten Schwester Religion vor allem, darf er wüten und richten; ein Kind, dass stets neue Spiele spielt und neue Spielinhalte erfindet. Der Theorie des Begriffs ebenso bedürftig wie unbedarft.

(November 2006)

### **(81) Zurückgeworfene**

Das vormoderne Kunstwerk war eines durch Analogie mit Religion, dann mit Natur; dadurch existierte es als Bild von Geist. Das moderne Kunstwerk hat diese Analogien gelöscht; an ihm verhalten wir uns nicht mehr zuerst mimetisch, sondern zuerst reflexiv und allein durch eine Reflexion angetrieben noch verworren mimetisch.

Ein vormodernes Bild ist durch die Höhe seiner Selbstdarstellung unmittelbar als Kunstwerk ausgewiesen; ein modernes, etwa Christos Verhüllung des Reichstages, bedarf, um in der Anschauung als Kunstwerk vollzogen zu werden, unserer Zustimmung durch Reflexion. Wird diese verweigert, ist kein Kunstwerk da, sondern nichts als ein auffällig sein wollendes Ding.

In der alten Kunst geschahen daher Wunder, in der neuen gibt es Sensationen. Die alte Kunst bewahrte uns davor, in der Kunst Philosophen werden zu müssen; Philosophen einer Philosophie, die so kontingent ist wie das moderne Leben selbst; wir waren noch nicht Reflektierte - Zurückgeworfene - einer Kunst, die in dieser ihrer Übereinstimmung mit der Endlichkeit des säkularen Lebens den letzten Rechtfertigungsgrund ihrer Existenz finden muß.

Ein Künstler legt die gestreiften Kleider ermordeter KZ-Häftlinge auf die Planken eines Dachbodens; sogleich befinden wir uns in einem Raum schmerzhaftester Erinnerung und Reflexion; und unsere Mimesis an den Objekten wird von den Messern schreienden Schmerzes zerschnitten.

Daher ist für das moderne Werk auch der vormoderne Gegensatz von schön und häßlich, der die traditionellen übersinnlichen Analogien der Künste durch verbindliche Anschauungsformen regulierte, hinfällig geworden. Die Schönheit der vormodernen Kunst war zunächst religiös, dann autonom natürlich, am Ende (19. Jahrhundert) historisch natürlich konnotiert, - noch der Klassizismus fungierte als Kristallisation eines kunsttranszendenten Sinnes, der nur durch und als Kunst erscheinen konnte und sollte, - jedes Bild der Widerschein eines in und durch diese Welt unmöglichen Sinnes.

Schönheit ohne diese Konnotation höherer Verwandtschaft taugt nur zum Vehikel von Unterhaltung, als industrialisierbarer Stoff für die Träume und Schäume moderner Unterhaltungsimperien. Dagegen erscheint das moderne Kunstwerk als das erste weltimmanente Bild von Welt. Weder Dämonen noch Götter sind nun zugegen, wenn wir der fortgesetzten Anklage und Verabschiedung ansichtig werden. Kunst als Anklage Gottes, und wir wissen nicht, ist dies ein genetivus subjectivus oder objectivus?

(August 2007)

## **(82) Kants These über des Hasen Schönheit**

Kants These, die Schönheit eines Hasen sei nichts als unsere Art, ihn zweckmäßig aufzufassen, zweckmäßig auf ein interesseloses Spiel der Erkenntniskräfte hin, enthält das Konzept der großen gegenständlichen Malerei und ihrer Geschichte. Diese führte als Kunst aus, was Kant für die Natur meinte. Das Spiel der Erkenntniskräfte sollte überdies – als transzendente Ermöglichung von Welt - auf eine Zweckmäßigkeit zielen, die zugleich als des Gegenstandes eigene sollte manifest werden. Der Hase als Existenz von unserem Denken Gnaden: solches ist in der Kunst und als Bild des Hasen möglich und notwendig, nicht in der Realität von Natur, nicht in der Realität unseres Geistes, dem Natur als Natur erscheint. Woher nahm die Transzendentalität Dürers die Ontologie eines vorgegebenen Hasen?

Wäre der ästhetische Schein und auch die zweckvolle Existenz von Natur nichts weiter als die Art und Weise unseres Geistes, Natur unter Zwecksetzungen zu erfahren und zu reflektieren, zu projizieren und konzeptieren, könnten gegenteilige Zwecksetzungen eine „andere Natur“ und „andere Schönheit“ erfinden. Der Schönheit von Dürers Hasen könnte die Schönheit eines Picasso-Hasen gleichwertig zur Seite gestellt werden. „Warum auch nicht“ pflegt der moderne „ästhetische“ Verstand zur Hypothese dieser Gleichwertigkeit zu sagen, womit deutlich wird, daß er ein anderes Kulturkollektivsubjekt voraussetzt, als Kants Gemeinsinn in den Dingen von Schönheit und Hässlichkeit der Natur noch voraussetzte. Dieser unterschied noch zwischen schönen und nichtschönen Arten der Naturrezeption unseres Geistes.

Daher resultierte in der traditionellen Kunst aus der Absichtslosigkeit ihrer ästhetischen Zwecksetzung eine Als-Ob-Natur von Kunst; in der modernen Kunst resultiert aus derselben Absichtslosigkeit eine Als-Ob-Kunst als gemachte Natur. Kunst hat sich, nach ihrem Ende als vernünftiger

Zweckseinheit, die moderne Negation ihrer selbst permanent beigesellt, sie existiert als ihr gesetzter Widerspruch, weshalb Anerkennung durch verbindliche Vernunft unmöglich geworden.

Kunst als Als-Ob-Natur hat aber noch ein zweites Ende: sie setzt sich fort in den Medien der Unterhaltung, eine industriell-technologische Fortsetzung, worin Unterhaltung als Selbstzweck möglich wird. Diese Art von Kunst ist gesellschaftlich wohl mächtiger und anerkennungsfähiger, aber sie ist für die Vernunftentwicklung der Menschheit nicht weniger obsolet als die Spezialkultur einer nur mehr als Kunst scheinenden Kunst.

Weder diese noch jene ist realisierbar als menschheitliches Symbol einer moralitäts- oder religionsgebundenen Humanität. Schon nach Hegels Ästhetik steht nicht mehr das naturbegnadete Genie, sondern der Humanus im Zentrum der Kunst des modernen Ideals. Ein Ideal, das den Widerspruch einer entgegengesetzten Auffassung von Kunst umfasst, nicht mehr versöhnt. Die Gemütlichkeit einer nur mehr unterhaltenden ist nun ebenso legitim wie die Ungemütlichkeit einer nur mehr frei konstruierenden Kunst. In diesem Reich der Freiheit wollte Hegel nochmals alle unschöne Kunstproduktion kraft eines Schönheitsbegriffes ausschließen, der illusionär verbleiben musste. Die Freiheit des modernen Ideals verschlingt jede Vernunftbegrenzung künstlerischer Freiheit.

Aber diese Vernunftbegrenzung hatte in vormoderner Kunstfreiheit eine andere zur Voraussetzung: das übersinnliche Substrat, die religiöse Matrix aller vormodernen Kunst. Verschwindet diese, ist die Freiheit der Kunstproduktion ohne universales Substrat, durch dessen Verbrauch nochmals objektive Stile, Schönheitseinhalte, Sprachweisen und Meisteridiome könnten oder sollten institutionalisiert werden. Und daß sie es nicht müssen, ist ein nur schwacher Trost, weil Kunst nun an der Grenze ihres Grenzbegriffes agieren muß: als Verwirklichung ihrer unmöglichen Möglichkeit und möglichen Unmöglichkeit.

Gleichgültig wird damit nicht nur, ob Unterhaltung oder Reflexion stattfindet, Innovation oder Gemütlichkeit, Subversion oder Establishment, sondern die Sinnlichkeit der Künste, ihr Material und ihre Sinne werden obsolet als Träger von verbindlichem Geist und verbindlicher Freiheit. Notwendigkeit scheint dann nur mehr im Reich der Erkenntnis und dessen, was diese in Bild und Sinnlichkeit setzt, möglich und wirklich. Ein Zustand in der Interaktion von Geist und Sinnlichkeit, der nach einer ganz anderen, einer „philosophischen Art von Kunst“ zu rufen scheint, und ohne Zweifel ist es der Film, der diesem Ruf folgt.

Kants Versuch, das Schöne der Künste an die Subjektivität des Genies derselben Künste zu knüpfen, diese Subjektivität als letzten und ersten Grund von deren Objektivität zu setzen, hatte zur unhaltbaren Voraussetzung einen ahistorischen Status des Musters von Meisterwerk, ein naturanalog sein sollendes Substrat, - als ob die Kunst seiner Zeit mehr als ein Moment im Gang der Geschichte der Künste hätte sein sollen. Und nicht einmal das, worin sie ein solches Mehr war, etwa in der Musik, ließ sich mit seiner Theorie einer fundamentalen Geniesubjektivität verbindlich definieren und klären.

So rächt sich der Versuch, das Kunstschöne der Subjektivität des allmächtigen Genies entspringen zu lassen, weil dieses, lediglich an ahistorisch sein sollenden Mustermodellen als individuierende Kraft arbeitend, dazu verdammt ist, seiner Selbstauflösung entgegenzuarbeiten: ein Substrat, das zugleich als bleibendes Muster bleiben soll, kann und soll nicht unendlich individualisiert, es kann nur endlos pseudoindividualisiert werden.

In Wahrheit geschah schon in der Subjektivierung des Subjekts die Verflüssigung des Modells von Muster, die Auflösung ästhetischer Objektivität, der sich nur noch die klassizistische Musterfixierung einige Zeit widersetzen konnte. Die frei werdende Subjektivität verabsolutiert die Subjektivität im Subjekt Genie, der keine oder nur mehr eine je eigene - individuelle - Rationalität fürs heterogen zerfallende Musterwerk und dessen Musterstil zur Verfügung steht. Damit zergeht die das Subjekt tragende Traditionsbildung, jedes Subjekt wird seine eigene. Und weil eine nur individuelle Rationalität von Irrationalität ununterscheidbar sein muß, wird auch die Subjektivität von sich frei, sie muß nicht mehr, was sie nicht mehr kann.

Mit anderen Worten: die Idee des Kunstschönen kollabiert als ästhetische, wenn sie in das Zeitalter der Subjektivität eintritt und eine neue Tradition neuer Kunstschönheit begründen soll. Da man das Kunstschöne nur unter Voraussetzung eines Vollkommenheitsbegriffes von Kunstschönheit hätte transsubjektiv begründen könne, so Kant, dieser Begriff aber ohne Realität sei, ebenso Kant, könne Kunstschönheit immer nur als allgemeine Subjektivität, niemals als Objektivität eines sich objektiv vollstreckenden Geistes von Kunst behauptet werden.

Und im Horizont des Kantischen Denkens war es auch unmöglich, eine objektive Vollkommenheitsgeschichte der Künste zu denken, weil sein Denken nur von der Natur des transzendentalen Genies her - im Gefolge Leibnizens - eine solche Vollkommenheit, eine nur subjektive, denken



konnte. (Sein Versuch, der Nominalisierung der ästhetischen Subjektivität Einhalt zu gebieten, hilft ihr zum Durchbruch.)

Daß die ästhetische Idee einer geschichtlichen Evolution und darin der Selbstentfaltung der Idee unterliegen könnte, lag seinem transzendentalen Ansatz unzugänglich fern. Schrumpft aber die ästhetische Idee auf eine von Irrationalität, verstößt sie, nach Kants Ansatz, gegen den Endzweck jeder wirklich ästhetischen Bemühung von Kunst: ein Zusammenwirken unserer Vermögen zu vertiefter Welt- und Selbsterkenntnis zu leisten.

Ist dieser Endzweck mit der Moderne aber geradezu in den Rang einer Existenzbedingung des Menschen eingetreten - als „wissenschaftliche Weltorientierung“ - , so kann eine Kunst, die sich dem versagen muß, nur mehr die Aufgabe einer Entlastung von jener Mühe und Arbeit übernehmen. Daher bleibt die Irrationalitätskunst, auch in ihrer Gestalt als sinnloses Spiel, ebenso wie jede Unterhaltungskunst auf jene Endzwecklichkeit bezogen: sie nimmt einen Zustand vorweg, in dem nicht mehr erkannt werden muß, weil alles erkannt ist. Erkenntnislose Sinnlichkeit als Arkanum und Rekreation der getanen Arbeit des Begriffes.

(April 2008)

### **(83) Unser Heiland Froschkönig**

Wenn ein moderner Künstler die Skulptur eines „gekreuzigten Frosches“ erschafft, die, als ein „ein Meter hohes Kunstwerk“ den Eingangsbereich eines neu eröffneten Museums für moderne Kunst „ziert“ - wie soeben im „Museon“ zu Bozen geschehen und berichtet - dann werden auch die obligaten Konfrontations-Stimmen des unvermeidlichen Kunstdiskurses moderner Provenienz mitberichtet. Die Pro-Stimmen reden der Freiheit der Kunst, die Kontra-Stimmen der Beleidigung der Religion das Wort.

Aber diese Stimmen sind nicht an feststehende Parteien, Stände und Eliten verteilt, und sie verhandeln auch nicht mehr über die Frage, ob der Gegensatz von gutem und schlechtem Geschmack zur Debatte stehe. Und sogar die Frage, ob das genannte Werk des modernen Künstlers noch oder nicht mehr oder irgendwie beides sei: Kunst als Nicht-mehr-Kunst und/oder Doch-noch-Kunst, bespült nur mehr den gelangweilten Inselsaum unserer „ästhetischen Diskurserwartungen.“ Wie soll man über Etwas streiten, dessen Erkennbarkeit mangels bestimmter Grenzen des (Nicht-mehr)Etwas zerstäubt sind?

Es ist diese verzweifelte Lage moderner Kunst (alles als Kunst machen zu können), die deren Künstler in die höllische Enge der permanenten Skandalversuchung und Provokationsspirale wirft. In dieser Enge, die er selbst als größtmögliche Weite künstlerischer Freiheit erfährt, wird er in der modernen Gesellschaft von den einen als Verächter der Freiheit von Religion und Leben verachtet, von den anderen als origineller Provokateur neuer künstlerischer Freiheit hofiert, und von der überwiegenden Mehrheit als Verwandter des Verrückten, dessen Schicksal uns nicht berühren möge, abqualifiziert.

Der Frosch-Christus des modernen Künstlers - er kommt aus Deutschland, einem Land, in dem Hochkultur und Barbarei seit jeher einander nicht auszuschließen pflegen - zeigt uns die Zunge und hält einen Bierkrug in der einen, ein Ei in der anderen Hand. Dies verletzte die „religiösen Gefühle der Menschen“, lässt der Landeshauptmann als Fürsprecher der Kontra-Stimmen verlauten, - dies bestätige die Freiheit der Kunst, lässt hingegen die Ausstellungskuratorin des Museums gegenlauten, also das Sprachrohr der modernen Museumskultur und dessen ästhetisch expertiser Pro-Stimme. Das Bild sei zu entfernen, das Kunstwerk von seinem Kreuze zu nehmen, fordern die einen, - keineswegs, erklärt Südtirols Kulturlandesrätin entschieden, eine „Entfernung“ des Werkes komme nicht in Frage, sie „wolle keine Zensur ausüben.“

Ist etwas faul im Land der Kunst oder in dem der Politik und des modernen Lebens? Offensichtlich sind sich die Mächtigen des Landes (und seiner Bevölkerung, die in Südtirol überwiegend katholischen Glaubens sein soll)über das Sein oder Nichtsein von Kunst uneins und können zugleich nur mehr mit schwachen Argumenten, die eher Gewohnheitsäußerungen wiederholen, ihren Standpunkt befestigen. Man immunisiert sich gegeneinander, - und das war's dann; der eine glaubt dies, der andere das, - ein neoreligiöses Schisma im Land der Kunst oder besser: im Land (des modernen Lebens) über der Kunst?

Der Landeshauptmann beklagt nicht nur eine Verletzung der Religion, sondern zudem noch eine „Geschmacklosigkeit“ (als ob ‚Geschmack‘, der bei Kant und im 19. Jahrhundert eine normative Rolle im Haushalt der Kunst spielen durfte, diese in moderner Kunst weiterspielen könnte), die den Künstler als Verwandten des Halb- oder Ganzverrückten stigmatisiere: "Da muss einer nicht ganz holla im Kopf sein, um so etwas zu machen."

Doch so entschieden der Daumen des Landeshauptmannes nach unten weist, der Gegendaumen der Frau Kulturlandesrätin weist ebenso entschieden nach oben: Der Künstler habe „mit seinem Frosch ein christliches Leidensmotiv provokant, aber keineswegs respektlos

umgedeutet“, und dies entspreche „genau“ der „Kernaufgabe“ des neuen Museums. Während das Deuten des Landeshauptmannes noch im 19. Jahrhundert weit, ist das der Landeskulturfrau bereits im 21. Jahrhundert angekommen.

Um diese Deutungsdifferenz auch den Besuchern des Museums klar zu machen, hat sich die Museumsleitung, nach heftigen Protesten des Bischofs, herbeigelassen, ein „Informationsblatt zur Erklärung des künstlerischen Werts der Arbeit und seines Kontextes an die Hand zu geben.“ Durch die Lektüre dieser Erläuterungen soll vermutlich jedermann einsichtig werden, wie man sich zum Wert eines Kunstwerkes verhält, das ein Teil des Publikums als Verhöhnung des göttlichen Heilswerkes empfinden und erkennen muß, der andere Teil hingegen als Erkenntnis-, wenn nicht sogar Erlösungswerk der Kunst, - denn wie sonst könnte das provokante Umdeuten religiöser Inhalte durch Inhalte der Kunst als sinnvolles Unternehmen anerkannt werden?

Natürlich wird das Informationsblatt nur die Dogmen der modernen Kunstideologie verkünden und es jedem Besucher frei stellen, sich „sein eigenes Urteil“ vorurteilsfrei zu bilden. Nichts wird von einem intendierten Sinn des Unternehmens zu lesen sein, der gleichwohl leicht erkennbar sowohl das Motiv des Künstlers wie das Resultat seiner Arbeit leitet. Denn die Zielvorstellung, daß moderne Kunst beauftragt sein könnte oder sollte, durch provokantes Umdeuten vom Erlösungswerk einer Erlösungsreligion zu erlösen, erhebt zwangsläufig den Anspruch, moderne Kunst sei als Kunstreligion möglich und notwendig. Die moderne Kunst wäre „unsere Antike“, wie kürzlich ein Kulturjournalist in Deutschland vermutete, nachdem er die aktuelle „documenta“ in einem rauschhaften Zustand vollendeter Erkenntnis verlassen hatte.

Doch sollten wir uns gegen die Bürstungen des Zeitgeistes wenigstens mit Zweifeln, wenn nicht mit Renitenz wappnen: wenn es jedem Besucher frei steht, sich zur Botschaft der neuen Freiheits-Religion zustimmend oder ablehnend, folgend oder verweigernd zu verhalten, dann könnte der „intendierte Sinn“ des Unternehmens kein wirklich (neu)religiöser, sondern ein nur „ästhetischer“ sein, ein im Geist der ästhetischen Moderne durch modernes Kunstdeuten zu erspielender Sinn sein. Der moderne Künstler könnte daher lediglich im Auftrag eines ästhetischen Spieles, oder genauer: einer Spiel-Ästhetik sein Werk des permanenten und radikalen Umdeutens und Umwertens aller Werte und Inhalte dieser Welt vorantreiben müssen.

Zu welcher Freiheit befreit uns der gekreuzigte grüne Frosch des modernen Künstlers? Es muß eine sein, widrigenfalls würde die den

Südtiroler Grünen angehörige Kulturlandesrätin nicht versuchen, das „provozierende“ Kunstwerk unter Tabu zu stellen und gegen die Apologeten herkömmlicher Religion und deren Freiheit in Schutz zu nehmen.

Diese Frage stellt sich noch eine andere Fraktion der grünen Farbe, die des Islams, seitdem sie durch die aktuelle „Globalisierung“ und Konfrontation mit der Ersten Welt mit den Labyrinthen der säkularen Freiheit konfrontiert wird. Und auch der westliche Beobachter, sofern er an den „Diskursen“ über moderne Kunstfreiheit eher aus der Ferne und angesichts der ewigen Wiederkehr der immergleichen (Gegen)Argumente - pro und contra moderne Kunstprovokation - nur mehr gelangweilt teilnimmt, möchte den Künstler der grün gekreuzigten Kröte fragen, ob er demnächst auch Mohammed als grünen Frosch, vielleicht beim Vollzug seiner Ehe mit einer Neunjährigen, auf Skulptur bringen wird.

Mit der Mohammed-Keule in der Hand, können wir dem alt und morsch gewordenen Diskurs über moderne Kunst und Kunstfreiheit mit neuem Pfeffer und Salz neues Leben einhauchen, und daher geschieht es nicht nur eigennützig, wenn wir liebend gern erfahren möchten, vom Künstler höchstpersönlich, ob er bereit sei, sein Leben für die Freiheit seiner Kunst, die eins ist mit der Freiheit des säkularen Menschen der westlichen Kultur, einzusetzen.

Dieser (Kreuz)Weg wäre leicht zu beschreiten, denn würde Mohammed auf ähnlich „provokante“ Weise umgedeutet wie Christus, wäre der Künstler zeit seines Lebens seines Lebens nicht mehr sicher. Würde er aber durch die Hand eines islamistischen Schächers sterben, könnten grüne und nichtgrüne Repräsentanten unserer säkularen (Kunst)Freiheit auch einen gekreuzigten Frosch als (provokantes) Symbol der neuen Kunstreligion, die uns von aller Religion und deren sattem bekannter Gewalt erlöse, präsentieren.

Und auch dazu würden „Informationsblätter“ und nicht nur diese als Begleitschriften erscheinen, die von ferne an die protestantischen Flugschriften der Reformation erinnerten. Schriften, die den Grundstein zu einer wirklich neuen Kunstreligion legen könnten: das Provokationstierwerk könnte nun einer auch kultischen, nicht mehr nur einer musealen Verehrung zugeführt werden. Wer für seine neue Freiheit nicht gestorben ist, verdient auch nicht, universale Auferstehung in seinen Verehrern und Nachfolgern zu finden.

Doch unsere Mohammed-Frage kann nicht mehr gestellt werden, und für den Künstler ist der neue Kreuzweg nicht mehr beschreitbar. Er ist im

Alter von vierundvierzig Jahren verstorben, an den Folgen seiner Trinksucht, wie uns berichtet wird; und gleichfalls wird uns mit dem Titel des Werkes „Zuerst die Füße“ berichtet, daß er sich zum Zeitpunkt der Erschaffung des Gekreuzigten Frosches in einer „tiefen Krise befunden habe.“ Daraus folgt, daß der Künstler im Jahre 1997 nach Christi Geburt das Zeitliche gesegnet hat, auch eine Tatsache, die berichtenswert wäre, sofern sie im Zeitalter der Kunstreligion und deren Zeitrechnung verstehbar bleiben sollte.

Was wird bleiben vom „Bozener Skandal“? Wird es Bekehrungen, Erleuchtungen, Missionierungen geben? Läßt sich aus einem Saulus ein Paulus machen, - sei es in dieser, sei es in jener Richtung? An welche Richtung der Kulturberichter der Neuen Zürcher Zeitung gedacht hat, als er sich darüber wunderte, daß ein „gekreuzigter Frosch“ in einem modernen Museum einen Skandal auslösen konnte, daran besteht kein Zweifel. Der „Skandal“ zeige, „wie viel Vermittlung noch nötig sein wird, um Bozen zu einem wirklichen Kunstzentrum zu machen.“

An diesem Appell an die Vermittler moderner Kunst können wir nochmals erkennen, daß in der Tat (jedenfalls für die gläubigen Vermittler) die Botschaft der neuen Kunst(religion) zu einer Freiheit erlösen soll, die irgendwie mit jener der säkularen Gesellschaft eins sein soll. Es mag das moderne Ich in seiner Allmacht und Würde, Selbstverzückung und Selbstverwirklichung sein, ein Menschengott, der sich selbst alles und nichts ist: Kreuz und Erlösung, eine Aufgabe, über der vermutlich schon mancher grün vor Zorn in einen Frosch verwandelt wurde.

(Mai 2008)

### **(84) Marktindividualismus der Künste**

Das Los des Marktes entscheidet auf allen Podien der postmodern gewordenen modernen Künste traditioneller Herkunft (Architektur, Skulptur, Malerei, Musik und Dichtung) über die Anerkennung erfolgreicher Künstler, über Erfolg oder Misserfolg von Kunstrichtungen und Kunstwerken.

Verschwunden sind jene Eliten der Gesellschaft, deren ästhetisches Konsenspotential in aller vormodernen Kunst und deren Geschichte einen vor- und metamarkefähigen Kunstgeschmack in den jeweils aktuellen Kunstrichtungen ermöglichte.

Dem unendlichen Verlust scheint ein unendlicher Gewinn zu konvergieren. Im Maße wie Kunstproduktion und Kunstleben als Mitte und Leitbild der modernen Gesellschaft zerfielen, entfaltete die moderne Kunst traditioneller Herkunft die Freiheit ihrer totalen Individualisierung. Der vormoderne Agon verschwand, um die Regentschaft der modernen Kontingenz zu ermöglichen.

Wir erblicken zwei Seiten einer Medaille: die neue Mitte Kunstmarkt – in unübersehbar viele Spezialmärkte zerfallen – wäre ohne den totalitären Individualismus der modernen Künste ebenso unmöglich wie unnötig; und ebenso gilt umgekehrt: ohne seine totale Vermarktung zerfielen der moderne Künstler-Individualismus und dessen ästhetischer Pluralismus zur hinfälligen Nichtigkeit privater Selbstdarstellung.

Beide: moderner Markt und moderne Kunst, bedingen und erzeugen einander, und ihr Drittes, der sie tragende Grund, ist eine Freiheit, die zunächst nur mehr durch Spezial-Eliten, die ihre Märkte zu regulieren glauben, über gesellschaftliche Repräsentationskraft verfügt.

Die postmodernen Surrogate der verschwundenen Eliten: Behörden und Kuratoren, Veranstalter und Manager, Agenten und Agenturen hecheln global und regional den lukrativen Veränderungen ihrer Märkte teils hinterher wie Aktionäre hinter den Aktien der Finanzmärkte, teils bestimmen sie als mächtige Wasserträger ihrer Märkte das aktuelle Angebot an Künstlern, Kunstrichtungen und Kunstwerken. Die Räderchen des Betriebes sind mächtiger als dessen Radwerk.

Ist aber das Kunstleben ein global durchdrungenes Marktleben geworden, muß sich auch das Verhältnis der Künstler zueinander und zu ihrer Kunst radikal verändern: mangels verbindlicher Urteile – des ästhetischen Geschmacks, der Profession, der Stilbildung – sterben alle vormodernen Hierarchiebildungen ästhetischer und künstlerischer Normen, Werte und Inhalte. Jeder Künstler agiert zuerst und zuletzt als Einzelkämpfer seines Werkes und seiner Anerkennung, und doch müssen alle Individualitätsgenies als tolerante Pazifisten ihrer Marktzunft miteinander zurechtkommen, sofern sie einander im Dschungel ihrer Teilwelt nochmals begegnen.

Da kein Künstler, keine Kunstrichtung und kein (Gesamt)Werk nochmals zur normierenden Leitwährung eines speziellen Kunstmarktes aufsteigen kann, wird am Ende die elitelose Elite der Kundschaft des Marktes König. Der moderne Künste-Markt wäre ohne die egalitäre Elite des Konsumenten unmöglich und unnötig.

Da alles – die unübersehbare Palette des Angebots - irgendetwem irgendwo irgendwie gefällt, wird somit alles irgendwo von irgendetwem zu irgendwelchem Preis gekauft und bezahlt. Sofern nur der Markt sein Marketing auf Trab, die egalitäre Elite der zerstreuten Kundschaft an sein Gängelband gefesselt hat. Die totale Konsumentenfreiheit ist die rezeptive Kehrseite des individualistischen Einzelkämpfertums moderner Kunst.

Keineswegs wird also das Los der Kontingenz den modernen Künsten traditioneller Herkunft von außen, von äußeren Märkten angetan. Postmodern gewordene moderne Kunst verfügt selbst auf kontingente Weise über alle Mittel und Zwecke, alle nur möglichen Materialien und Formen von Kunst, deren sie zu individueller Ausbeutung habhaft werden kann. Daher korreliert sie zwanglos und ungezwungen mit den Anarchismen und Kontingenzen einer Marktkultur, die sich über ihre Selbsterhaltungskämpfe definiert: über ihr Überleben und jederzeit mögliches Nichtüberleben.

Ob das ständig wachsende Angebot an Werken und Künstlern, global produziert und global vermarktet und konsumiert, zu einer nivellierenden Inflation des pluralen Individualismus führen wird, ist eine eher sekundäre Frage. Denn ein überbordendes Angebot, das nicht mehr kanonisch zu organisieren und zu integrieren ist, weder subjektiv noch kollektiv, liquidiert auch den Gegensatz von künstlerisch-ästhetischer Inflation und Nichtinflation. Resultat: Eine Art Wiederkehr des Gleichen, das vom Ungleichen nicht mehr, und des Ungleichen, das vom Gleichen nicht mehr unterscheidbar ist. Erinnern und Vergessen von Kunst und Künstlern koinzidieren.

Angesichts dieser Problemlage, die vielfach bereits dramatische Verfalls- und kuriose Absurditätszustände produziert hat, könnte man versucht sein, einen neuen letzten Sinn der totalen Marktwerdung von Kunst zu entdecken. Deren totale Individualisierung wäre der Versuch, das außerhalb der postmodern modernen Künste mehr als ernsthafte Konkurrenzleben im Dienste des Bruttosozialprodukts weichzuspülen. Statt Kampf um Existenz und Gewinn, statt totale Rationalisierung und Kapitalisierung aller Produktions-, Konsumtions- und Arbeitsmärkte: das genaue Gegenteil: verantwortungsbefreites Spiel grenzenloser Kreativität, das irgendwann nichts kosten und nichts mehr einbringen wird müssen, weil glücken könnte, woran vorerst nur die Apostel der neuen Freiheit glauben: den tödlichen Ernst des Kampfes ums ökonomische Erleben als Freude an einem Spiel aller mit allen umzuorganisieren.

Der moderne Individualitätskünstler als verkappter neomarxistischer Sozialarbeiter und sein Werk ein schreiender Appell an das bedrohte

Individuum der modernen Marktgesellschaft, jenseits aller Tauschwerte den reinen Gebrauchswert freigesetzter Kunstphantasie als bare Lebensmünze zu nehmen. Je sinnfreier das Artefakt, umso glücklicher jede individuelle Sinnggebung des Sinnlosen. Alles Nützliche schon vorhanden, alles Notwendige produziert, alle Arbeit getan, alle Bruttosozialprodukte und Wirtschaftswachstümer hinfällig und unnütz geworden: der Reichtum der Zukunft wird als neues Manna vom Himmel fallen. Die Erste Welt hat wieder einmal nur an sich selbst gedacht.

(Juli 2009)

### **(85) Hegels Scheinen als solches**

Hegels „Scheinen als solches“, das seine Ästhetik dem modernen ideallosen Ideal prophezeit, erscheint in der Malerei bereits im Impressionismus, obzwar noch gehalten in den Grenzen der vormodernen mimetischen Malerei. Diese verschied klassizistisch, jene aber entging nicht dem Abgrund eines „Scheinen als solchen“, vor dem sich die Photographie, wissenschaftlich gezeugter Neukömmeling einer neuen ideallosen Ästhetik, nur dadurch bewahrte, daß sich ihr Licht bereits technologisch reflexiv zu Welt und Bild verhielt, - mit gleichgültiger, nicht mehr mimetischer Künstlerhand.

Monets Bildersequenz der Kathedrale von Rouen zeigt des impressionistischen Malers Absicht unverhüllt: wie bringt die Arbeit des Lichtes die Erscheinung dazu, als Erscheinung zu erscheinen? Womit die Photographie wissenschaftlich-technisch spielt, das wird den Malern der Epoche zur Arbeit. Als habe Licht die Dinge dieser Welt, nicht bloß deren Fähigkeit, im Schein unseres Sehens erblickt werden zu können, ermöglicht.

Das musikalische Pendant dazu wurde im sogenannten musikalischen Expressionismus und dessen nichttonalen Formen und Gesten nachgeliefert: Stille schaffe und gestalte nicht nur den Raum der Klänge, sondern auch das Erscheinen aller Klänge. Oder anders gewendet: wie das Licht einen wahrnehmbaren Raum erschaffe, so die Stille eine wahrnehmbare Zeit.

Das Scheinen als solches mußte in allen einzelnen Künsten, sofern sie der Vormoderne entstammten und vortechnologisch verharrten, als Selbstverbrauch ihrer mimetischen Mittel durch deren Selbstreflexion durchgeführt werden. Auf dieser Spur segelte die jeweils avantgardeste Avantgarde der traditionellen Künste, meist sich verstehend als negative



Theophanie oder als utopische Befreiung des modernen Menschen an die Ufer eines neuen, ganz anderen Menschen.

Seither gibt es kein ästhetisches Erscheinen avantgarder Art, dem nicht sein Verschwinden einbeschrieben wäre. Pausen als erste Stille, Farben als letztes Licht haben die Bühne besetzt. Was beginnt, endet; was leuchtet, leuchtet nicht mehr. Als wären nicht nur unsere Sinne dem Ungeheuer unversöhnbarer Kontingenz hilflos ausgeliefert.

Die Zartheit, mit welcher der Impressionismus seine Gestalten in Farbenspiele einmaliger Stimmungsatmosphäre tauchte, verhüllte die Gewalt, die dem Licht angetan werden mußte, um ihm einen letzten Schein kunstgeborgener Wärme zu entreißen. Der Rubikon der Realität mußte unreal überschritten werden, - auf der Suche nach einem reinen Scheinen reiner Malerei, das sich als reine Abstraktion von aller Weltgegenständlichkeit realisieren sollte.

Und das Stigma der Stille und des Verschwindens, das wirklich Neue Musik verhüllt und zu schützen scheint, verbirgt die Gewalt eines Herrschaftswillens, der dissoziierte Töne und Klänge als Abstraktion von Musik realisieren muß.

(November 2009)

## **(86) Zur Geschichte der Künste**

Weil dem modernen Geist keine der traditionellen Künste unmittelbar entspricht, ist der Film, der zugleich keine Kunst im traditionellen Sinne ist, die dem modernen Geist entsprechende moderne Kunstform.

In der Geschichte der Künste entsprach die Architektur dem Symbolischen Ideal; die Skulptur und die noch mythisch gebundene Dichtung dem Klassischen Ideal; Malerei und Musik in ihrer Verinnerlichung und Totalität dem Romantischen Ideal. (Hegel)

Im Modernen Ideal bietet die von Mythos und Religion befreite Dichtung zwar nochmals ein Medium, die Totalität und Freiheit des modernen Lebens fragmentiert zu erfassen, zu reflektieren und in Wortsprache zu übersetzen.

Eine Übersetzung, die sich bis zur kunstfeindlichsten Prosa vom Geist schöner universaler Dichtung entfernen kann, weil die gedankliche und erkennende Durchdringung der modernen Realitäten auch für die moderne Dichtung zur Bedingung sine qua non aufstieg.

Wäre Joyce' Ulysses der wiederauferstandene Homers, müsste seine Dichtung nicht die Absenz des Absoluten, das Fehlen des Absconditen, das Verschwinden des Mythos beklagen. Weder durch Film noch durch Dichtung noch durch andere, etwa neue Künste ist eine neue absolute Rückbindung und Rückreflexion, gar eine rituelle, an ein neues Absolutes, an einen neuen Mythos oder Gott zu erwarten möglich.

Die Versuche des früheren Bürgertums, den sich säkularisierenden Künsten den Status einer säkularen Kunstreligion zu verschaffen und kultisch-kulturell zu leben, widersprachen dem weltgeschichtlich notwendigen Veto des absoluten Geistes. Den Prinzipien des freien Absoluten der Moderne konnten vernünftige Philosophien, Wissenschaften, politische und ökonomische Systeme abgerungen werden, nicht aber nochmals originäre Künste, die durch eigene vernünftige Rationalität mit den absoluten Prinzipien höchster Rationalität und Freiheit hätten präsentierend und repräsentierend konform gehen können und sollen.

Die Frage, welche Gestalt die absolute Religion künftig annehmen wird, ist damit nicht beantwortet. Hat aber der absolute Geist seine Menschheit in die Freiheit totaler Subjektivität und ihrer säkularen Kollektive entlassen, können diese nicht neuerlich durch Kunst und Kunstübung, welche auch immer, aus dieser Entlassung entlassen werden.

Unter den Gesetzen dieser Entwicklung war es unausweichlich, daß die christliche Religion, (die mit Hegel das Attribut ‚absolut‘ unter anderem auch deshalb absolut verdient, weil ihre Wahrheit trotz erreichter Moderne unüberbietbar bleibt) alle Kunst als Zulieferer neuer Riten und Kultgestaltungen verlieren mußte. Ebenso unausweichlich, daß der Einlass säkularer Künste und moderner Medien für religiöse Zwecke und Entwicklungen undienlich sein muß.

Wer den Geist und Inhalt der christlichen Messe mit Populärmusik verkuppelt und in Discos und andere Unterhaltungstempel verpflanzt, um dadurch der Wahrheit selbst und ihren modernen Empfängern eine neue Gasse zu schlagen, kann als tödliches Opfer der modernen Spaßgesellschaft obduziert werden.

Während dem modernen Geist keine der traditionellen Künste unmittelbar entspricht, entsprachen dem vormodernen Geist gewissermaßen alle, aber jede nur zu ihrer Zeit, in den Epochen ihrer sich vollendenden Entwicklung. Die vollendete Entwicklung des Romantischen Ideals als „letzte Totalität“ (Hegel), beendete auch die einst epochenbildende Möglichkeit und Kraft einer unmittelbaren Konformität zwischen absoluter Freiheit und absoluten Kunstidealen.

Diese Vollendung bedingt nach Hegel unausweichlich, daß der „Humanus“ der Moderne und sein idealloses Ideal die Bühne der befreiten Künste betreten, um als freie Dramaturgen mit allen nur erdenkbaren Formen und Inhalten, Materialien und (Nicht-mehr-)Gattungen der Künste zu spielen. Kein Zweig der „ästhetischen Moderne“ und ihrer totalen Freiheit, der die Tendenz zur totalen Nominalisierung der Künste hätte brechen können und sollen.

Adornos sophistischer Trick, die Auflösung der traditionellen Gattungen als von gleichem objektiven Rang wie deren objektive Vollendungsgeschichte aufzufassen, markierte nochmals die genaue Grenze zwischen Romantischem und Modernem Ideal.

Im Modernen sind weder Gattungen noch deren geschichtlich-objektive Entwicklungen möglich und notwendig. Eine Kultur und Gesellschaft, die ihre Präsenz und Repräsentation nur durch die Präsenzen und Repräsentationen objektiver Gattungen und Typen, objektiver Stile und Handwerke der Künste lebte, ist für immer gewesen.

Mit ihnen auch das Zentrum der kunstästhetischen Präsenz: dessen originales Genie, ein mit göttlicher Natur begnadetes, das die synchrone und diachrone Selbstentfaltung der Ideale vollkommener Kunstschönheit unter absolutem Diktat vollzog.

Nicht die Tempel der Künste sind verschwunden, aber das Allerheiligste verbirgt sich vor entleerten und entgeisteten Ballasten. Und der Humanus des Modernen Ideals hat seine Tempel längst gefunden, er muß die der Märkte lieben, um deren Geist erhalten zu helfen.

(November 2009)

### **(87) Säulenlogik**

Die Symmetrien der antiken Architektur führen uns in das Paradies jener einfachsten Proportionen, deren Einheit wir unvorgedacht als unbewußten Vollzug ihrer Vollkommenheit erleben. An der Giebelseite eines antiken Tempels wäre eine ungerade Anzahl von Säulen anathema. Ob sich neun oder acht, sieben oder sechs Säulen zur unverrückbar gefügten Reihe efinden, definiert im Reich der architektonischen Symmetrie den Unterschied zwischen Verstörung und Vollkommenheit. Nur bei gerader Anzahl zu beiden Seiten einer realen oder gedachten Mitte befriedigt sich unser unbewußt zählendes Auge, nur bei gerader Anzahl bestätigt sich unser proportionslogisch denkender Sinn eine durch sich selbst

verständliche Proportionseinheit von Säulen als harmonisches Ganzes harmonisch gegliederter Teile.

An den Langseiten eines Tempelquaders aber ist es uns gleichgültig, ob sich achtzehn oder neunzehn, achtundzwanzig oder neunundzwanzig Säulen eingefunden haben, weil wir den Säulenumgang jenseits der Acht nicht mehr äuglich zu einer unwillkürlichen Anschauungseinheit zusammenfassen; und elendslange Säulenreihen offenbaren ihr bestimmtes Maß nur durch die Vermittlung des bewußten, nicht durch die Unmittelbarkeit des unbewußten Zusammen-Zählens.

Dennoch fiele dem eingeübten Auge eines Gelehrten und Kenners aller antiken Tempel sogleich eine Disproportion auch im Zahlganzen aller Säulenumgänge auf, weil seinem an ungezählten Tempelanlagen geübten Ganzheitsblick nicht mehr entgeht, daß auch das Verhältnis der Säulenzahl an den Stirn- und Langseiten des antiken Tempels ein inneres Proportionsverhältnis, eine Proportion von Proportionen berührt. Denn das Verhältnis der lang- und kurzseitigen Säulenreihen ist vermittelt durch deren nicht beliebiges Verhältnis zum thronenden Gewicht des Tempelquaders, zur Höhe und Dicke der Säulen, zur Dimension von Giebeldreieck und Gebälk, also zu Faktoren und Kräften, gegen die das Symmetrische einer Horizontalreihe tragender Säulen als belebende und entschwerende Gegenkraft zur Geltung kommen soll.

Auch die Stein gewordene Materie soll dem göttlichen Werkmeister unbezwinglich gehorchen, denn die Harmonie des Auges war dem Griechen heilig; aus jeder Perspektive sollte ihn ein eurythmischer Wohlklang bewegter Elemente ergötzen, eine vollkommen gebaute Form, denn nicht durfte der Blick der Götter, von überall und obenher niederschwebend, durch Chaos und Schwäche erzürnt werden.

Dem Laien von heute wären wohl nur mehr absurde Disproportionen zwischen kurzer und langer Säulenreihe ein Dorn im Auge; aber disproportional gelangte Tempelbaracken traten den antiken Baumeistern nicht einmal in ihren absurdesten Träumen vor das innere Auge; und ein dadaistischer Tempel hätte den Einsturz des Weltgebäudes und seiner kosmischen Ordnungen herbeibeschworen. Die acht Säulen des Parthenon, die sechs Säulen des Concordia-Tempels harmonieren daher auch mit dem Gesamtmaß des Säulenumganges, sie sind die vollendete Anzahl, eine zuviel oder eine zuwenig verkehrte die Harmonie in eine unauflösbare Dissonanz. In seinem Tempel fand sich der Grieche im Mittelpunkt der Welt, im Innersten seiner Götter, in der Kreisnabe eines zeitlosen Kosmos. (Juni 2007)

## **ASTRONOMIE, KOSMOLOGIE**

### **(88) Universum, Pluriversum**

Die Expansion des Universums ist für die moderne Astronomie ein Indiz dafür, daß es einen Anfang gehabt habe. Wie aber, wenn diese Expansion nur in unserer Hemisphäre des Universums stattfände, in der Gegenhemisphäre jedoch, in die wir nicht hinüberschauen könnten, fände zu gleicher Zeit die exakt gegenläufige Bewegung, eine universale Kontraktion statt, und beide Prozesse prozessierten in ständiger und einander bedingender Gegenläufigkeit?

Größte Expansion wäre unmittelbar größte Kontraktion, aber in der anderen Hemisphäre, - unsere würde zur anderen geworden sein, die andere hingegen, die kontrahierende, würde im Endpunkt ihrer Kontraktion sogleich in die Expansion übergehen. Wir hätten ein ewiges Universum, ein in sich pulsierendes, - ein stets sich erneuerndes, das jedoch zu keiner Zeit und an keinem Ort in beiden Hemisphären als eines und ganzes erfasst werden könnte.

Eine verborgene und doch erscheinende Ewigkeit, obgleich an jedem Zeit- und Raumpunkt des Universums das Ende stets unausweichlich zu sein scheint, - entweder durch Kontraktion oder durch Expansion, entweder durch Kollabierung oder durch Verdünnung. Das Universum wäre gleichsam eine doppelwandige Kugel, die sich durch ein fortwährendes Aus- und Einatmen am Leben und in Bewegung erhielte.

Das phantasierende Denken fügt an diese Vorstellung beinahe unwiderstehlich die nächste an: unsere Kugel könnte von einer nächsten, diese wieder von einer nächstangrenzenden umgriffen sein, und in jeder könnten ähnliche oder gleiche Umkehrprozesse regieren. Wäre aber jede Kugel wieder von ein anderen umkugelt, somit ins Unendliche fort, tritt die Aporie des unendlichen Regresses ein, um eine Träumerei zu unterbrechen, die mittlerweile in die moderne Theorie-Physik, Abteilung Pluriversen, Eingang gefunden hat.

Allerdings mit der wissenschaftlichen Grenze, dass moderne Physik sich immunisiert hat gegen den Gedanken, es könnte an der Grenze aller materiellen Universen ein anderes, ein ganz anderes regieren. Deshalb verbleibt für die moderne Wissenschaft das Postulat einer Transzendenz,

die als Erst- und Endverursacher aller endlichen Universen gesetzt werden müsste, nichts als eine Träumerei, und eine sinnwidrige dazu. Aber die Grenzen unserer Wissenschaft mit den Grenzen unseres Universums, sei es eines oder vieles, gleichzusetzen, ist kein wissenschaftlicher, sondern ein pseudoreligiöser Akt. Wissenschaft kann nicht diktieren, was Sinn von Welt und Mensch sein soll. Daher folgt: es ist auch in dieser Frage, noch nicht aller Tage Abend.

(November 2006)

### **(89) Unsere galaktische Person**

Jede Galaxie erhält ihren Raumzeitort durch externe Verursachung; doch jede Galaxie erhält zugleich ihre Gestalt durch immanente Verursachung. Anordnungsmechanismen des Universums verfügen über den Raumzeitort, galaktische Mechanismen an deren Raumzeitort verfügen über alle individuellen Ursachen der Galaxienbildung.

Interagieren zwei oder mehrere Galaxien, interagieren deren galaktische Mechanismen, ohne doch den Raumzeitort einer oder mehrere neuer Galaxien vollständig verursachen zu können. Raum und Zeit sind nicht Epiphänomene von Materie und materiellen Prozessen, sosehr die konkreten Raumzeitorte konkreter Galaxien von relativitätstheoretischen Eigenschaften eben dieser Galaxien abhängen.

Jede Galaxie bildet sich durch Selbstorganisation, die sowohl die äußere wie die innere Form der Sterne und ihrer Trabanten, ihrer interstellaren Wolken und Materien bestimmt. Was sich bewegt - und kein Teil einer Galaxie bewegt sich nicht - ist durch individuelle Genese geworden: ein Dasein von Gewordensein, das unverwechselbare Zeiten und Räume mit Präsenz erfüllt.

Verdanken sich die Raumzeitorte des Universums dessen Expansion, verdanken sich die materiellen Raumzeitorte der Galaxien einer Impansion, gleichsam eines Universums „vor Ort.“ Wir stehen daher nicht an, die galaktische Materie, obgleich in unserer Perspektive als anorganische definiert, im Vergleich mit aller terrestrisch anorganischen Natur als ein selbsttätiges Ungeheuer benennen.

Jede Galaxie setzt sich aus sich, aus ihrem Zentrum als Galaxie heraus, jede vermehrt sich durch Selbstvermehrung und vernichtet sich durch Selbstvernichtung. Selbstverständlich hat keine (Zwerg)Galaxie den Anfang ihrer Zentrumsbildung uranfänglich angefangen, weil wir in diesem

Fall ein Universum atomistischer Galaxien behaupten würden. Anfang und Anfangs-Zeitort jeder Galaxie konvergieren, sie unterliegen den Anordnungsmechanismen des Universums, die wir freilich nur hypothetisch als „Mechanismen“ bezeichnen, weil wir uns an und in anorganischer Materie keine andere Art von Kausalität wirksam denken können.

Davon haben wir ein Vergleichsbild auf unserem Planeten: dessen Gestein, obwohl autonom - nach den Gesetzen von Geologie - individualisiert und differenziert, (also sich durch sich voneinander und von jedem anderen Dasein unterscheidend und unverwechselbar existierend) geht auf externe Verursachung zurück, - auf die Zusammensetzung des flüssigen Erdmantels, dessen Sintfluten und Erstarrungen zu Krusten und Metamorphosen aller irdischen Gesteine und Erden. Im Anfang des Planeten waren keine Gesteine, keine Erde; sie mussten und sollten durch individuelle Genese werden: ein Dasein von Gewordensein, das unverwechselbare Zeiten und Räume mit Präsenz erfüllt.

Daß folglich jede Galaxie ein Bild von kosmisch existierender Freiheit ist, versteht sich: kontingent erscheinende Anordnungsmechanismen teilen ihr alle Raumzeitorte mit, obgleich die Art ihrer Bewegung durch diese Orte zugleich von den relativitätstheoretischen Eigenschaften der einzelnen Galaxien dependiert; doch innere und äußere Gestaltung jeder Galaxie ist nicht Aufgabe und Arbeit des Universums.

Die galaktische Bildungsarbeit geschieht unter der Voraussetzung von Gesetzen: von allgemeinen Akten der Verknüpfung von Materie und Form, worin bekanntlich alle Galaxien übereinstimmen und Galaxien sind. Sie mussten sie nicht erfinden, sie dürfen die allgemeinen Akte individuell variieren. Dies der allgemeine Genius ihrer Selbstorganisation, an und in dem sich jede Galaxie in der Kontingenz von Ort und Zeit (und materieller Konkurrenz anderer Galaxien) individualisieren kann und muß und soll.

Die verschiedenen Gestalten der Galaxien: spiralförmige, elliptische, sternförmige und sofort könnten analogisch als verschiedene Willenscharaktere der einen galaktischen Ungeheuer-Person angesprochen werden; und noch mehr als bloß analogisch ist Teleologie der galaktischen Person immanent: denn jedes Sonnensystem spielt das Selbsterschaffungsspiel der Galaxie im Kleinen weiter, und man könnte behaupten: der Planet ist das Endindividuum, das Sinnziel der gesamten Selbstbildung.

Denn allein auf lebentragenden Planeten können Materien mit Bewusstsein entstehen und existieren, in denen die galaktische Person eine mit und durch Bewußtsein wird. Nur im Geist eines bewussten Seins vermag sich die galaktische Person als Galaxie anzuschauen. Wir sind die Galaxie, in uns ist daher auch jener Geist, der den Galaxien den Genius ihrer Form- und Materieverknüpfung eingab.

Unser Bewußtsein ist ebensowohl vor- wie übergalaktisch, in die Leere von Raum und Zeit gestellt, gleichsam vor der Erschaffung jeder Galaxie angesiedelt und sich dessen auch immer erinnernd, wenn es eine Galaxie als ganze, zeitlich und räumlich, in Anschauung und Theorie umzirkelt.

(August 2007)

### **(90) Das sich umarmende Universum**

Merkwürdiger Eindruck vieler Spiralgalaxien: durch eine ekstatische Ejakulation hätte ein überenergetischer Grundkörper eine sich entringelnde Schlange spiralförmiger Sternarme aus sich herausgeworfen. Die Stoßwelle der Explosion habe jedoch das äußerste Ende der Spirale erreicht, der Rückfluß des Körpers in sein Zentrum habe begonnen.

Stück um Stück sammle die Schlange wieder ein, was sie soeben ausgespien hat. Und wenn die Spirale demnächst in ihrem Zentrum ankommen wird, wird sich der vormals überenergetische Körper in einen negativ energetischen verwandelt haben. Aus einem Leuchtkörper mit schier unendlicher Strahlkraft wird ein Finsterling, ein einziges Schwarzes Loch von schier unendlichem Gewicht, - dem von Milliarden und Milliarden Sonnen.

Wäre dies durch Beobachtung belegt, könnte die Kraft wissenschaftlicher Theoriebildung in drei Richtungen losschießen. Das Kollabieren geschehe zu unausweichlicher Selbstvernichtung, jede Galaxie verdiene ihr Verschwinden; oder es geschehe, um sich zu erneutem Ausstoß zu sammeln; oder jede Galaxie trachte danach, ihrer permanenten Existenzbedrohung zu entkommen, - durch Vereinigung mit anderen, weshalb jede Galaxie fortwährend auf der Suche nach Partnern durch das All schwebe.

Daß angesichts dieser und ähnlicher Vorgänge unsere Zeitvorstellungen kollabieren, lässt sich durch einen Vergleich veranschaulichen. Das Kommen und Verschwinden der Galaxien nimmt in der Gesamtzeit des



Universum kaum mehr an Zeit ein, als ein Menschenleben benötigt, einen Atemzug, ein einmaliges Ein- und Ausatmen zu vollführen.

Stimmte dies, hätten wir eine Erklärung für unseren permanent explodierenden Trieb nach Wissen, nach vollständiger Erkenntnis aller Prozesse, den „unser“ Universum führt. Da es sich um unvorstellbare Zeitlupenprozesse handelt, um Zeitprozesse, denen keine Zeitlupe beiwohnen kann, und wäre sie verlangsamender als die langsamste Schnecke – Zenon lässt sie grüßen - , könnten wir diese Verachtung unserer Zeitvorstellungen akzeptieren und auf einen Begriff bringen, der sie überflüssig macht.

Ein System ewiger Begriffe entringelte sich, in dem alle Zeitvorstellungen überflüssig und vergessen sind, um beizeiten in ein zeitloses Vorstellen an sich zeitloser Prozesse vorzudringen. Plötzlich verstünden wir die energetische Sprache der lichtenden und vernichtenden Materie ohne den Faktor Zeit. Wir hätten im ewigen Raum des Urmodells Platz genommen, das sich uns nur eine kurze wissenschaftliche Zeit lang unter der Trugvorstellung Zeit präsentierte.

Unser Vermutungskonjunktiv in den meisten Dingen des Alls hat einen kategorischen Problemerkern. Diesem möchten wir eine offenbarende Wissensspirale entlocken: Wenn alle kleinen Galaxien-Örter sich am Ende der Zeit in sich zurückholen, wird sich „dann“ auch der All-Ort in sich zurücknehmen? Ist die Energie der Aussendung und Ausstrahlung endlos, oder ist sie erschöpfbar? Wir die geöffnete Hand wieder zur Faust? Und warum ist es uns verboten, dieses Universum von keinem anderen umschlungen zu denken?

(Oktober 2009)

## **(91) Der irreguläre Anfang**

Weil es im Anfang dieses Universums Irregularitäten gab, konnte es so entstehen und werden, wie es geworden und entstanden ist. Dieser Satz unserer kosmologischen Wissenschaften gründet sich auf Beobachtungen, mathematische Berechnungen und deren Deutungen. Er gibt sich als metaphysikfreier Tatsachensatz, der nur referiere, was in der Welt des Beobachtbaren tatsächlich geschehen sei. Wirkliche Wissenschaft erforscht Welttatsachen und berichtet von deren Tatsächlichkeit, behauptet wirkliche Wissenschaft.

Wie aber reagiert das wissenschaftliche Bewußtsein auf den Gegen-Satz, auf den genauen Umkehrsatz des behaupteten Satzes? Sind im Anfang eines Universums keine Ungleichheiten und Irregularitäten gegeben, weil nur gleiche Objekte von gleicher Kausalität vorhanden sind, kann auch aus diesem Anfangszustand von Materie ein Universum entstehen.

Das wissenschaftliche Bewußtsein muß sich angesichts dieser Attacke auf seine beobachtende Vernunft berufen und nichteinwendend einwenden, daß dergleichen noch nicht beobachtet wurde. Sollte es aber beizeiten beobachtbar sein, könnte es auch sein und gedeihen. Ob es aber jemals beobachtbar sein werde, darüber sollen andere, soll nicht die Wissenschaft spekulieren.

Offensichtlich ruhen die obersten Prämissen dieser beobachtenden Vernunft auf einem unruhigen und ungewissen Grund. Kann prinzipiell nur das Beobachtbare darüber Auskunft geben, welche Arten von Welt möglich sind, kann jede heute noch für unmöglich gehaltene Welt schon morgen als möglich gewordene erscheinen und beobachtet werden. Denn welche Welt sollte nicht möglich werden können, wenn Zufallsnotwendigkeit alle Welt würfelnd regiert und regierend würfelt?

Weil diese Art von Vernunft, die wissenschaftlich beobachtende, durch keine Sätze über Tatsachen, mögliche oder hypothetische, kann beunruhigt werden, muß sie durch Sätze der Vernunft, der nicht nur beobachtenden, beunruhigt werden, um ihres schwankenden Grundes und der getarnten Metaphysik ihrer Sätze – nur Beobachtungssätze und deren Folgesätze sind vernünftige Tatsachensätze – bewußt zu werden.

Da wir als vernünftig Denkende über vernünftige Begriffe möglicher Materiezustände verfügen, ohne deren exakte Realisierung genau kennen zu müssen, verfügen wir auch über vernünftige Begriffe von Mechanismus, Chemismus und Teleologie; und nur innerhalb ihrer Grenzen können reale Zustände von Materie möglich sein, mag deren künftige Erforschung auch noch in ferner Beobachtungszukunft liegen.

Und schon der Vernunftbegriff des Mechanismus klärt uns durch seine Vernunftargumente darüber auf, daß eine Welt aus völlig egalitären mechanischen Objekten und deren Kausalitäten unmöglich ist, weil sie der durch den Begriff des Objekts geforderten Selbständigkeit widerspricht.

Weil also eine Welt von Objekten nur unter der Vernunftvoraussetzung ihrer Ungleichheit und damit der „Irregularität“ ihrer Kausalität möglich ist, wird auch niemals eine egalitäre und nicht-„irreguläre“ Welt im Auge der beobachtenden Vernunft erscheinen.

Die Vorstellung einer Welt-Einheit egalitärer Objekte und Prozesse ist aporetisch, ist sinnlos. Wird sie dennoch behauptet und durch Sätze festgeschrieben, vernehmen wir „Metaphysik“, das, was Wissenschaft für Metaphysik hält.

Die beobachtende Vernunft denkt: jede Welt ist möglich, auch solche, die für unser Denken unmöglich und undenkbar sind. Das letzte Wort habe der beobachtbare Fund und der Befund des Beobachtbaren.

Die denkende Vernunft denkt: nicht weil sich durch Beobachtung anfängliche Irregularitäten finden ließen und lassen, ist keine Welt gleicher Objekte geworden, denn in diesem Fall könnte auch das Gegenteil als möglich behauptet werden: ein auffindbares Egalitär-System von Welt, – sondern weil es begriffsunmöglich ist, ist es auch realitätsunmöglich, ist es nicht entstanden und nicht geworden, denn unmöglich kann etwas Unmögliches Wirklichkeit werden.

(November 2009)

## **MALEREI**

### **(92) Gare Saint Lazare**

Monets Schwierigkeiten mit der Eisenbahnschiene: das bodenstarre Gleitgerät der industriell gezeugten Lokomotive bietet dem Pinsel keine Fläche dar, an der die impressionistische Negation den Gegenstand verwischen könnte. Die Kritiker des Impressionismus beanstandeten seinerzeit das Willkürliche und Subjektive dieser Negation; sie liefere den Gegenstand dem Belieben der vereinzelt Malerphantasie aus. Sie dachten, Kanon und Handwerk der gegenständlichen Malerei ruhten in einer gleichsam natürlichen Tradition, die sich daher als ewiges Leben und fortschrittsloser Fortschritt von Kunst und Malerei für immer fortsetzen lasse. Sie ahnten nicht, daß die impressionistische Negation bereits der letzte Modus war, mit dem der Malerei nochmals eine abschiednehmende Verklärung der sichtbaren Realität gelingen konnte.

Schon mit Cézanne beginnt daher die Verzweiflung der Malerei an der modernen Realität; diese erweist sich von fraglicher Konsistenz für die Absichten der neuen ästhetischen Zwecke des nominalistischen Malaktes. Und zugleich beginnt die Verzweiflung am Tafelbild selbst, das nun eine

fiktive Sichtbarkeit als solche, eine reine Sichtbarkeit des Sehens von Welt und Mensch zu suchen beginnt, - Ausdruck einer zu sich befreiten Phantasie durch das Darstellen weltloser Materialien, die zugleich die innere Wahrheit dieser Welt vorstellen sollten. Die Negation des Gegenstandes führte zur Erschaffung einer brüchigen Gegenwelt, deren Brüchigkeit zwar jene unserer Welt zu symbolisieren vermag, ohne daß die Malerei nochmals die Konsistenz dieser Welt verklären und in das Reich originärer Schönheit zurückkehren könnte.

Daher lieben wir heute an Monets "Gare St. Lazare" den letzten weltgeschichtlichen Augenblick, in dem sich der abschiednehmende Verklärungsmodus nochmals zu einem universalen Personalstil formieren konnte. Und wir wünschen sogar, der Maler möge in seiner Manier auch den industriellen Szenerien ganze Serien von Bildern widmen, damit in dieses letzte Refugium der alten Genremalerei auch noch die ersten Ikonen des industriellen Zeitalters, etwa Bahnhof und Lokomotive, malerisch aufgenommen werden.

Das Malen in Serie reagiert bereits auf die veränderte ökonomische Situation des neuen Künstlers, der sich von seiner Tradition freisetzen muß. Wenigstens angleichen muß er nun seine Produktion jener der Maschine, um den kunsterhaltenden Moloch des Marktes zu befrieden, und die verklärende Manier wird sofort dem Marktwert der Bilder zugeschlagen, der sich in seiner technischen Reproduzierbarkeit millionfach bezahlt machen wird: im 20. Jahrhundert steigt der "Gare St. Lazare" zum Andachtsbild der säkularen Wohnzimmerstube auf.

Das wirkliche Bahnhofsgeschehen war schon zu Monets Tagen ein Schock an Ernüchterung, ein Zerstreuen aller romantischen Träumereien, ein Ausgeliefertsein an einen gewalttätigen Mutationsakt, in dem die anschauliche Natur in den unanschaulichen Weltort der industriell-technischen Gestelle kollabierte.

Inzwischen sind hundert Jahre vergangen, und das Geschäft mit Monets Bildreproduktionen blüht im demselben Maße, in dem die ästhetische Aufgabe der Verklärung von Welt und Mensch längst an den Film und seine Machenschaften delegiert wurde. Eine neue Kunstform, die einzige von technologisch universalen Gnaden, die uns nun ein ästhetisches Erleben von Realität gewährt, ohne die Identität mit unserem alltäglichen Erleben gänzlich kündigen zu müssen.

Und auch dies ist ein letzter Augenblick, weil die scheinbare Verwandtschaft der technischen Zaubermittel des Films: Kamera- und Lichtführung, Bildeinstellung und Musikbegleitung, Sprache und

Bildschnittfolge, - mit den Mitteln des alten Theaterzaubers und der malerisch gegenständlichen Malerei sowie großer Musik die Kündigung aller nötigen Verwandtschaft mit der Tradition ausspricht. Der Film beginnt sich eigenständig von Welt und Mensch zu ernähren.

Die Lokomotiven Monets aber kommen immer noch aus dem Märchenwald, um eilfertig und zeitlos gelassen zugleich in ihr Phantasieland zurückzufahren. In der Realität ist jede Lokomotive ein Monster an Fragwürdigkeit bis heute, in Monets Verklärung ein Versprechen gewünschter Glücke.

An einen Schneesturm, den wir hinter unserer Fensterscheibe gemütlich geborgen mit Wohlbehagen bestaunen, erinnern die gekräuselten Dampf Wolken, die in allen Tönungen des Grau aus dem kelchartigen Schlot der Lokomotive aufsteigen. Und in unserer Augenlust spiegelt sich noch heute die taktile Lust des Malers wider, durch Verwischung der Realität einen unvergänglichen Augenblick inmitten der rasenden Zeit der Maschinen zu impressionieren.

(Juni 2007)

### **(93) Kopfsturz**

Georg Baselitz gesteht, er sei ein Maler ohne Talent, ohne die Fähigkeit zur Wiedergabe der Realität. Gleichwohl sei er unbedingt entschieden für Kunst, weder ein kunstloser Maler noch ein schlechter Künstler.

In dieser beklemmenden Selbsteinschätzung spricht sich zum einen das Pathos der Marginalisierung von Kunst aus, zum anderen der Wille zu einer Wahrheit, die nur durch eine neue kunstlose Kunst, eine niegewesene, aussprechbar sei. Daß hier aus einer Not eine Tugend gemacht wird, steht außer Zweifel. Bleibt die Frage, ob diese Not eine der Menschheit oder nur eine der Kunst ist.

Er kultiviere den rohen Malakt. Malen als pure sinnliche Aktion, die als solche den neuen Geist, die neue Wahrheit repräsentiere. Damit ist die Not als objektive der Kunst gesetzt: auch Künstler, die Talent zum Malen, zur akkuraten Wiedergabe von Realien hätten, würden angesichts der gefühlten Überflüssigkeit dieser - vormodern - talentierten Kunstfertigkeit eben diese - moderne - Not verspüren. - Schönberg über Cage: dieser habe kein Talent zum Komponieren von Musik, sei aber ein Genie der Erfindung.

Markenzeichen Baselitz' ist die auf dem Kopf „sitzende“ Figur, der zermahlte Kopfsturz des Fragments. Ein brachiales Symbol eines aggressiven Widerstands gegen das gemalte Motiv, das zugleich noch - „subersiv“ entstellt - verwendet wird. Ein weiterer Versuch, der expressionistischen Utopie, durch Inszenierung kunstlosen Materials unverstellte Kunst zu inszenieren, zu entkommen.

Während Kandinsky das Bild aus dem Bild wegsah, stellt es Baselitz auf den Kopf. Ein Maler also ohne Talent zur Malerei, deren Themen dennoch verbleiben: Landschaft, Akt, Porträt; der also Kandinskys Naivität, Formfragen seien in der Kunst sekundär, zurückweisen muß. Nur mittels dieses Regulativs, den dazu ist alle Gegenständlichkeit in moderner Malerei abgesunken, vermag sich der nichtmalende Maler als Abbilder des Unbewußten, des Erschreckens und des Vorvernünftigen auf den Märkten der modernen Malerei zu positionieren.

In dieser Funktion sakralisiert er den Schrei eines vorsprachlichen und prärationalen Zustandes des modernen Menschen, dem die religiöse und ethische Mitte abhanden kam, der also vom Stuhl fiel auf einen Kopf, der ihm nicht mehr zugehört und nicht mehr gehorcht. Nur auf den Märkten moderner Kunst kann die Hässlichkeit der modernen Ikonen als Beweis sakraler Anwesenheit und Aura gehandelt werden.

Neuerdings malt Baselitz auf Großformate, die am Boden liegend die Spuren seiner Schuhsohlen aufweisen. Der die Gestalt Suchende ist nun tatsächlich im Bild, aber nur mehr als Spur des verschwundenen hominiden Malers. Und die schwarzen Schuhstapfen bezeichnen zugleich die Spur des schamanischen Tanzes um den Ort eines Kultgegenstandes, am Produkt des "rohen Malaktes", der zu später weltgeschichtlicher Kunststunde zum ultimativen rituellen Selbstheiligungsakt letzter Archaiker aufsteigen sollte.

(August 2007)

### **(94) Monets Erfüllung**

Monets „Überwinternde Boote“ (1885) erfüllen eine Grundforderung von Hegels modernem Ideal moderner Kunst: das Bedeutungslose bedeutend machen. Die empirische Belanglosigkeit einiger Boote, die an einem völlig unscheinbaren Ort wintersüber vor sich hinwarten, diese karge Idylle der Nutzlosigkeit eines prosaischen Gebrauchsgegenstandes, wird zur Bühne einer bedeutsamen Begegnung: durch besondere Farbe, besondere

Perspektive, besondere Größenverschiebung, besondere Übertreibung besonderer Gegenstandsaspekte.

Die noch gegenständliche Malerei der Moderne möchte den Dingen des industriellen Gebrauchs eine Aura zurückgeben, die ihnen im anbrechenden Zeitalter omnipräsenter Industrie und Verzweckung erbarmungslos genommen wird. Ist nichts „Malerisches“ mehr in der Welt, muß speziell inszenierende Malerei einspringen, um eine künstliche Anschauungslust zu erzeugen, die des säkularen Menschen *dégout* an der Prosa seiner Gegenstandswelten besänftigt und tröstet, entlastet und befriedet.

Auch am Unterschied von vormodernem und modernem Stilleben erscheint der Unterscheid von vormodernem und modernem Ideal, auch die scheinbar ewige Gattung „Stilleben“ wurde durch den Bruch der Moderne zu einer gebrochenen. Nur formal scheint kein Unterschied und Gegensatz zwischen den vormodernen und modernen Stilen von Stilleben zu bestehen. Auf ewig scheint in jeder Art von Stilleben der ruhig gestellte Gebrauchsgegenstand gleichsam für immer bildhaft auszuruhen von Verbrauch und Verzweckung. Eine formale Definition des Stiles von „Stilleben“, die sich um die Frage nach der Schönheitsqualität der Bildinhalte nicht mehr bekümmert.

Daher darf und muß das Material im modernen Stilleben und Ding-Porträt formfrei outrieren, und die abstrakte Malerei ist nur die Vollendung der Formbefreiung vormoderner Malerei. Je trivialer die prosaische Welt prosaischer Dinge, umso poetischer die Welt selbsterzeugter Dinge durch selbsterzeugte Poesie. Eine Milchmädchenrechnung, für deren falsche Naivität ein unbezahlbarer Preis bezahlt werden muß: es ist nur eingebildet, was als neue Schönheit und neue Bedeutsamkeit behauptet wird. Aber Einbildung dieser Art ist nur ein anderes Wort für jene Freisetzung formbefreiter Materialität und Sinnlichkeit, der Monets überwinternde Boote huldigen.

Das Bild der radikal verbesonderten Materialkunst wird zur Ersatz- und Gegenwirklichkeit, und dieser Frevel an der Realität verdankt sich einer reflektierten Sinnlichkeit, als ob die unreflektiert anschauende unmöglich oder nur mehr als Kitsch möglich wäre. Als sei das moderne Bewusstsein, sich auf dem Weg in ein archaisches dünkend, längst schon und unaufhaltsam unterwegs in die unmalbare Innenwelt des Denkens und die nicht mehr durch vormoderne Kunst erreichbare Außenwelt von Fotografie und Film.

Können uns nur noch gewalttätige Sinnlichkeitsausbrüche am verbesonderten Gegenstand anhalten, dessen Bild zu schauen - in der Musik: dessen klingendes Äquivalent anzuhören (gegen die Welt des Denkens ist die des Hörens von Klängen eine noch äußerliche Welt), dann fragen wir nicht, welche neue Bedeutungserkenntnis hat der Maler in das Bild (der Komponist in den Klang) eingebracht, sondern: wie hat er es nur gemacht, einen belanglosen Gegenstand (ein belanglos gewordenes Klangmaterial) zu besonders erregender Erscheinung umzumalen?

Die neue Archaik ist eine von Technik, die Technik eines handwerklosen Handwerks, die Spontaneität einer reflektiert inszenierten Spontaneität. Die Wirklichkeit der modernen Realität transponiert auf die Bühne gemalter Theatersinnlichkeit, und als Schauspieler die großen bösen Kinder der freigesetzten Phantasie moderner Kunst, - im Parkett: Platons Höhlenpublikum.

(April 2008)

### **(95) Dürer befähigt uns**

Dürer befähigt uns, das Detail schärfer und zugleich das Ganze einer imaginierten Realität zusammenfassender zu sehen, als jede Photographie auch unter äußerster Anstrengung ihrer technologischen Virtuosität vermöchte. Ein Hase kann mühelos als Ganzes photographiert werden, aber immer nur und immer schon unter der realisierten Bedingung, daß die ideale Präsenz seiner ebenso nahen wie fernen Totalität, die sich einst im Okular der vormodernen Malerei fokussierte, ausgeblendet wird. Nur kraft universaler Blendung ist universale Photographie möglich, nur unter dieser Bedingung ist ihr Aufstieg zur globalen Jedermannskunst erkaufte.

Daher ist auch die Art der Unvergesslichkeit, die uns Dürer beschert, eine andere, als uns die besten Photographien bescheren. Und ebenso ist vom vormodernen Sehakt die Unvergesslichkeit des modernen Sehaktes geschieden, etwa die der abstrakten Malerei, die ihre Unvergesslichkeit um den hohen Preis des Gegenstandsverlustes erkaufte.

Der Abstraktionsblick und dessen peinliche (Nicht)Bildvergegenständlichung generiert das Denkmal einer unvergesslich sein sollenden Reflexion auf ein Etwas, das eine nicht mehr erscheinbare Gegenständlichkeit präsentiert. Dagegen bewahrt der photographische Blick den universalen Bildcharakter von Welt, und keiner Art von Reflexion über die erscheinende Welt wird der freie Zugang verwehrt. Er muß nicht zerstören, um reflektieren zu können.



Das vormoderne Bild und dessen Blick war und ist eine Einheit von Reflexion und Sehakt, deren einmalige und unwiederholbare Synthese beiden Faktoren eine Wahrheit und Schönheit zugänglich machte, die nur als verwirklichtes Ideal geschauter Weltwahrheit und –schönheit möglich war. Diese Schönheit wird durch Photographie oder abstrakte Übermalung nicht wahrhafter, ihre Wahrheit durch kein modernes Reflexionsmedium schöner.

In keinem Gebilde der Dürerschen Malerey verselbständigt sich Reflexion als gewalttätige Abstraktion gegen den ruhigen Ritus sinnlichen Wahrnehmens. Dennoch geschieht kein gewöhnliches, kein normales Wahrnehmen von Welt, da diese in ein erhöhtes Bild hinaufgesetzt wurde und somit eine sogenannte ästhetische, eine wahrhaft schöne Wahrnehmung als exzellent detaillierende und umfassende fordert.

Diese exzellente Wahrnehmung war und ist schon ihre eigene Reflexion, des Sehens von Welt eigene, eine im Kern rituelle, und daher befugt und befähigt, Urgebilde zu schaffen. Vom wirklichen Hasen unterscheidet den Dürerschen daher mehr als nur der Unterschied von Realität und Kunst. An den Dürerschen reicht kein wirklicher heran, weil der dürerisch Gesehene alle nur wirklich Gesehenen urwesentlich transzendiert.

Der kubistische Blick beansprucht, wahre Erfahrung und rechtes Sehen moderner Wirklichkeit zu sein. Aber dieser Anspruch ist nicht nur nicht durch reales Sehen verifizierbar und in die Normalität des rituellen Alltagssehens überführbar, er kann sich auch nicht durch eine Reflexion auf unser Sehen von Welt begründen, die durch Vernunftbegriffe legitimiert wäre. Weder als Analyse vorhandener, noch als Synthese noch nicht vorhandener – künstlicher – Welten vermag sein Anspruch durchzuhalten. Er ist, was er war: ästhetisches Experiment der zu sich befreiten Malerei.

Wirft aber der abstrakte Malerblick dem sogenannten Normalblick vor, an mangelnder Vorstellungsphantasie und Abstraktionskraft zu leiden, trifft der Gegenvorwurf vernichtend: daß jede wissenschaftliche Reflexion jede nur mehr ästhetische an Verbindlichkeit und Wahrheitsfähigkeit übertrifft, und jeder Film ein Quantum und Qualum an Phantasie vorführt, gegen deren Macht alle bildabstrakte nur mehr als kindlich zurückgebliebene Vorstellungsphantasie agiert.

Ist aber die Definitionsmacht über die moderne Welt der Erkenntnismacht der Wissenschaften, die Phantasiemacht über dieselbe moderne Welt den Geistern des Films überantwortet, ist für mögliche künftige Entwicklungen abstrakter Künste guter Rat teuer geworden.

Als Fluchtpunkte der reflexiv gewordenen Sinnlichkeit - als Sehen, Schauen, Wahrnehmen, Betrachten und sofort - finden wir unter den Bedingungen realisierter Moderne daher einerseits eine Reflexionsschau, die alle Erscheinungen bis auf ihren Grund durchschaut, weil sie diesen bereits erkannt und durchdacht hat. Andererseits die ewige Wiederkehr des Kinderblicks auf diese Welt, dem alles wie ein Wunder erscheint, da sich noch keine Reflexion auf wahre oder falsche Gründe der Erscheinungen einschleichen konnte.

Dem Systemblick des Astronomen, des Geologen, des Atomphysikers, des Biologen, nicht zuletzt des Mediziners unter allen anderen ihresgleichen, zeigen sich bewegte, nach Gesetzen und Regeln wie deren Ausnahmen sich bewegende Erscheinungen. Der begriffene Wesensgrund ist verbindliches Regulativ wirklichkeitserfüllter Reflexionsschau.

Reflexiv ‚sehen‘ wir bewegte Kontinente, Gebirge, Sonnen, Galaxien, Zellen, Atome und sofort, wir ‚schauen‘ die Gründe zu den Bildern und Modellbildern der Erscheinungen hinzu, ein Hinzuschauen, das nicht dem Belieben beliebiger Perspektiven folgt. Es ist nicht Hinzuschauen, sondern ein Herausschauen: Folge des ergründeten Grundes, nicht beliebige Suche desselben.

Und es bedarf keiner kubistischen Verrenkungen, Verdrehungen und Zerteilungen, um die Vielfalt aller einfachen Erscheinungen, - und kaum eine, die nicht als einfache, wenigstens modelleinfache, erscheinen könnte - einer verbindlichen Durchschau zuführen zu können. Weder der Schein der einfachen Erscheinung, noch der Unschein ihres komplexen Grundes bleibt der schauenden Reflexion verborgen.

Auf der ganz anderen Seite real existierender Säkularmoderne das reflexionsunbefleckte Schauen des Kindes, dem alles wie ein Wunder erscheint, da sich noch keine Reflexion und Suche nach wahren oder falschen Gründen eingeschlichen hat. Reine Mimesis an die Erscheinung, reine Nachbildung des Bildes, schlechthin gedankenlose Versenkung und Wiedergabe des Vorhandenen, die Welt als sinnliche, in unvergleichlichen Düften, in vertrautester Unvertrautheit widerfahrend.

Daher tönt in jeder einzelnen Erscheinung noch die Welt als ganze an, ist jeder Augenblick lebendig als ursprünglicher Widerschein unerkannter Gründe und Geheimnisse, ist der Geist noch erwachendes Tier, in dem Umwelt und Welt noch ungeschieden verschlungen.

Daß diese Symbiose von Ich und Welt, von Welt und Ding, von Ich und Du, von Ich und Wir unverlierbar scheint, entdeckt sich unserer

Erinnerung als schmerzlichster Verlust, als Urschmerz jedes Scheins. Damals war noch jede Willkür geheiligt, jeder sinnliche Entscheidungsakt wie durch Geist genötigt, alles authentisch und seine eigene Wahrheit.

In Dürers Bild erscheint Realität geklärt, geklärt von jeder Beliebigkeit, Unachtsamkeit, Zufälligkeit, Falschheit, von allen Ingredienzien gewöhnlicher Realitätserfahrung. Ein verwesentliches Bild, in dem die Erscheinung in ihr Wesen hineingestorben und dadurch als seine Verewigung wiederauferstanden ist.

Davon mußte sich reflexiv gewordene Kunst verabschieden. Sie vergleichgültigt die Grundreflexion der Erscheinung und setzt an deren Stelle eine Reflexion des Grundes künstlerischen Tuns und Lassens. Diese zielt nicht mehr in das Wesen der Erscheinung hinein, sondern über diese hinaus in eine andere, und daher verstörte Reflexion. Sie reflektiert Gedanken, mehr als genug, aber nicht mehr die richtigen am richtigen Ort, sie folgt dem Belieben beliebig gewählter Perspektiven.

Auch an Dürers Akelei, diesem vielleicht fälschlich zugeschrieben, lässt sich der primäre Akt von Aura reflexiv erschauen: Ferne wird zur Nähe, Nähe zur Ferne verbracht. Einzig diese Synthese ergibt eine nichtkontingente Wahrnehmung, die Anspruch auf unbedingte Schönheit und deren Wahrheit erheben kann.

Die natürlichen oder künstlichen Synthesen dieser gewöhnlich geschauten Welt erbringen entweder unbestimmte Ferne oder exakte Nähe. Und mit dieser Trennung die trockene Lehre, daß endliche Wesen nicht an zwei Örtern zugleich erscheinen können. In der ästhetischen Wahrnehmung, die noch nicht moderne „ästhetische“ war, sind wir hier und dort zugleich, überschauen wir mit transzendtem Blick die Erscheinung und ihr Wesen.

Sie tritt aus diesem heraus wie aus ihrer Transzendenz, und sie tritt zugleich in diese zurück wie in ihre letzte Heimat. Dabei wirklich anwesend, kehrt unser Auge beglückt in sich zurück, um den Selbstgenuß erfüllter Schau zu erschauen.

(Oktober 2009)

## **(96) Seurats Welt**

Seurats Bilder sind noch nach der Natur gemalt, aber zugleich durch ein Nach von Natur übermalt. Nach dem Ableben des lebendigen Vorbildes wird ein Nachbild in der Geschichte der Malerei notwendig und als moderne (Kunst)Natur lebendig. Diese ist ein Produkt abstrahierender

Atelierphantasie, die zwar noch an die vergangene Erfahrung vormoderner Malerei erinnert, aber gebrochen durch das Okular der neuen Phantasie, die eine neue Erfahrung über eine scheinbar alt gewordene Welt als eine neue Welt neuer Malerei offenbart.

Eine Kunstnatur, die jener durch die vormoderne Malerei scheinbar nur konterfeiten Natur ein Surplus an Wahrheit und Wahrhaftigkeit vorauszuhaben scheint. Ein Schein vom Schein, der moderne des vormodernen, dessen praktischer Imperativ lautet: wenn schon (nochmals) „nach“ der Natur malen, dann nur mehr zugleich „nach“ der freien Phantasie befreiter Malerei.

Bedeutet Abstrahieren vom Konkreten absehen, und das Konkrete vom Abstrahieren absehen, so ist nicht zu sehen, wie die neue Freiheit ohne Abstraktion von der alten praktiziert werden könnte. Die Revolution gegen das Gegenständliche ist eine gegen den vormodernen Mal-Schein, der als klassizistischer seine absolute Grenze erreicht hatte. Liegt die Darstellung des Konkreten in der Allmacht freier Kunst, ist der Aufruf, eine gleichsam neue Natur im Bilde zu erschaffen, unausweichlich.

Man hat den punktierten Flächen Seurats antikünstlerische Verwissenschaftlichung der Malerei vorgeworfen; er praktiziere ein analytisches Punktieren im Gefilde des synthetischen Pinselstrichs. Er möchte eigentlich photographieren oder mehr noch: die Photographie durch technische Malerei überbieten.

Das Gegenteil ist der Fall: Seurats Gravelaine-Kanal könnte noch in tausend anderen Abendstimmungen punktiert werden, und kein Einspruch gegen eine Serie dieser Eigenart wäre möglich, kein Urteil könnte sich auf irgendwelche Restkriterien des vormodernen ästhetischen Urteils berufen, um gut von schlecht, wahr von unwahr, richtig von falsch zu unterscheiden.

Die Freiheit des Punktpinsels ermöglichte eine Seuratsche Welt, und dies genügte dem neuen Imperativ, auch wenn uns der Schrecken der Anonymität, die aus seinen Bildern spricht, noch heute erschreckt. Menschen als punktierte Figurenstaffage, die das Wesen der vormodernen Figurenstaffage unbarmherzig auf den Punkt bringen möchten und dadurch endgültig verfehlen, als unmalbar auffällig machen. Deren Unschuld war schuldig geworden.

Transzendiert Kunst die Gegenstände dieser Welt nicht mehr in deren eigenes universales Wesen, transzendiert sich Kunst in ihr eigenes Wesen, und jenes aller vormodernen Kunst erscheint plötzlich als Unwesen. Dieser

Irrtum rächt sich bereits, wenn wir fragen, warum Seurat noch gegenständlich „malte“, nachdem doch der (Wesens)Sinn gemalter Gegenstände aus dieser Welt zu verschwinden begonnen hatte.

Muß die Sinnlichkeit neuer Kunst eine eigene sinnliche Welt erschaffen, kann dies nur geschehen, indem sie sich als Handlanger der Reflexion, als Hilfskraft des Denkens verdingt. Sie dachte, frei zu komponieren, um neue Freiheitswelten zu erschaffen, aber eben darin dachte sie nur, frei von allen Fesseln komponieren zu können. Und selbstauferlegte sind schmerzhafter als die einst von Kirche und Gesellschaft auferlegten.

Wird durch Kunst unsere Welt zur Abstraktion, möchte jedes Bild einen Begriff formulieren, jedoch einen, der nicht wieder in unsere konkrete Welt zurückkehren soll, nicht wieder sich als universale Welt realisieren soll. Dies ist ein aberwitziger Vorschlag von Versöhnung; unser Verweilen im abstrakten Bild ist nur mehr als Verabschieden aller realen Welt möglich.

Wir können nicht wünschen, diese unsere reale Welt möge uns so begegnen, wie sie uns in der Seuratschen Welt begegnet; und wir können auch nicht wünschen, der Seuratschen Welt möge sich eine neue, eine infantil vereinfachte Welt entschöpfen.

Nochmals rächt sich der moderne Irrtum: Die Einzigartigkeit der Seuratschen Welt fällt mit ihrer Originalität, keiner nichteinzigartigen mehr zu bedürfen, zusammen. Ihre Individualität ist ihre eigene Gattung. In der Geschichte der vormodernen Malerei wurden erschöpfte Stile manieristisch, in der Moderne wird die Malerei selbst zu Manier, zur freigesetzten Machbarkeit jedes nur denkbaren „Stils“, - ein Schein von Stil, in dem der gewesene verwest.

(November 2009)

### **(97) Fra Angelicos Kreuzabnahme (1437)**

In Fra Angelicos Kreuzabnahme (1437) prangen die goldenen Scheiben des Heiligenscheins unvermittelt über den Köpfen der Figuren; unvermittelt für unseren säkularen Blick, nicht für jenen des fernen Säkulum. Kein Widerspruch wurde erblickt zwischen der Virtuosität neuer freier Malkunst und den Ikonen des kirchlichen Altarbildes.

Dennoch vollzieht bereits Raffael eine vollendete Aufhebung der Ikone in ein Heiligenbild, das sich als Kunstbild vollkommen genügt. Was wir unter dem Decknamen „Renaissance“ in unser kunstgeschichtliches Vokabular

eingeführt haben, zwang und ermächtigte den Maler, die Ikone auf dem revolutionären Altar einer Kunst zu opfern, die ihre freie und autonome, wenn auch noch vormoderne Evolution begonnen hatte.

Wohl ahnten die orthodoxen Geister der Kirche eine Gefahr: bereits im ikonischen Altarbild, dessen Zentralessage die Urheiligen des Glaubens mit Heiligenschein zu verbindlicher Andacht präsentiert, wird eine Ästhetisierung der Ikone betrieben, eine Verselbständigung des Bildes als Bildes, die eine Ermächtigung des Bildes zu eigener Bildkraft enthielt und ankündigte.

Die Bilddarsteller der heiligen Handlungen werden zu Selbstdarstellern derselben Handlungen. Ihr Äußeres wird so bedeutsam wie das Innere des Ikonenbildes, wie dessen religiöse Verkündigung. Das Bild wird eine Gewandung des Gehaltes, diesen von innen verwandelnd. Ein evolutionsfähiges Prinzip, das an den Figuren manifest wird: durch prächtige Farben, ritualisierten Faltenwurf der Gewänder und Inszenierung der Posen und Positionierungen aller Figuren. Ein ästhetisches Pathos entsteht, das sich vom religiösen zu trennen untersteht.

Für unseren säkularen Sinn ist Farbe als der Malerei ureigenste Sinnlichkeit entdeckt, und in jedem Faltenwurf erkennen wir zuerst und zuletzt eine Äußerung des sogenannten ästhetischen Urphänomens Welle. Es ist für uns kein Widerspruch, sondern dessen Gegenteil, daß sich Farbe, Welle und inszenierte Figuration mit religiösen Inhalten nur äußerlich verbinden, sich folglich von ihnen lösen und auf säkulare Inhalte wechseln konnten und sollten.

Ähnliches widerfuhr den noch religiös gehaltenen Formen der Musik spätestens in der musikgeschichtlichen Station Barock. Wir glauben zwar, in Bachs Musik den Glauben Bachs und seiner konfessionellen Zeitgenossen zu vernehmen, doch vernehmen wir nur die klingende Gewandung und musikalische Verbildlichung des uns unzugänglich gewordenen Glaubensinhaltes jener Tage und Nächte.

In Fra Angelicos Kreuzabnahme wirkt das Rot an den Togen der Heiligen Frauen und des anbetend niederknienden florentinischen Edelmannes unerträglich kitschig, wenn sie als ästhetische Erscheinung, die sie auch sind, wahrgenommen und mit dem religiösen Geschehen äußerlich verglichen werden müssen. Gegen dieses säkulare Verhalten hilft wenig ein kunstwissenschaftlicher Kommentar, der uns versichert und belehrt, daß Rot als Symbolempfindung für Göttliches und göttliche Liebe dereinst wirkte und wirkliche Wirklichkeit war.

Unser Bildbewusstsein kennt und anerkennt keine bindend vorgegebenen Symbolempfindungen mehr, weshalb deren Realität, die doch in den alten Bildern inkarniert bleibt, nur mehr durch eine reflektierte Art sekundärer Kunstbemühung mit den Bildinhalten verknüpft werden kann.

Diese säkulare Crux jeder heutigen, stets ästhetischen Wahrnehmung religiöser Bilder, ist unversöhnbar, und moderne religiöse Bilder und Gebilde sind entweder wirklicher Kitsch oder Produkte der freien Phantasie säkularer Künstler, folglich nicht Jedermanns Sache und Symbol.

Auch ist die Wellenbewegung an den Kleidern, als Ästhetikum goutiert, nur ein forcierter Ausdruck einer freien Gleichgültigkeit gegen jenes Heilsgeschehen. Der Ausdruck einer narzißtischen Selbstverschönerung und nicht mehr unmittelbar als Gleichnis eines Glaubenspanzers erfahrbar, der den Leidenkörper des Menschen befriedend und versöhnend umhüllte.

Dennoch wird verweilende Andacht vor Fra Angelicos Kreuzabnahme bemerken, daß Ästhetisierung und Vergeistigung koinzidieren. Der vom Kreuz genommene Leichnam scheint wie durch sich selbst herabzuschweben, so wenig bedarf es menschlicher Hände, die ihn berühren, stützen und tragen.

Eine vollendete bildliche Inszenierung des gottmenschlichen „Es ist vollbracht“, die den dargestellten Heiligen und Menschen die Kraft gewährt, in ruhiger und schön erscheinender Würde etwas darzustellen, das ihnen das Herz bräche, müßten sie es in der Wirklichkeit des irdischen Lebens - ohne Heiligenschein - ertragen.

(November 2009)

### **(98) Friedrich - Morgen im Riesengebirge**

An Friedrichs Morgen im Riesengebirge weiß der wahre Betrachter nicht, was er mehr bewundern soll: das Dargestellte oder die Darstellung. Und der Inhalt dieser verwunderten Aussage steht unter keiner modernen „Als-ob-Klausel“, unter keinem ironischen Vorbehalt „ästhetischer“ Postmoderne.

In der Malerei der Vormoderne, die auch mit Friedrich auszuklingen beginnt, ist der Status von Verwunderung noch ungebrochen, Ausdruck und Bestätigung einer mimetischen Einheit von Darstellung und Dargestelltem: durch universalen Stil ermöglicht, durch originales Genie verwirklicht.

Auch Friedrichs Malerei ist insofern noch „philosophischer“ und „religiöser“ als alle moderne Malerei, der die vermalte Naivität und Originalität der noch ungebrochenen Schönheit – der Einheit des Dargestellten und der Darstellung – unzugänglich werden mußte.

Kunst kann vormodern noch bewundern, und darin geschah jene Transzendierung des natürlichen Eindrucks und Anblicks der Natur auf einen Idealblick hin, dessen Schönheit sowohl auf Prinzipien anschaulicher Natur wie mimetisch vollziehbarer Kunst gründete.

Dennoch wird der Naturblick gänzlich in den Kunstblick erhoben, weil nur in diesem eine auch natürlich anschauliche Welt als verwunderungsfähiges Schönheitsfaktum angeschaut werden kann. Es ist ein Wunder der Kunst, nicht der Natur. Malerei ist es, die diese Welt als Schönheitsfaktum bewundert, und dadurch eine ästhetische Gegenwelt und Gegennatur hervorbringt, die diesen Namen noch verdient.

Dass aber Idee und Praxis von Bewunderung nicht ohne die der Vollkommenheit möglich sind, wird im Bilde vorgeführt und vom Betrachter als Verwunderung erfahren. Vormoderne Kunst litt noch eine vollständige Anerkennung gegebener Natur(blicke), und transzendierte das Naturschöne zugleich als ideale Kunstschönheit.

Davon kann die moderne Malerei nicht einmal mehr (kitschig) träumen, weil ihr reflexives Versessensein auf sich und ihre Freiheit unendliche Darstellungsträume freisetzt, getreu der Veränderung unseres Weltblickes auf die Natur, der gleichfalls radikal reflexiv wurde, worüber der Realismus sogenannter realistischer Naturphotographie nur hinwegtäuscht.

Daher bewundern wir an den sogenannten großen Malern der Moderne lediglich die Darstellung, nicht mehr das Dargestellte, sofern überhaupt noch einer von Welt vorgegeben ist.

Weil in moderner Malerei die Produktion endgültig befreiter Kunstphantasie fließt, mußte deren künstliche Welt das Arkanum wirklicher Kunstschönheit fliehen und verlassen.

Warum aber der gekreuzte Christus in Friedrichs Naturbildern zu einer hermeneutischen Staffage werden muß, besonders auf einem Gipfel des kunstschn gewordenen Riesengebirges, ist des Überlegens, nicht mehr des Bewunderns wert.

Die gestellte Naivität religiöser Berührung ist keine mehr, der Abfall des Schönen vom Wahren (der Religion) ist nahegerückt. Der gekreuzigte Leib des Herrn wird zum ästhetisierten, ätherisch-impressionistisch



depravierten Farbleck, an den religiöse Empfindungen, gar wirkliche Andacht, nur mehr aus weiter Ferne zu knüpfen sind. In dieser Trennung von Kunst und Religion wird jene ironisch, diese unanschaulich reflexiv.

Daß wir der Milde von Friedrichs Bergewellen in keiner realen, auch keiner photographierten Natur wiederbegegnen, versteht sich; diese Milde ist das Aroma des absoluten Geistes, bevor er von sich die Tatze des Kitsches zurücklässt.

Das Schöne der Kunst wird (Kunst)Ideologie, bewusste (Über)Inszenierung, unwiderrufbar die Trennung von Inhalt und Form, weil Dargestelltes und Darstellung uneins werden: unschöne Einheit, sei es als Kitsch, sei es als willkürlicher Darstellungsstil nachuniversaler Stilfindung. Ein Naturbild van Goghs wirkt wie gekocht, eines von Friedrich wie geträumt.

Bei Friedrich wird Natur nochmals im Schein wahrer Kunst wiedergezeugt, nochmals wird der Schein von Natur nicht gebrochen, nicht durchbrochen, nicht zerbrochen, sondern übermalt, wenn anders dieses Wort in der Moderne noch möglich sein sollte.

Cezannes „Berge“ vollziehen das unerbittliche Los moderner Malerei, sie beuten die Natur (nur mehr) zu individualisierten Darstellungszwecken aus, Friedrichs Bilder verklären sie und deren Darstellung durch schöne Malerey. Malerei und Malerey: zwei Wörter für nur scheinbar dieselbe Sache.

(November 2009)

## **(99) Große Stile**

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts erreichten die großen Stile der vormodernen Malerei ihren Endhafen Museum und in diesem die Kulde des modernen Ausstellungsbetriebes. Dieser führt einem modernen Massenbesucher Bilder vor, die nicht für Betriebe und Massen, sondern für Mächtige und Herrschende, für Kenner und Genießer geschaffen wurden. Daher auch die großen Cicerone für Kenner und Genießer der Belle Epoque angehören.

Seit dem 20. Jahrhundert wird zugleich die historische Genese und Wirkungsgeschichte der großen Stile vormoderner Malerei dokumentiert, erforscht und vermittelt. Ein hyperfleißiges Unternehmen, das eine Wissenskultur als Metakultur der noch ästhetischen Primärkultur generiert hat. Darin verschränken sich Anfang und Ende der vormodernen

Malerei, und beinahe unwiderstehlich erscheint der Versuch der Versuchung, die moderne Malerei als erfolgreiche Fortsetzung der vormodernen zu deuten und schauen.

Die Kluft zwischen einstiger und heutiger Bedeutung der großen Stile und ihrer Werke müsste uns und würde uns nicht interessieren, wenn deren heutige Bedeutung mehr als eine historische wäre. Eine historische ist aber ohne historische Bildung und Wissen, ohne Kenntnis der historischen Genese und Wirkungsgeschichte gewesener Kunst nicht zu haben. Und jeder Cicerone dieser historisch-wissenschaftlichen Metakultur kann nur innerhalb des Betriebes der Ausstellungskulte sinnvoll tätig sein, deren Prämissen und Zwecke bestätigend und ausführend.

Dieser spricht nicht daher nicht mehr über Unterschiede und Abstufungen der Schönheit und Wahrheit der Werke, nicht mehr über den ästhetischen Selbstwert der Stile, in denen die Werke möglich wurden, sondern über den Wandel der Zeiten und der Meistergenies, die diesen Wandel angeblich möglich gemacht haben. Er modelliert einen historischen Blick auf die vormoderne Genese und Wirkungsgeschichte, der zugleich ein moderner ist, kein metahistorischer und kein wirklich ästhetischer im metahistorischen Sinn von Ästhetik.

Sein Blick und Deuten setzt die Prämissen und Zwecke der modernen Malerei als Endprämissen und Endzwecke der vormodernen Malerei bewußt oder unbewusst voraus. Er spricht nicht mehr über die alten Hüte des Wahren, Guten und Schönen, sondern über die modernen Hüte des die Kunst befreienden und zu sich entgrenzenden Meistergenies, das zu allen Zeiten die Entwicklung seiner Kunst betrieben und angetrieben habe.

Und indem er diese historisch-ahistorische Lehre in die Geschichte der vormodernen Malerei projiziert, erzeugt er einen modernen Historismus als Selbstaufhebung von Historismus, ohne eine wirklich metahistorische Diskursebene erreichen zu können, obwohl er insgeheim bereits – als wissenschaftlicher und panoptikaler Kenner – über beiden Ebenen und Geschichten – der vormodernen und modernen – Platz genommen hat. Er findet beide im Betrieb von Museum und Galerie vor, er müsste sie nur noch durch Vernunft vergleichen und abgleichen, um zu erkennen what's going on.

An Parmigianinos Pallas Athene von 1539 sehen wir unwillkürlich: dies ist nicht gelogene Schönheit, es ist wahrhafte Idealisierung, ideale Wahrheit. Jeder Versuch eines modernen Malers, dergleichen zu „wiederholen“, wäre zu Kitsch und Unwahrheit verurteilt.

An Hendrick Avercamps Winter- und Eislandschaften am Übergang zum 17. Jahrhundert erblicken wir das Wunder gemalter Stimmigkeit. Nicht nur stimmen die Elemente und Faktoren der Formen und Inhalte zusammen, die Schichten und Subschichten der Bildanlage, es stimmen vollendet schön ausgedrückte Inhalte zusammen und in ein Ganzes ein, das ein wirkliches, ein vollkommen unfragmentiertes Ganzes ist, eine untadelige Moralität, Schönheit und Wahrheit.

Die Anzahl der Dinge und Personen, deren Proportionsentfernungen, deren klirrekalt aufeinander abgestimmte Färbung, deren Positionierung, deren Bewegung und Habitus: eine auratische Zusammenstimmung, die dem vormodernen Künstler nur als unbewusste zugänglich, nur als universale Stilpraxis bewußt wurde.

Diese Zusammenstimmung ist das eigentlich Auratische, denn der Inhalt seiner Bilder, für sich betrachtet, ist modern beliebig: ein säkularer Zeitvertreib des holländisches All- oder Festtages, - Menschen vergnügen sich an und auf einem zugefrorenen See.

Kein Maler der Moderne könnte sich in diese auratische Naivität zurückversetzen, die das eidos und die dynamis vormoderner Malerei zusammenfaßt. Und ein Kopist ist nicht Maler, sondern Kopist.

Dennoch werden wir in der freien Betrachtung dieser Aura in den vormodernen Geist und dessen Schranken zurückversetzt. Wir sehen jetzt und heute einen Bildgeist von damals, der diese Welt längst verlassen hat. Wir sehen das Bild und dessen Geist, aber dessen Geist ist nicht mehr der unsrige. Gerade deshalb können wir ihn als präsenten Geist, als unseren anderen, unseren Vorgängergeist erfahren und durchdringen.

Wir treten in das Innere eines Hauses, dessen Räume und Einrichtungen vollständig erhalten geblieben sind; obwohl der Besitzer des Hauses vor vielen, vielen Jahren verstorben ist. Könnten wir ihn heute fragen, warum er sein Haus so und nicht anders eingerichtet habe, würde er uns keiner Antwort würdigen und uns herablassend an sein Erhaltungswunder weisen.

Wem sich die auratische Bewegung der Gebilde eröffnet, dem offenbart sich auch die Hierarchie ihrer unüberbietbaren Schönheit. Wenn der Ausdruck nicht missverständlich wäre, konnte man die Erfahrung der auratischen Bewegung und Vollendung als Ewigkeitsverhalten bezeichnen.

Denn weder geschieht in dieser Begegnung, daß wir das Alte durch die Brille des Neuen, noch durch die Brille des Alten, als zeitgenössisches Abbild eines verwesten Geistes, der in uns auferstehen könnte, erblicken.

Weder geschieht der projektive Historismus der ästhetischen Moderne noch der vermeintlich das Vergangene nur reproduzierende Historismus der wissenschaftlichen Moderne.

(November 2009)

### **(100) Raffaels Universalsprache**

Raffaels entrückter Schönheitsblick in seine aktuelle Welt verdankt sich seiner Personalisierung des Epochenstils, durch den zugleich jener Schönheitsblick ermöglicht wurde. Ein unhintergebar Zirkel, der erste und grundlegende, weil Sehen und Malen, Erkennen und Vergegenständlichen zwei Seiten einer Medaille, nicht getrennt möglich sind.

Leos des X. Porträt mit Kardinälen beweist die Untrennbarkeit von Stil und Blick bis heute. Die Lebendigkeit von Raffaels Gesichtern, Gestalten und Szenen ist ebenso ‚rein-geistig‘ wie ‚rein-bildlich‘, nach innen und nach außen ein Unendliches umzirkend - das Bildleben verlebendigender Schönheit.

Ein verewigendes Schönheitsleben daher, in dem und durch das dargestellt zu werden, das unendliche Interesse und Wohlgefallen von Päpsten, Königen, Fürsten und Adligen erregen mußte. Auch deren Leben war in aller Regel erbarmungswürdig real, und konnte doch durch ein Medium der Verewigung im Geist vollendeter Schönheit und deren Eigenwahrheit getilgt werden. Eine „Übermalung“ als Machtbeweis höchster Kunst, der noch nicht ein nur „ästhetischer“, sondern ein zugleich politischer Machtbeweis war.

Höchste Kunst und höchste Macht vereint und einander repräsentierend, obwohl die Religion, der diese Kunst entsprang, immer schon über alle Kunst hinaus war. Daß der Stil Raffaels, jener der Renaissance und der Vormoderne überhaupt, heute nur mehr als Kitsch möglich, ist auch durch die vollständige Verselbständigung von Kunst und Politik, durch deren spätere Trennung bedingt. Das Papsttum hat seither Federn lassen müssen, die feudalen Herrschaftssysteme haben das Zeitliche segnen müssen.

Und auch weil Kunst nicht mehr zur Repräsentation höchster Macht auf Erden taugt, glauben wir nicht mehr an das Ewigkeitsleben des schönen Scheins, sondern denunzieren diesen Glauben als „Klassizismus“ oder „Ästhetizismus“ oder „Historismus“ oder Kitsch.

Da der moderne Mensch durch die modernen Künste gelernt hat, das Schöne schöner Kunst zu hassen, stellt sich die Frage, wie Raffaels Schönheitsblick und dessen idealer Lebendigkeitsschein heute erfahren, integriert, gar genossen werden soll? Die Kardinäle und Päpste seiner Zeit, deren Regierende und Machthabende, alle Kaiser und Könige und Fürsten samt Anhang und Beigabe gehen uns als Lebendige von heute nichts mehr an; ihre kümmerlichen heutigen Nachfahren zieren die säkularen biblia paupera der einschlägigen Illustrierten und Filmwelten. Und auch Raffaels religiöse Bilder und Altarbilder trennt der historische Abgrund unwiederbringlich.

Wie sich verhalten zu Inhalten, deren Realgehalt teils verschwunden, teils historisch und antiquarisch geworden ist? Wie sich verhalten zu dieser Kollision von radikaler Vergänglichkeit und unüberbietbarer Lebendigkeit?

Die Schönheit der noch ungebrochen schönen Kunst verdankte sich der Arbeit und Geschichte einer Universalsprache, gedankenlos „Stil“ genannt, einer Sprache, die sich in Werken aus- und zu Ende sprechen mußte. Immerhin sprach sie noch bis ins 19. Jahrhundert in Folge. Daher muß auch die Geschichte des Schönheits-Ideals der vormodernen Künste als ideale aufgefasst werden, als eine Folge idealer Sprachen, die nach ihrem Ende als tote Sprachen zurückbleiben.

Daß ihnen in der Moderne keine weiterzuentwickelnde Praxis obliegt, ist jedoch keine Antwort auf die Frage, wie unser theoretisches Verhältnis zur Geschichte des Ideals sich gestalten soll. Keine unwichtige Frage für einen Betrieb und Diskurs von Kunst, der diese Grenze von Vormoderne und Moderne zu tabuisieren und nivellieren pflegt.

Der sich daher nicht die Frage stellt, wie die alten Stile und Werke in einer ihnen - und damit uns als nicht nur modernen und nicht nur historisch Gebundenen - gemäßen Art und Weise präsentiert, beachtet, beurteilt und bewertet werden sollen. Wie ein Erlebnis werden soll, was einst ein anderes war.

Ihr Zweitleben nach abgelaufenem Erstleben hat erst begonnen oder vielmehr noch nicht oder kaum begonnen, weil die unbemerkte Tabuisierung und Nivellierung keinen angemessenen „Diskurs“ darüber hat entstehen lassen. Wie mag eine Idealrezeption einer Idealgeschichte, eine Idealandacht idealer Werkhierarchien, eine ideale Wissenschaft idealer Werkinhalte zu konzeptieren und zu organisieren sein? Eine neue Gasse, ein neues Domizil für eine neue Freimaurerei?

In der ungeheuren ‚Präsenz‘ der Gestalten und Gemälde Raffaels, in ihrer inneren Monumentalität, spricht die reine Bildsprache noch heute zu uns, erreicht sie noch unser Verständnis und erlebbare Einsicht, daß ein Einmaliges und Unwiederbringliches dargebracht wird. Kein Detail, kein Ganzes, keine Szene, kein Gesicht, das nicht durch und durch sprechend zu uns spräche. Kaum glaubt der Betrachter, daß so sprechende Gestalten so ruhig und unbewegt nur dasitzen, so beharrlich und ohne Ende uns anschauen können. Noch weniger, daß sie so verbleiben, wenn wir unseren Blick von ihnen abwenden.

Es liegt im Wesen von Idealsprachen, lassen sie sich in den Raum sinnlicher Kunst und ihrer Geschichte ein, daß sie nur einmal, nur unwiederholbar originär sein können. Widrigenfalls wären die Künste und ihre originalen Schönheitssprachen mit den Sprachen der Mathematik identisch.

Weil aber Päpste, Kardinäle, Könige, Fürsten und mythische Götter und Heroen nicht mehr Repräsentanten unserer Freiheit sein können, weiß unser modernes Gemüt nicht, wie es sich zum Bildsprechen des ausgesprochenen Ideals und seiner universalen Semantik und Grammatik verhalten soll. Es glaubt, das Spiel spielender Kinder zu sehen, das Sprechen kindhafter Sprachen zu hören.

Es sieht auch richtig und hört auch richtig, aber die Wahrheit dieser Richtigkeit ist mit dieser nicht abgetan, wie jene wissen, die das wüste Meer der Moderne in der Arche des Ideals durchfahren.

(November 2009)